L. O. Germ.
402^{+.} — 1

E

<36608223880016

<36608223880016

Bayer. Staatsbibliothek

Julius und Evagoras

oder:

die Schönheit der Seele.

Ein philosophischer Roman

von

Jakob Friedrich Fries.

Erster Band.

Zweyte vermehrte Auflage.

Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben lässet für seine Freunde.

Heidelberg,
bey Christian Friedrich Winter.
1822.

Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch. Nicht gebe ich wie die Welt gibt. Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht.

Evang. Joh. C. 14. v. 27.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Für leise Hoffnungen, vielleicht auf ferne Zukunft, gestaltete sich im Sommer des Jahrs 1811 der Traum dieser Rede, zur Ermahnung gemeint, denn der Redende hoffte, wie Deutsche hoffen.

Der gewaltige Umschwung einer rasch wechselnden Zeit eilte der Rede voraus. Als Erinnerung nehmt hin, was in Hoffnung gesprochen war.

Wahrlich, wahrlich ich sage euch: Es sey denn daß das Waizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibt's alleine; wo es aber stirbt, so bringt's viel Früchte. Wer sein Leben lieb hat, der wird's verlieren, und wer sein Leben auf dieser Welt hasset, der wird's erhalten zum ewigen Leben.

Erstes Gespräch.

Seelenruhe.

Philanthes ein Greis; mehrere Jünglinge.

Otto. Als du gestern, edler Philanthes, würdig geschmückt das Volk bey dem Zug nach dem Tempel des Sieges führtest, dann, nachdem die Gesänge auf die Gründer unsers Staates gesungen und die andern Gebräuche vollzogen waren, vortratest und vor uns redetest: da hat das eindringende Feuer deiner Rede mich ergriffen, vorzüglich wie du zuletzt davon sprachst, daß wir den großen Helden unsrer Freyheit weit mehr noch als ihre schwer erkämpften Siege das öffentliche Leben danken müßten, welches sie unserm Staate gaben. Daheim habe wohl ein Jeder für sich zu sorgen, wie er Schönheit und Reinheit der Seele sich bilde und verwahre, aber daß in dem öffentlichen Leben die

Hinterlist und die rohe Prachtliebe verachtet werde, dagegen die Kraft der Tugend und die Gerechtigkeit gelte, nur das Edlere geprießen werde, dies sey das Schwere, vorher keinem Volke erreichte, die edle große Gabe, welche wir unsern Befreyern vor allem danken. Ja diese edle Kraft des öffentlichen Lebens stähle und bekräftige auch jeden Einzelnen in seiner Brust. In das Innere der Familie bis auf Weib und Kind gebe sie uns den edeln Stolz eines freyen gesunden Lebens.

Als wir nach Hause gingen sprachen wir darüber und mußten den Augenblick den schönsten in der Geschichte der Gründung unsers Staates nennen, als die beyden großen Brüder, dein Vater und die Jünglinge des Bundes den erhabenen Entschluß faßten, allen Tand der rohen Prachtliebe und der geschmacklosen Auszeichnung von sich zu werfen, womit vorher die besten Kräfte des Gemeinwesens vergeudet wurden; und wie sie dann herrisch gebietend von allen Reichen und Vornehmen dasselbe verlangten.

Darauf prießen wir dich glücklich, daß dies neue Lebensfeuer deinen jugendlichen Geist so frisch ergreifen und durchflammen konnte, daß du diese ganze herrliche Zeit des Keimens und kräftigen Aufwachsens selbst durchlebtest. Das erinnerte uns lebhaft an dein altes Versprechen auf unsre wiederholte Bitte, du sollest uns die Lehren der Lebensweisheit,

wie du sie von den Deinigen überliefert erhalten und selbst weiter ausgebildet hast, nach ihrem ganzen Zusammenhang im Gespräch mittheilen. Damals sagtest du: wenn ihr die Ruhe wieder findet und mir den Frieden bringt, will ich euch hören. Jetzt ruhen die Waffen und wir fordern dich auf, Wort zu halten.

Der Greis. Du preißest uns glücklich, schöner Jüngling, denen das erste Feuer dieses reineren Lebens in die jugendliche Seele gegossen wurde, uns die das Alte noch kennend, das neue Leben werden sahen. Aber auch ihr seyd glücklich zu preißen, die ihr in dem wohlgeordneten Staate in der Harmonie seines Jünglingsalters aufwachset, des neuen Lebens erste Blüthen. Was ich gestern vor dem Volk redete, betraf allerdings das wichtigste, was unser Volk für jede Zeit wohl in Acht nehmen mag, wenn es seinen Ruhm nicht überleben will. Mein Vater war, wie ihr wißt, wenig glücklich im Felde, so sehr er den Sieg liebte und die Tapferkeit; aber in diesen hohen Gedanken des öffentlichen Lebens dankt ihm das Vaterland das meiste. Ich darf ihn wohl rühmen, hier entschied sein Rath im Bunde und die fürstlichen Brüder folgten ihm. Als er zuerst im Rathe vorschlug die Ordnung unserer öffentlichen Gebräuche und die Gesetze unsrer öffentlichen Erziehung, da nannten die Meisten dieses dunstige Wolkengebilde und viele ein sträfliches Un=

terfangen, aber der große Feldherr, der eben siegreich als Friedebringer heimkehrte, sagte: so oft habt ihr seinem Rathe das Große verdankt, vertraut ihm auch hier! Wenn gleich ich selbst seinen Hoffnungen mißtraue, so möge doch nur die Ausführung und die Zeit über ihn richten. Und freudig fielen alle der Wahl der Weisheit und der Kraft bey; aber nun erst erkennen wir der neuen Stiftung Kraft und Leben. Ists nicht eben dieses öffentliche Volksleben, welches mit mächtigem Arm uns umschließt und festhält im Frieden, wie in den Zeiten des Kampfes. Steht gleich zum Theil der Aberglauben der Secten noch unangetastet neben unsern öffentlichen Gebräuchen, so sind doch jene Umzäunungen alle durchbrochen, welche sonst der Aberglaube zwischen das öffentliche Leben des Volkes warf, durch welche er das Volk in lauter kleine Heerden einhürdete, deren jede nur sich für die edle hielt.

Ihr habt gewiß oft angehört, mit welcher Verwunderung Fremde, die zu uns kommen, die Erhabenheit unserer Tempel, die Herrlichkeit unsrer öffentlichen Plätze des Kampfes, der Spiele, der Erholung, die Fülle unserer öffentlichen Gebäude und andern Einrichtungen für den Krieg, die Ausbildung des Geistes und die Wohlthätigkeit anstaunen; wie diese fragen, auf welche Weise alles in so kurzer Zeit habe neu gegründet und erhalten werden können, und wie sie gar nicht begreifen, daß

dabey unser Staat, während die ihrigen von Schulden erdrückt sind, in glücklichem Reichthum gedeihe. Dies alles aber verdanken wir unserm neuen öffentlichen Leben und seiner Gerechtigkeit.

Für dich, tapferer Otto, finde ich vor allem rühmlich in deiner Anrede an mich, daß du dieses Lob des Gemeingeistes und der öffentlichen Gerechtigkeit in meiner Rede vorzüglicher gefunden hast, als die Erhebung der Tapferkeit und des herrlichen Sieges, womit ich anfing; — du, dem der Genius des Sieges so früh schmeichelte, den wir unter allen Tapfern, welche dem Vaterland die glänzenden Erfolge des letzten Feldzuges gaben, zuerst nennen, weil dir es gegeben war, mit solcher Besonnenheit und Kühnheit in jener verrätherischen Nacht die ersten Haufen der heiligen Schaar zu stellen, zu ordnen und kämpfend fest zu halten, bis die Verwirrung im Heere gehoben und der Feind mit Macht angegriffen werden konnte; das ganze Heer aber dich seinen Retter nennen mußte.

Otto. Edler Greis, laß mir meinen glücklichen Tag nicht allzusehr schmeicheln. Hätte nicht jeder aus der heiligen Schaar an meiner Stelle das gleiche gethan? Mich wollte die günstige Schickung!

Mir gab deine Rede so lebendig den Gedanken, daß in den glänzenden Erfolgen dieses Feldzuges, wo jenes neue Reich unser Gesetz und Recht empfing, die Wahrheit deines Ausspruchs sich bestä-

tigte. Hätte nicht der Verrath des Feindes, als er selbstgewählten Waffenstillstand heimtückisch brach, ihn auch gestürzt und wenn er gleich den Abend unser Heer geschlagen, ich es nicht gerettet hätte? Ließ nicht der Glanz unsers öffentlichen Rechtes der Schmach seines Verraths gegen über sein Volk von den Fahnen seiner Führer weichen und sich muthig uns anschließen. Ist es nicht der Geist unserer öffentlichen Gerechtigkeit, der diese Völker uns jetzt nicht als Unterthanen unterworfen, sondern im freyen Bunde uns als Brüder und Genossen gleiches Rechtes verbunden hat.

Doch, wie du sagtest, die Weisheit deines Vaters stiftete so viel in diesem neuen Leben unsers Vaterlandes. Darum genehmige unsere Bitte und laß uns ausführlich seiner Lehre und der deinen theilhaft werden. Ja ich habe von den Jünglingen den Auftrag, unsre Bitte noch bestimmter auszusprechen. Dein Vater hat den Cultus der Secten, wie es nöthig war, bestehen lassen und uns nur daneben jene allen gehörenden der Begeisterung für Vaterlandsehre anvertrauten öffentlichen Gebräuche gegeben, nebst einigen so trefflichen Vorschriften für alle heilige Lehre in unserm Volke. Dabey blieben wir bisher. Ist es nun wohl recht und gut, daß wir daneben eine so getheilte feyerliche religiöse Einweihung der Jugend nach den verschiedenen Secten bestehen lassen? Wäre es

nicht besser, wenn wir den Secten diesen Unterricht der Einweihung nähmen und ihn den vaterländischen öffentlichen Gebräuchen des ganzen Volkes aneigneten, jedem seine Bilder lassend, uns keine vorschreibend? Oder wenigstens sollten wir nicht neben der gesonderten religiösen eine bürgerliche öffentliche Einweihung fordern für alle Jugend? Welches würde dann für diese die Lehre der Weihe seyn?

Der Greis. Du forderst eine lange Rede von mir. Doch ich versprach, mit euch darüber zu sprechen, was ich für des Menschen Wahrheit und Weisheit halten muß, sobald ihr rühmlich wieder zur Waffenruhe heimkehrtet. Ihr habt euer Wort gelöst, so ziemt auch mir das meinige zu lösen, wenn schon nicht ohne Furcht des unvollständigen Gelingens. Ihr werdet mich an jedem heitern Abend, der euch allen Freyheit von Geschäften gönnt unter den von neuem frisch grünenden Kronen dieser Alleen finden, wo wir jenseits des mächtigen Stromes über die fernen Gebirge die Sonne hinabsinken sehen.

Arthur. Freundlich ist deine Einladung. Warum aber warnst du uns vor dem Mißlingen unsers gemeinschaftlichen Bestrebens?

Der Greis. Schwer ist es unter den Menschen eine reine Lehre der Weisheit unbefangen mitzutheilen. Alle diejenigen, deren Urtheil nicht schon

auf einen hohen Grad ausgebildet ist, werden von einer unlautern Denkungsart beherrscht, welche es immer sehr schwer, oft unmöglich macht, sie für die in der That doch so einfachen Ansichten der höhern Lebensweisheit zu gewinnen. Durch den unlautern Dünkel der Menschen wird daher der, der unbefangen sich mittheilen wollte, allzuleicht nur zu spottender Ironie gereizt, und doch ziemt diese der klaren Rede von der Weisheit nicht. Das kräftige, gesunde, dabey fromme Gemüth verschmäht diesen Kitzel der Streitsucht und wird nur durch den ungetrübten klaren Spruch der Weisheit befriedigt. Ich also werde auch nur, was ich für Wahrheit halte, in sich selbst gegründet euch zur Mittheilung anbieten. Darin, daß es sich eure Ueberzeugung gewinnt, mag es sich bewähren.

Das Feindselige für jeden, der seine Lehre unbefangen zur Mittheilung anbietet, ist, daß fast jeder minder Gebildete seine Vorurtheile für die unumstößliche Wahrheit hält, nur vornehm zuhörend annehmen will, was damit stimmt, verwerfen, was dagegen spricht. Davor warne ich euch, edle Jünglinge! Es entspringt diese unlautere Anmaßlichkeit nicht einzig aus unreiner Quelle, sondern zum Theil liegt ein wahrer Gedanke zu Grunde, den nur die Rohheit mißversteht. An die ächte Lehre der Lebensweisheit hat jeder Mensch die gleichen Ansprüche und ein jeder soll sie sich selbst durch den eigenen

Gedanken erwerben. Das mißversteht der rohere Sinn; dieser kann die Unterordnung des Schülers unter den Lehrer hier nicht mehr gewahr werden, sich eben so sehr seines Urtheils Meister achtend. Zu euch aber wende ich mich voraussetzend, daß euer unbefangenes Urtheil Lehre sucht und wohl weiß, daß nur mit Mühe und Anstrengung die Wahrheit gefunden werden mag. So will ich euch mittheilen, was ich von redlich Forschenden vernahm, selbst redlich forschend weiter bildete, eine ruhige heitere sich selbst genügende Weltansicht, welche den Menschen aufmuntert zur kräftigen That.

Arthur. Du verlangst von denen, die deine würdigen Zuhörer seyn wollen, des stets eingedenk zu seyn: daß du, was du uns mittheilst, lange wohl erwogen und geprüft habest. Wenn uns also eine Untersuchung nicht zweckmäßig eingeleitet scheint, eine Lehre unverständlich ist oder das Gegentheil annehmbarer vorkommt, so dürfen wir um dieser unsrer Meinung willen, was du anbietest nicht verwerfen, sondern wir müssen dich zu klarerem Ausspruch deiner Lehre auffordern, oder dir unsre Gegengründe gelassen nennen, damit du uns zurecht weisest oder wir eine bessere Entscheidung finden. Denn in aller Lebensweisheit des Menschen scheint jetzt noch vieles der Verbesserung fähig.

Der Greis. Wohl gesprochen! dies wollte ich voraus gefordert haben. Womit soll ich nun

aber meine Lehre beginnen? Wer der Rede rechten Eingang gefunden hat, hat viel gewonnen. Ich schlage euch vor, uns vor allem über den Werth und die Bedeutung der Seelenruhe zu unterhalten, welche die Folge der Selbstzufriedenheit ist. Hier sehe ich aber, daß dir, Woldemar, mein Gedanke nicht einleuchtet. Was denkst du dagegen?

Woldemar. Ich hatte anderes erwartet. Wir fordern dich auf, uns eine Lehre der höhern Weisheit des Lebens mitzutheilen. Wovon kann die anders ausgehen, als von der Idee der Gottheit und dem göttlichen Wesen der Dinge? Ist es nicht das Göttliche, welches uns allein hebt und trägt und fortführt in allen edlen Thaten des Geistes? Müssen wir also nicht von dessen Urquelle beginnen?

Der Greis. Du hast Recht, von dem göttlichen Wesen der Dinge wollen wir reden. Aber wenn dieses Göttliche alles unser edleres geistiges Leben hebt und trägt, so ist dies ja nicht nur der Anfang, es ist die ganze Fülle und Summe unsrer Lehre. Anfang, Mittel und Ende der Lehre müssen dabey bleiben.

Woldemar. Wohl! Dann wird aber der Anfang die höchste und reinste Lehre von der Gottheit selbst seyn.

Der Greis. So kann es leicht scheinen. Aber du forderst das schwerste zum Anfang, worüber

wir uns jetzt nicht hinlänglich verständlich werden würden. Laß uns das Leichtere wählen, daß wir einer mit der Denkweise des andern erst vertrauter werden, wenn auch dies Leichtere dir weniger anziehend scheint.

Woldemar. Gern werde ich meine Begierde mäßigen und dir folgen, was du auch lehrst.

Der Greis. Was meinst du von meinem Vorschlag, Otto?

Otto. Ich dachte darüber nach, warum du wohl diese Seelenruhe allem andern voraus rühmen wollest. Nun scheint mir die Sache diese. Wahre Zufriedenheit wird den Menschen durch Selbstzufriedenheit gewährt und deren Zeuge ist die Seelenruhe, dieser innere Friede des Herzens, welcher abgesehen von den verschiedenen Lebensansichten des Menschen und den Stufen seiner Ausbildung am unmittelbarsten das ist, was jeder Mensch sucht und will. So bietet sich mir denn an, daß du wohl deswegen vor allen Dingen von der Seelenruhe reden willst, weil sie, abgesehen von allen widerstreitenden Wünschen und Lebensansichten der Menschen dasjenige ist, was ein Jeder eigentlich sucht und vermittelst alle des andern zu erreichen strebt.

Der Greis. Du hast so genau meine Absicht bezeichnet, daß ich nichts nöthig habe hinzuzusetzen. Vielmehr kann ich gleich damit beginnen euch diesen Gedanken des Otto noch näher vor das

Auge zu rücken. Ich frage zuerst: mit welchem Ausdruck wollen wir den vollen Inbegriff dessen, was der Mensch will, wünscht, begehrt am kürzesten zusammenfassen? Da werden wir für einen jeden, der nur hinlänglich gebildeten Geist besitzt, um diese Frage klar an sich zu thun, am nächsten antworten müssen, innere Zufriedenheit, Ruhe der Seele. Bey jedem einzelnen, was dem Verlangen des Menschen im Leben angeboten werden kann, werden sich immer entgegengesetzte Entscheidungen finden, durch welche ihm das Ziel seines Willens erreicht werden mag; ob es aber erreicht sey oder mehr und weniger unerreicht blieb, wird sich nur daraus abnehmen lassen, ob er damit zur innern Ruhe der Selbstzufriedenheit gelangt ist oder nicht. Es sey zum Beyspiel die Begierde eines Menschen auf Geld gerichtet oder auf Auszeichnung unter seinen Mitbürgern oder auf den Besitz eines Weibes. Womit wird ihm nun sein Wille werden? Dadurch, daß er das Geld, die Auszeichnung, das Weib erhält, oder durch das Gegentheil? Ich sage: bald durch das eine, bald durch das andere, denn es kommt nur darauf an, ob er bey seinem Verlangen bleibt oder inzwischen seine Meinung darüber ändert. Einer habe den Gewinn erlangt, den er suchte, aber nun gefällt ihm die Art und Weise nicht, wie er dazu gelangte. Was hilfts ihm also nun, daß er sein Ziel erreichte? Damit ist ihm eben sein Wille nicht geworden.

Eben so mit der erhaltenen Auszeichnung, die ihm die erwartete Befriedigung nicht gewährt; mit dem Besitz eines Weibes, mit dem es ihm nicht gelingt, wahre Freundschaft zu stiften. Im Gegentheil aber, wenn er sein Verlangen noch zur rechten Zeit änderte, wird er seine Befriedigung eben darin finden, daß er nicht erhält, was er vorhin suchte. Oder ferner sein Verlangen bleibt ihm, er aber findet, daß es ihm nicht gelingen könne zu erreichen, was er suchte. Wird er nun seinen Willen haben oder nicht? Auch das können wir nicht im allgemeinen entscheiden. Denn wenn er diese Unmöglichkeit inne wird und nun seinen frühern Wunsch ganz aus dem Sinn zu schlagen vermag, so wird er mit dem Aufgeben dieses Verlangens doch seinen Willen haben. Was sollen wir also sagen? Wann wird jemand, den wir einer Begierde nachstreben sehen, seinen Willen haben, und wann nicht? Ihr seht wohl, nach der Art des Ausganges selbst dürfen wir nicht entscheiden. Es kommt immer darauf an, wie er selbst diesen Ausgang ansieht, wenn er da ist, ob ihm dadurch Zufriedenheit wird oder nicht, ob ihm die Ruhe der Seele zu Theil wird oder bleibt oder ob das Gegentheil geschieht. Bleibt ihm die Seelenruhe oder erhält er sie, so hat er seinen Willen, im Gegentheil aber nicht.

Auf dieselbe Behauptung werden wir auch geführt, wenn wir nicht nach äusserm Besitz, sondern

nach dem innern Werth einer Handlung fragen, sey es, daß die Tugend eines Menschen darnach strebe, oder sein Gewissen davon spreche. Wenn ein Mensch in die Ausbildung seines Geistes für eine Wissenschaft oder Kunst einen hohen Werth legt, wird er darin seinen Willen haben, daß er diese Ausbildung erreicht oder nicht? Es kann geschehen auf die eine oder andere Weise, denn möglich ist es ja, daß seine Erwartung getäuscht wird, und er in der erlangten Bildung nun keinen Werth erhalten zu haben meint. Wir können also wieder nur antworten: führte ihn seine Bemühung zur Zufriedenheit, so hat er seinen Willen, im Gegentheil aber nicht. Seine Bemühung kann ihn dann zur Zufriedenheit führen auf mancherley Weise, darin, daß er ein edles Ziel zu erreichen meint, darin, daß er ein nun verworfenes aufgiebt, auch darin, daß ihm die Bemühung genügt, wenn sie gleich die erwartete Ausbeute nicht gab. Vor allem aber werden wir da, wo das Gewissen von den Menschen eine Handlung forderte, nur aus der erhaltenen oder erlangten Seelenruhe urtheilen dürfen, ob er seinen Willen habe. Denn wie möglich ists, daß der Mensch sich darin irre, was er in der Ausführung zu seiner Pflicht führend hält. Auf den Erfolg allein kommt es also nicht an, sondern nur auf die Zufriedenheit, die dieser, welcher er auch sey, zu bringen vermag.

Alles dieses läßt uns nun wohl behaupten: das wahre Ziel, dem der Mensch im Leben nachzujagen habe, sey einzig die unstörbare Ruhe der Seele. Wir werden daher einsehen, aus welchen Gründen die innere Zufriedenheit, die Unerschrockenheit, unwandelbare Festigkeit und ungetrübte Ruhe des Geistes von vielen Weisen der Vorzeit als das erste so hoch erhoben wurde. Es ist dem Menschen alles geworden, was ihm werden kann, mit diesem unerschütterten Muth, welcher alle Unruhe der Begierden, der Affecten, der Leidenschaften nur auf der Oberfläche des Lebens sich drängen läßt; aber den innersten Kern des Herzens in steter unbewegter Ruhe erhält. So durchwühlt der Sturm die obern Wogen des Meeres, aber in ungetrübter Ruhe bleiben die stillen Tiefen.

Allein mit diesem Lob der unerschütterlichen Seelenruhe ist uns nichts gewonnen, wenn uns nicht jemand sagen kann, wie sie zu erlangen stehe, oder dem gewiß zu erhalten sey, der sie jetzt besitzt. Wir haben gesehen: sie ist in allem Verlangen des Menschen der mögliche Erfolg bald dieses bald jenes Ausganges, hier des einen, dort des entgegengesetzten. Wie sollen wir nun wählen, damit uns in jedem Falle gerade ihr Ausgang der sichre bleibt? In dieser Frage können wir alle Fragen nach dem, was dem Menschen zu thun sey, zusammenfassen.

Da nun aber die Seelenruhe nicht unmittelbar für sich in Besitz zu nehmen, sondern nur der Erfolg dessen ist, was der Mensch ist oder hat, so hilft, was wir bisher feststellten, uns für sich noch nicht viel, indem die Frage nach dem, was nun wohl zur Seelenruhe führe, vielleicht eine nicht zu übersehende Mannigfaltigkeit von Antworten zuläßt.

Ich führe euch daher weiter zu der Bemerkung: in alle dem, wodurch uns die Seelenruhe und die edle Freiheit und Festigkeit des Geistes in ihr werden kann, wird auf die Meinung, welche der Mensch von den Dingen hat, auf seine Ueberzeugung viel ankommen.

Sahen wir nicht vorhin, daß wie der Mensch den Ausgang seiner Bemühungen um Geld, Auszeichnung, Liebe aufnehme, ob mit Zufriedenheit oder ohne sie, nur abhänge von der Meinung über den Werth jedes Dinges, die ihn beherrscht. Ja wir sehen wohl gar, daß es dem Halbgebildeten auf mancher Stufe seiner Welt- und Lebensansicht schlechthin unmöglich wird, zur Seelenruhe zu gelangen, nur um der Meinung willen, die er vom Werth seines Lebens hat. Betrachtet den rohen Wilden, der im Anfang seiner Bildung nun eben erst bemerkt, daß über die natürliche Befriedigung von Hunger, Durst und Wollust es auch eine verfeinernde, künstliche Befriedigung gebe, welche den Genuß und das Vergnügen ins unendlich Mannig-

faltige zu steigern vermag. Dieser wird nun meinen, gerade darin den wahren Zweck seines Lebens anzuerkennen, daß er sich mit Unmäßigkeit in dieses Vergnügen stürze, ohne seiner Begierde die dem Sinne natürliche Ruhe zu gönnen. Er tappt im Finstern des irre geführten Triebes, zerstört sich selbst und findet die Ruhe nie. So sehen wir selbst unter Gebildeten, manche durch unglückliche Erziehung verleitet sich zu Grunde richten, indem sie gleichsam resignirend in diesen falsch ergriffenen Zweck ihres Lebens sich mit dem Wahlspruch trösten: geniesse was du kannst und leide, was du mußt. Bis sie endlich in der Zerstörnng ihrer Geisteskräfte sich auch dieses nicht einmal mit klarem Gedanken mehr sagen können. Andere hingegen, denen die Ideen eines schönen Lebens klar geworden sind, werden, wenn sie auch in häßlichen Gewöhnungen leben, doch von der bessern Einsicht täglich abgemahnt, und zum Bessern geleitet werden, bis sie in der edeln Bemühung um die reinere Schönheit ihres Lebens die Ruhe finden.

Otto. Hierin meine ich einen andern Grund zu finden, warum du uns zum Anfang unsrer Unterhaltung die Seelenruhe nanntest. Lebensweisheit willst du uns mittheilen, also Einsicht, Läuterung unsrer Ueberzeugungen. Die mangelnde Einsicht allein macht nun den Bösen nicht bös, die errungene den Guten nicht gut. Wofür sie aber in dem,

was der Mensch will, helfen und sichern kann, das ist eben die Ruhe der Seele, welche sie einem jeden einzuleiten vermag.

Der Greis. Du hast meinen eignen Gedanken ausgesprochen. Fragen wir nach dem Werth der Lehre, der Einsicht im Leben, so wird uns die Antwort: das ist es, was die Lehre der Weisheit dem Menschen geben und sichern kann, daß sie den Menschen zu einer genügenden und beruhigenden Ansicht des Lebens gelangen läßt, welche ihm in der Tiefe des Herzens die unstörbare Ruhe sichert, auf welche Weise die Gewalt äusserer Schicksale ihm gleich die Oberfläche des Lebens trüben mag.

Arthur. Ich sehe in dem, was du ausgeführt hast, allerdings, daß die Erhaltung der Seelenruhe sehr von dem Schicksal menschlicher Meinungen abhängig ist. Wenn du aber jetzt von der Lehre der Weisheit rühmst, daß sie die Meinungen läuternd uns zur sichern Erhaltung der innern Ruhe führen werde, so hast du im Vorhergehenden noch nichts gesagt, aus dem dieses folgte. Vielmehr sehen wir in manchen minder glücklichen Lagen den Menschen eben um seiner Meinungen willen zur Unruhe verdammt. Die wahre Lehre also mußt du behaupten, führe zu einer solchen Lebensansicht, welche, befreyt von allem Wechsel äusserer Begebenheiten, des Menschen Leben ihm nur in sich selbst sichert. Dieses aber ist ja von Zweiflern und solchen, die der

menschlichen Vernunft abhold sind, so oft bestritten worden. Kannst du uns also wohl jetzt noch deutlich machen, wie du dieses Ziel mit Sicherheit zu erreichen hoffest?

Der Greis. Das will ich versuchen. Ich will vor euch rühmen, wie ich euch eine freudige, in sich befriedigende Weltansicht zu zeigen habe, die, leistete sie sonst auch nichts, doch einem jeden, der aufmerksam auf sie bleiben will, den innern Frieden sichern wird.

Jeder Mensch macht sich nach Art seiner Einsicht großentheils selbst zu dem, was er gilt in der Ausbildung seines Geistes und seines Lebens. So ist es für Mittel und Zweck des Lebens.

Erstlich machen, was mich hier weniger angeht, Verstand, Einsicht und Lehre die sichersten Ansprüche an das Leben der Menschen da, wo für das Geschäft eines jeden nach Erlangung der Geschicklichkeiten gefragt wird, die dem Einzelnen das Mittel werden, sich in der Gesellschaft geltend zu machen, seinen Platz einzunehmen und zu behaupten.

So ist es aber ebenfalls, was mich hier mehr und näher angeht, auch für die Zwecke des Lebens darin: welche Zwecke genannt werden sollen und wie ihre Erreichung beurtheilt wird. Selbst in demjenigen, was am wenigsten von der eigenen Wahl des Menschen abhängt im Spiel von Freud' und Leid, von Glück und Unglück ist Ansicht, Ueberzeu-

gung die höchste entscheidende Richterin. Nicht unmittelbar in körperlich erregtem Geniessen oder Leiden besteht Freude und Glück des Menschen oder das Gegentheil, sondern die Phantasie wird mannigfaltig dessen Meister in Erinnerung, in Hoffnung oder Furcht und im Mitgefühl. Oft greift die Ueberzeugung des Verstandes dazwischen und verwandelt Schmerz und Freude; verwandelt die größten Qualen zur Freude im Enthusiasmus des Helden- und Märtyrertodes.

Darin deutet sich uns unmittelbar an, was ich hier suche: Einsicht und Ueberzeugung müssen der Welt- und Lebensansicht des Menschen sichre Meister werden können. Wie aber soll ich euch dieses kurz vor das Auge bringen und mit Klarheit? Blickt vor allem auf das Höchste der Einsicht, auf religiöse Ueberzeugung. Ich meine, wer des Zieles Meister ist, beherrscht die ganze Bahn. Der Tod ist unser Ziel, ihn lerne lieben. Todesliebe in des Lebens Freude, ist die Lehre, welche unwandelbar Ruhe sichernd werden muß.

Woldemar. Ja wohl! Diese Lehre werde ich verstehen. Richtet nur den Blick auf das höhere, himmlische, auf das göttliche Leben, so werdet ihr in dieser Erhebung das Heilmittel gegen jeden Schmerz besitzen.

Der Greis. Das ist es. Längeres oder kürzeres, bewegteres oder ruhigeres Leben, liegt

dem Menschen zwischen sichern festen Gränzen, dem Erwachen ins Leben und dem Tode. Höher also erheben kann er den Blick über das ganze Spiel seiner Sorgen, seiner Freude, seines Leides, seines Fehlens, seines Gelingens; — wenn er gegen das Ziel hin den festen Blick heftet, gegen den Tod. Alles endet im Tode, ist der sichere Spruch, der ihm Ruhe in der peinigendsten Unruhe des Lebens in die Tiefe des Herzens hineinrufen muß, wenn er der Erwartung des Endes froh werden kann. Daß wir dem Tode versöhnt seyen, ist also die sichere Gewähr der unstörbaren Ruhe im Leben. Ich weiß es, der Gesunde fürchtet den Tod wie das Ende der Freude, die er kennt, und scheidet ungern vom Leben, weil es ihm schmeichelte und er es liebt. Aber mag es seyn durch die früh mir mitgetheilte Lebensansicht meines Vaters, ich fand die Schärfe dieses Gedankens nie. Ich mochte immer mit Ruhe, mit Lust dem Tode ins Auge sehen, in Freude wie im Leid. War mir wohl manchmal der Wunsch sehr lebhaft, ein Ziel im Leben noch zu erreichen, und manches wurde mir so erreicht, so fand ich doch mitten in der freudigen Hoffnung bey kurzer ruhiger Besinnung auch die Freude wieder, mit der ich gleich dem letzten Führer folgen wollte. Unwandelbar galten mir die Worte meines Vaters: wenn gleich nicht Farben des Regenbogens seine Flügel schmücken, und die

lächelnde Freude, so umfließt doch ernste Schönheit die Gestalt des Jünglings, der die Fackel des Lebens umkehrt, und vertraulich können wir dem Führer die Hand bieten. Fürchte den Tod nicht! Vernichtung selbst wäre kein Leid, aber sie ist des Lebendigen Schicksal nicht. Wenn drüber hinaus dir Schreckensgestalten erscheinen, so ist doch die Würde deines eigenen Wesens mächtiger als alles Unglück — denn über alles wechselnde Spiel von Glück und Unglück vermag schon in diesem Leben der ernste Gedanke sich zu erheben.

Denkt der Mensch an den Tod, so schwindet ihm aller wechselnde Glanz der Erscheinung der Dinge um ihn her, dunkle Farbe wie heitre, die Freude mit dem Schmerz. Wann aber alle Töne ausgeklungen haben, und die ganze lebendige Welt mit dem Spiel ihrer Gestalten und Farben unter uns hinabsinkt, wir in der finstern Stille des Todes allein bleiben: so stehen wir allein der allwaltenden Liebe gegen über, fühlen uns im Arm des Allerbarmers. Darin wird uns der Tod reinigender und stärkender Gedanke, daß uns in ihm nur das Wort himmlischer Erwartungen noch klingt. Wo du dich rein in dem Arm der Allmacht über dir fühlst — da fühle dich auch an dem Herzen der ewigen Güte.

Wer im Augenblick des überwältigenden Leidens hinausblickt in die weite herrliche Natur, in

ihr nur die vorige immer gleiche Ruhe wiederfindet, den mag es wohl erzürnen, daß das Ungeheure in seinem Busen da draußen so gar nicht bemerkt wird, daß dort alles theilnahmlos an ihm vorübergeht. Kommt ihm aber selbst die Besinnung wieder, so umschließt ihn tröstend eben jene Herrlichkeit des freudeerklingenden lichtstralenden Lebens.

Die furchterregende übermächtige Gewalt draußen in der Natur wird mich nie können ängstigen oder bang erzittern machen. Wo mir in der Gefahr weder Sorge noch hülfrathender Gedanke mehr möglich ist, da ist die Angst vorüber und nur der Allmacht hocherhebender Gedanke ergreifft mich. Des Freundes scherzende Klinge kann mich ängstigen und der Menschen Hinterlist, der Menschen unbeholfener Leitung mich überlassen zu sehen, wird mir bang machen. Wo ich mich aber ohne Rath und Hülfe in der Gewalt der Natur sehe, tritt mir der Gedanke der ewigen Schickung stärkend, herzerhebend vor die Seele, Angst kenne ich nicht mehr. Immer ist mir der erhabene Eindruck des Abends geblieben, da ich zum erstenmal des Meeres ungestüme Uebermacht kennen lernte. Wir saßen ruhig scherzend über das ungewohnte Spiel, ich am Hintertheil des kleinen offenen Ruderkahns. Plötzlich ergreift uns der Sturm, wühlt des Meeres Fluthen auf, wirft neben uns schäumende Wogen gegen des Ufers steile Felsenwände. Mit Gefahr zogen

die Schiffer das Segel nieder. Bleich sahen die Ruderer gegen einander und schlugen schweigend in die wilde Fluth. Da war an dem anfuhrtlosen Ufer keine Rettung als die des Schicksals, eine Welle, die sich über uns her brach, hätte uns hinab in die Fluthen gezogen. Auf den Rücken der Welle gehoben und wieder hinabgestürzt schaukelte der Kahn. Ich blickte in den tosenden Aufruhr und wieder in den schwarzen drohenden Himmel, aber kein banges Zittern mehr, nur herzerhebender Schauer im Gedanken an die heilige Allmacht ergriff mich so lebhaft — heute möchte ich wieder hinaus treten in diesen Tumult. So stehe ich gern frey und stolz dem Donner gegen über; so hält und hebt mich jedesmal im Schlachtgedräng der erhabene Gedanke. Denn hier giebt zwar Kühnheit und Besonnenheit der Führer und Tapferkeit der Schaaren dem Heere den Sieg, ob aber der Einzelne vom feindlichen Eisen getroffen dem Sieg zum Opfer gebracht werden wird, oder den fallenden Bruder betrauernd sich des errungenen Sieges mit freuen soll, das entscheidet einzig die Hand des Schicksals.

Als in meiner Jugend mein Vater mir solche Lehren mittheilte, und vom ersten Eindruck mein Geist lebendiger bewegt wurde, da ward mir eines Tages ein Traum, an den ich mich oft noch lebhaft erinnere. Mir träumte, ich liege an einem schönen Sommerabend auf einer Höhe über einem Strom,

drüber hinaus eine schöne Aussicht in fruchtbares Gefilde mit reichen Städten und Dörfern. Unten jenseit des Stromes stand eine Hütte, vor deren Thür eine Mutter und drey Kinder beschäftigt waren. Die Knaben kamen spielend an den Strom herab, entfernter von der Hütte gleitete der kleinste das steile Ufer hinunter und ward von dem Strom ergriffen. Wir können wohl schwimmen, sagten die Andern, laß uns unsern Bruder retten! Sie sprangen ihm nach, erreichten ihn und brachten ihn unten wieder ans Ufer. Indeß waren einige Männer an die Hütte gekommen, hatten die Mutter gebunden, die Hütte ausgeraubt und die Mutter in sie hineingesperrt. Dann aber waren sie seitab dem Walde zu geflohen. Nun blickte ich in die Ferne hinaus, da wälzte sich ein ungestümes Wetter über das Gefilde, die Blitze schlugen in die Wohnungen der Menschen, Sturm und Hagel verwüstete die Flur. Das Wetter kam näher und näher, die Knaben eilten ihrer Hütte zu, so wie sie eingetreten waren, traf diese der Blitz, sie verbrannten mit ihrer Mutter, die Räuber aber flohen sicher. Mich verdroß des Schicksals Grimm; da theilte sich über mir das Gewölk, einen Genius erblickte ich mit furchtbar zornigem Antlitz, der die Wolken führte und die Blitze schleuderte. Sein Anblick erschreckte mich, ich erwachte. Doch als ich erwachte stand sein Bild noch vor meiner Seele, ein heiliger

Schauer ergriff mich, denn eine göttlich erhabene Schönheit war die Bildung des Zürnenden. Es ist der Geist der Liebe, der auch die Zerstörung über die Erde führt, sagte ich mir, und nie habe ich dies Bild vergessen.

Dies ist es also, was ich vor allem von unsrer Lehre fordere, daß sie dem Gebildeten für jede Lage des Lebens im innersten Herzen die freudige Erinnerung des Todes gebe mit seiner hohen himmlischen Bedeutung; darin aber die Sinnesart eines gottergebenen Gemüthes gründe, welchem eine helle, nebelbefreyte religiöse Selbstverständigung zu Theil wurde, so daß es alle sein Verlangen und Bestreben durch die Begeisterung dieses Glaubens zu stählen vermag.

So hoffe ich eurer Ueberzeugung Lehre, euerm Leben Ermahnung anbieten zu können.

Otto. Ich muß mich der Warnung erinnern, welche uns Arthur gegeben hat. Was du sagtest, hat mich ergriffen und mir eine erhabene Beruhigung für das fernere Leben versprochen. Allein, wenn ich nun aus diesem erhabenen Glauben meine fernere Lebensansicht bilden soll, wird da nicht stille Betrachtung des Göttlichen über alles andere zu erheben seyn, so daß keine Lebensweise des Menschen der Mühe lohnte, als die einsame von der That entfernte Beschaulichkeit mancher Frommen? Aber das willst du nicht; denn davor warnen die Unsern

und auch du erhebst die kräftige That über jedes andere im Leben des Menschen. Darum belehre mich weiter.

Der Greis. Du gleichst mit deiner Einwendung einem Schüler der Sternkunde, welcher sich in Gedanken auf einen entfernten Stern versetzt, den Blick in die weiten Himmel hinauswirft und nun, indem er unsre kleine Erde kaum mehr zu finden vermag, befürchtet, sie werde nicht groß genug seyn, ihm zur Schlafstätte zu dienen. Sieh' hier vor uns ein treffendes Bild. Du siehst die lange Reihe der Fischerkähne den Strom hinabtreiben und nun eine Linie quer über den Strom bilden, um das große Netz fallen zu lassen. Indem nun die vordersten hier unter uns ihren Platz nehmen, willst du sie etwa tadeln, daß sie so weit auseinander fahren und ihren Gefährten keinen Platz mehr lassen, sich aber unnöthig erschweren das Netz zu regieren?

Otto. Nein, ich weiß wohl, daß ich nur den vordern Theil des Stromes deutlich übersehe, den jenseitigen aber in der Verkürzung, so daß der anscheinend schmale Streifen wohl noch die Hälfte seiner Breite beträgt.

Der Greis. Nun so glaube mir auch, daß dir das Leben des Menschen mit aller Fülle und Schönheit seiner thätigen Bewegungen durch meine Rede nur in die Verkürzung des entfernten Hinter-

grundes getreten ist, weil diese Rede dich auf den Standpunkt der religiösen Betrachtung führte. Wo du von da aus nur unbedeutend engen Raum gewahr zu werden meinst, wirst du in der Nähe noch reiche Gefilde lebendig angebaut sich ausbreiten sehen.

Otto. Dies wollen wir uns heute genügen lassen. Weiter dürfen wir dich jetzt nicht festhalten, schon ist die Sonne hinter das Gebirge gesunken.

Zweytes Gespräch.

Die Schönheit der Seele.

Philanthes und die Jünglinge.

Otto. Siehe, edler Greis, uns heute schon wieder um dich versammelt, mit der Bitte uns neue Belehrungen zu geben.

Philanthes. Auch ich habe Euch erwartet an dem schönen Abend, nachdem wir unsre Geschäfte beendigt haben, denn wenn der Geist durch die Geschäfte des Tages angeregt worden, ist er um so empfänglicher stiller Betrachtung zu folgen. Laßt uns hier an diesen Sitzen bleiben, wo wir den Blick in die heitere Ferne vor uns haben und die Blumenbeete nahe zur Seite. Wirf hier, Otto, einen Blick auf die reiche Fülle frischer Blüthen. Wie die weiße Narcisse zierlich den Blüthenkelch aus der Scheide emporhebt und den feinen purpurgesäumten Honigbehälter öffnet, daneben die Hya-

cinthe mit der Fülle duftender Glöckchen, dort die stolze purpurfarbene Anemone mit dem goldenen Staub im Blüthenkelch. Welche gefällt dir unter ihnen am meisten?

Otto. Was sollen sie streiten? Vereinigt finde ich sie am schönsten. Soll ich aber wählen, so scheint mir, ich müsse der Narcisse den Vorzug geben.

Philanthes. Warum eben dieser? Uebertrift nicht die Hyacinthe sie an Annehmlichkeit des Duftes, die Anemone sie weit in der Pracht der Farbe?

Otto. Darum eben mag sie mir mehr gefallen, weil sie weder mit Duft noch Farbenpracht mich zu bestechen sucht und doch die feinste Gestaltung mit reiner anspruchloser Farbe zeigt.

Philanthes. Was ist es denn nun, das dir an ihr gefällt? Doch nicht, daß du zum Schmucke sie den Mädchen reichen kannst.

Otto. Das scheint mir verkehrt. Eben weil mir die Blume gefällt, weil ich sie schön finde, wähle ich sie zum Schmucke. Doch schmückte ich ein Mädchen vielleicht noch lieber mit der prächtigen Anemone oder mit der duftenden Hyacinthe.

Philanthes. Was ist es nun also, das dir an ihr gefällt?

Otto. Sie schmeichelt mir nicht mit Duft, nicht mit Farbe, sie will mir nicht dienen; aber in

ihr selbst finde ich das frische Leben schön in der zierlichen Gestalt.

Philanthes. Ist es nicht ähnlich in diesem andern Falle? Ihr seht ja wol oft wie freundliche Greise, (ich thue es selbst gern), sich gemüthlich des Spiels fröhlicher Kinder erfreuen, sich lange es still betrachtend ergötzen können? Oder lebt in diesen nur die Erinnerung der eignen Jugend wieder auf.

Otto. Diese Erinnerungen, meine ich, erfreuen wol auch oft das Alter, aber sie machen es gesprächig, lassen es gern erzählen von der lang vorübergegangenen Zeit; hingegen das stille Entzücken, mit dem sie das Kinderleben betrachten, liegt wol in der anspruchlosen Schönheit dieses Lebens selbst.

Philanthes. Du wirst es eben so finden in Verhältnissen, die dir näher liegen. Wenn ihr jugendlich begeistert von der ersten reinen Liebe bewegt werdet, der entzückte Blick an der schönen Freundin hängt, jeder Bewegung des Mädchens folgt, worin lebt da Euer Entzücken? Sorgt ihr für Euch, ists Euch um Genuß oder Besitz, oder wie ist Euer Wohlgefallen hier?

Otto. Wir finden uns getroffen von der reinen Schönheit eines fremden Lebens, die wir freudig bewundern. Jeder Wunsch ist erst später und der erste Wunsch ist der, könnte ich um dich leiden, dir Aufopferungen zeigen.

Philanthes. Wohl! So scheint mir es auch. Nun noch dieses. Als ich dich neulich in Entzückung vertiest vor dem Bilde der heiligen Cäcilie fand; wünschtest du da die Heilige an deine Seite herab, fürchtetest du da etwa von der Eifersucht einer Auserwählten überrascht zu werden, oder gleicht sie etwa dieser so nahe?

Otto. Ja die Vergleichung fehlt mir! Da müßtest du mir erst ein Mädchen zur Auswahl zuführen. Doch hätte ich auch eine Auserwählte, es würde doch keins von dem gelten. Ich bewunderte ja nur die Schönheit der Himmlischen.

Philanthes. Laß uns nun zurück sehen auf das, was wir in allen diesen Vergleichungen ähnliches gefunden haben über das Wesen der Schönheit. In dem, wie dir die Blume gefällt, wie dem Greise das Kind, dem Jüngling die Jugend im fremden Auge, dem Dichtenden die überirdische Schönheit — bey alle dem nennen wir das Leben eines Wesens um sein selbst willen in ihm selbst schön. Die Schönheit ist nicht, daß ein Ding mir nütze, auf irgend eine Art mir oder einem Andern zu dienen komme, sondern mit ihr besitzt ein Wesen seinen Werth rein in sich selbst; hat seinen Werth nur, weil es da ist und so da ist, wie es ist.

Auf solche Art will ich nun jetzt vor Euch behaupten, daß aller Werth den ein Mensch wahrhaft

und im tiefsten Grunde sucht, wie jeder Gebildete, der sich selbst hinlänglich versteht, zugeben muß, nur in der Schönheit der Seele, in der Schönheit unsers eignen geistigen Lebens bestehe, wie sehr auch oft die rohe Begierde und die Verbildung des irrenden Verstandes dieses richtige Gefühl der Werthschätzung verbergen mögen.

Will ich dafür nun Eure Gedanken so führen, daß ihr mir mit allseitiger Genugthuung recht gebet, so kann ich Euch zuerst auf das zurück weisen, was wir in unsrer letzten Unterhaltung als richtig befunden haben. Dem einzelnen Menschen kommt es auf Seelenruhe an, wer diese erlangte, dem ist sein Wille geworden.

Arthur. Wenn du darauf zurück kommst, so erlaube mir eine Bemerkung. Du sagtest: auf dieses Streben nach Seelenruhe sey alle Frage nach dem, was dem Menschen zu thun ist, zurück zu führen. Haben denn aber nicht manche der Alten hierauf ihre Lehre der Unthätigkeit und Gleichgültigkeit gegründet? Hat dann nicht der Gefühllose, Theilnahmlose, Träge am leichtesten dieses Ziel zu erreichen?

Philanthes. Du hast recht. Wenn du jemand unthätige Gefühllosigkeit für sein ganzes Leben sicherst, so schaffst du ihm auf die leichteste Art die Seelenruhe. Ein solcher Mensch hat, was er will, aber er hat daran nicht viel, weil er nicht

viel will. Der Gefühllose lebt im Zustande der Befriedigung und der Zufriedenheit. Ich sage nur: einen andern Maaßstab für den Menschen in ihm selbst, ob ihm sein Wille geworden sey, als den der Zufriedenheit findest du nicht. Nach seinem eignen Urtheil steht dem Gefühllosen offenbar seine Sache gut. Allein ein anderes Ding ist die Beurtheilung durch den, der ihm zusieht. Dir gefällt dieser Mensch nicht, obgleich er sich selbst gefällt. Dir hilft auch sein guter Rath, zur Seelenruhe zu gelangen, nichts, weil du zur unthätigen Gefühllosigkeit nicht gelangen willst noch kannst. Also uns andern gefällt der Gefühllose nicht und sich selbst gefällt er nur durch Irrthum. Dieser Irrthum könnte ihm schwinden, damit wäre seine Seelenruhe verloren. Seelenruhe ist ihm also nicht sicher. Vielmehr, würde ihm sein Irrthum gehoben, so müßte er mit Ekel auf sein früheres Leben zurück sehen.

Arthur. Ich verstehe dich. Wahre Seelenruhe soll im Leben durch erleuchtete, nicht auf Irrthümer gegründete Selbstzufriedenheit gewonnen und gesichert werden. So käme es also auf eine Unterweisung an, wie jemand diese Selbstzufriedenheit erlangen und die erlangte bewahren könne.

Da der Mensch, wie du neulich sagtest, die Seelenruhe nicht unmittelbar für sich in Besitz zu nehmen vermag, so muß der Gebildete einsehen lernen, wie sie ihm nur aus Selbstzufriedenheit

sicher entspringen könne und daß also hier alles auf eine Unterweisung ankomme, wie man diese Selbstzufriedenheit erlangen und die erlangte bewahren könne.

Philanthes. Richtig! Und ich behaupte ferner: diese Unterweisung habe nur von den Idealen der Erhabenheit und Schönheit im Menschenleben zu sprechen; denn für die gebildete Ueberzeugung des Menschen gelte nur der innere Werth des geistigen Lebens sich selbst, nur in Vergleichung mit jenen Idealen könne der Mensch sich wahrhaft gefallen oder misfallen. Nur diese Schönheit des zeitlich sich gestaltenden Menschenlebens ist es, was die Pflicht gebietet, was der reinste Trieb unsers Herzens verlangt, was im tiefsten Grunde jeder Mensch will.

Es ist diese Schönheit des Lebens der einzige Zeuge unsrer himmlischen Abkunft, aus der Idee der Welt des Lebens, der geistigen Selbstständigkeit entsprungen. Wie der Diamant noch roh unter dem Boden verborgen oder wieder in den Staub getreten unerkannt dasselbe innere Feuer birgt, mit dem er bearbeitet am Lichte strahlt, so auch des Geistes innerer Werth. Gesund oder krank, arm oder reich, mächtig oder schwach, mit gebildetem oder ungebildetem Verstande zu leben, was ists anders als verschiedene Form dessen, wie der Mensch sich zeigen kann? Des Geistes inneres Wesen ist ein anderes,

das nur in der Tugend erkannt wird. Und wie der Steinschleiffer nur mit Diamant dem Diamant den Glanz abzuzwingen vermag, so gilt auch dem Geist nur der Geist, im geistigen innern freyen Leben liegt ihm allein der Tugend Werth. Nur im verständigen Geist in sich selbst und sich gegen über wird den Menschen mit Ich und Du die höhere Idee des Guten klar und bedeutsam, die Idee der Tugend, deren erster Gedanke Selbstvertrauen, freye Selbstständigkeit des Geistes ist. So gelten als die ersten Forderungen der Pflicht Ehre und Gerechtigkeit; Ehre, daß der Mensch mit der Kraft des Selbstvertrauens gegen jeden Andern die eigne Würde behaupte; Gerechtigkeit, daß er im Andern die Würde des selbstständigen Geistes achte.

Den ersten hierbey fest zu haltenden Gedanken will ich Euch durch die Vergleichung zweyer Charaktere deutlich zu machen suchen.

Nachdem schon längere Zeit her der Friede bey uns gesichert war, machte ich einmal in Geschäften meines Vaters eine Reise in die Hauptstadt eines mächtigen Reiches, wo unter einem Volke von verbildeten Sitten jene häßlichen Ausartungen der Lebensweise in Schmuz, Feigheit und knechtischer Unterwürfigkeit sich zusammendrängen, deren Aeußerstes unter unsern bessern Gesetzen und Sitten und bey unserm öffentlichen Leben nicht mehr bekannt ist. Dort lernte ich einen reichen Wucherer kennen, der

im Hause seines reichen Vaters für die Art dieses Volkes sorgfältig erzogen war. Auch er fing bald an nach jener Art einen Handel zu treiben, bey dem von Ehre nicht die Rede ist und der Kaufmann keinen Gewinn verschmäht, der ihm durch den Richter nicht vereitelt werden kann. So erlaubte er sich jede Art des heimlichen straffrey zu haltenden Betruges, seine Reichthümer nahmen schnell zu; es gelang ihm, sich des Lieferungswesens für den Staat zu bemächtigen, nun betrog er mit Sicherheit im Großen und setzte feige und betrügerisch dieses Werk mit glänzendem Erfolge bis an das Ende seines Lebens fort. Noch jung erhielt er die Sicherheit dieser Lage, niemand that es ihm im Glanze der Schlösser, der Rosse, anfangs der Freudenmädchen, dann nachdem er geheirathet hatte, im Glanz seines Hauses, in Wohlthätigkeit zuvor; auch Adel und Titel fehlten ihm nicht. Er war ein freundlicher Hausvater und erzog seine Kinder zu angesehenen Männern im Staate.

Nun dagegen der Andere. Mein Vater ließ mich in einer kleinen Landstadt einen Mann aufsuchen, den er in seiner Jugend gekannt hatte. Ich fand einen alten kränklichen Mann in einer ärmlichen Umgebung, fast ohne Hülfsmittel, selbst fast ohne ein Lager für die Nacht. Ich erinnerte ihn an meinen Vater. „Der war ein ehrliebender rechtlicher Jüngling,“ antwortete er ernst mit einem

Ton, in dem ein Vorwurf lag. Ich erwiederte: und blieb es als Mann und ist es noch. Ich erzählte viel im Eifer, — aber er schüttelte den Kopf und antwortete nicht mehr. Dann sprach ich mit ihm von seiner jetzigen Lage. Er erzählte, daß er keinen Freund, keinen werthen Bekannten um sich habe, daß er einer der unglücklichsten Menschen sey. Als ich darauf aber mit einer Mitleidsbezeugung antwortete, sprang er eifrig auf, bückte sich mühsam aus seinem kleinen Fenster und zeigte mir, die Reize seiner Wohnung schildernd, seitwärts zwischen den Dächern seiner Nachbarn einen beschränkten Blick ins Grüne, versicherte auch, daß die Sonne am frühen Morgen und am Abend einige Strahlen in sein Zimmer werfe. Nun meinte ich, daß der Mann in einer religiösen Erhebung lebe und in deren höhern Erwartungen. Allein als ich dahin das Gespräch lenkte, antwortete er trocken: non liquet, ich weiß um göttliche Dinge keinen Bescheid. Der Mann dauerte mich und es schien mir so leicht, ihm einen freundlichen Abend seines Lebens zu bereiten. Nichts fesselte ihn an den Ort seines Aufenthaltes; ich wünschte ihn zu meinem Vater zu führen oder ihm durch meinen Vater zu helfen. Allein so leise ich meine Einleitung darauf machte, errieth er mich doch gleich und fuhr hitzig auf: „Du nimmst mich für einen Bettler! Noch kann ich arbeiten, um mich zu erhalten, dann werde ich sterben kön-

nen.“ Ich ergriff gerührt seine Hände aber er blieb kalt und unbeweglich.

Von ihm selbst war wenig über sein früheres Leben zu erfragen. Von andern Leuten erfuhr ich: er sey der Sohn reicher Eltern; sorgfältig erzogen zum kenntnißreichen fleißigen Mann und bald in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens gekommen. Allein seit früher Jugend hatte ihn bey großer Strenge des Charakters eine übertriebene Aengstlichkeit in allen Sachen der Ehre und des Rechtes befallen; dazu beherrschte bald ein schwärmerisches Ideal von Liebe und Freundschaft seine jugendliche Phantasie. Nirgends fand er Menschen rein genug, um sich recht an sie anzuschließen; sein Vermögen verflog ihm unter den Händen, denn immer trieb ihn die Aengstlichkeit da, wo er von Andern zu fordern hatte, zu der Furcht, diesen Unrecht zu thun. Kein bedeutendes Geschäft konnte er übernehmen, da ein jedes Verhältnisse mit sich brachte, in denen er seine Thätigkeit mit seinen Vorurtheilen über Ehre und Rechtlichkeit nicht in Einklang zu bringen wußte. So drängte ihn das Schicksal bald in freudelose Einsamkeit zurück und selbst Dürftigkeit drohte ihm. Dazu verführte ihn das Mitleid noch, sich einer armen Witwe mit mehreren Kindern anzunehmen, die er heirathete. Aber mit dieser Frau konnte er zu keiner wärmeren Freundschaft gelangen; die Kinder zerstreuten sich in die Welt; die Eltern wurden

immer dürftiger; die Frau trennte sich wieder von ihm; er blieb allein.

Seine Nachbarn nannten ihn den unklugen Alten; nur ein Handwerker, sein Hausherr, beurtheilte ihn anders. Als dieser sah, daß ich mich für den Alten interessire, sagte er mir: „sonst nannte ich ihn auch den Unklugen. Als ich aber auf einer Reise eure Lehrer vor dem Volke von der Selbstständigkeit des Geistes reden hörte und davon, wie in Ehre und Rechtlichkeit der reine innere Werth des Menschen bestehe, — da wurde ich unwillkührlich an den Alten erinnert und bekam eine eigne Achtung vor ihm. Seit meiner Zurückkunft wohnt er bey mir. Er nimmt durchaus kein Geschenk an, indem ich ihm aber niedriger ansetze, was ich für ihn kaufe und höher, was er verdient, so kann ich ihm dürftigen Unterhalt verschaffen."

Als ich nach Hause kam und meinem Vater den Wunsch äußerte, des Mannes Lage zu ändern, antwortete mir mein Vater: Rühre ihn nicht an! Weißt du wohl, daß dieser Mann im Reiche Gottes leicht höher steht, als wir mit unsern Siegen und Gesetzen. — Damals verstand ich ihn nicht ganz; jetzt meine ich, er hatte Recht.

Nun frage ich euch: welcher von diesen beyden hättet ihr wol seyn mögen?

Arthur. In der Stelle keines von beyden hätte ich seyn mögen. Ich meine dich in der Haupt-

sache zu verstehen. Du sagst: den Werth des Menschen müssen wir ganz innerlich in ihm selbst suchen und nicht in dem, was nur durch äußere Verhältnisse bestimmt wird. Solltest du aber nicht die Farben zu grell aufgetragen haben? Ich achte die unerschütterliche Entschlossenheit des Alten bey Ehre und Recht zu bleiben, aber er war kein guter Gatte und Vater; ich verachte den Wucherer in seiner Feigheit, Widerrechtlichkeit und Betrügerey, aber er war wohlthätig und ein guter Vater.

Woldemar. Ich stimme dir, Arthur, nicht bei. Der Alte hätte ich wohl seyn mögen. Doch edler Greis, sprich du uns diesen Gedanken selbst deutlicher aus.

Philanthes. An der Stelle des Wucherers hätte ich wohl seyn mögen, nicht gern an der des Alten; aber der Alte selbst möchte ich wohl seyn und nimmermehr der Andere. Versteht mich recht! Wie Arthur sagt, beurtheilen wollen wir, was der Mensch selbst tauge, im Gegensatz gegen das, was ihm nur die äußeren Verhältnisse bringen oder nehmen. Die Stelle des Alten, das heißt sein äußeres Verhältniß, war sehr nachtheilig, aber das ist nicht seine Schuld; die Stelle des Andern war sehr vortheilhaft, aber das ist nicht sein Verdienst. Doch ich habe keine Namen genannt, den innersten Grund der Gesinnungen können wir von keinem Menschen ganz sicher angeben. Wir wollen daher

die beyden Männer nur wie Gegenstände der Dichtung beurtheilen. Arthur wirft meinem Alten einen Theil seiner Fehler vor. Ich kann ihm darin nicht beystimmen. Die Fehler des Alten waren durch Mängel der Einsicht und Klugheit herbey geführt, aber diese Mängel der Einsicht und Klugheit waren nicht durch Fehler der Willenskraft oder der Gesinnung verursacht. Für die Gesinnungen allein kann aber der Mensch religiös verantwortlich gemacht werden. Die Fehler des Wucherers hingegen sind Fehler des Charakters, Fehler der Gesinnung. Machte nicht Feigheit ihn zum Wohlthäter; Feigheit und Falschheit zum anscheinend guten Gatten? Wol auch feige Schlauheit zum guten Vater? So lobenswerth also auch die äußern Verhältnisse seines Lebens seyn mochten, in sich selbst ist er ein verworfenes Wesen. Niemand wird aber im Ernst wünschen können ein Mensch zu seyn, der in sich nichts taugt.

So elend dagegen die äußern Verhältnisse meines Alten seyn mochten, in ihm lebte ein edler Geist.

Arthur. Gut! Jetzt finde ich mich zurecht. Zeige uns weiter, wie der innere Werth des Lebens sich gelten mache und besonders, wie jeder ihn eigentlich wolle, nach deinem ersten Ausdruck. Du wirst mir es wol klar machen, aber jetzt begreife ich dich noch nicht. Wie kannst du sagen, daß jener glückliche Wucherer eigentlich den innern Werth

des sittlichen Lebens wollte? Ich meine: Selbstzufriedenheit und mit ihr sein Wille wird ihm geworden seyn. Uns misfällt er, aber doch konnte er sich selbst gefallen. Wie behauptest du nun, daß er dabey doch eigentlich den sittlichen Werth des Lebens gewollt habe?

Philanthes. Du zeigst, guter Arthur, auf den schwierigsten Theil unsrer Betrachtung, über den wir uns erst später ganz verständigen können. Du wirst mir zugeben: wenn der Wucherer zur Selbstzufriedenheit gelangte, so geschah dies durch irgend einen Mangel in der Ausbildung seines Verstandes, denn in ihm selbst taugte er nichts. Die Fehler, die wir ihm vorwerfen, sind nicht erst durch diesen Mangel seiner Einsicht bewirkt, sondern Fehler seiner Willenskraft selbst. Er konnte allerdings zur Ruhe gelangt seyn, aber die wahre Festigkeit der Seelenruhe hatte er nicht. Denn wenn es jemand gelungen wäre, nur die Einsicht seines Verstandes aufzuklären, so hätte er die Verworfenheit in sich selbst erkannt und seine Ruhe wäre verloren gewesen.

Es hat der menschliche Geist die ewigen Ideen von der Erhabenheit und Schönheit des Lebens in sich, aber diese können erst bey der Ausbildung des Geistes vor das klare Bewußtseyn seines Verstandes treten. Dabey ist nun schwerer zu zeigen, wie dieses Werk der Ausbildung des Geistes beurtheilt

werden müsse. Laßt uns also zuerst nur den Ideen der Schönheit des Lebens selbst nachgehen.

In dem einen werden wir uns jetzt schon besser verstehen. Wie es der ewigen Weisheit gefällt unser Schicksal zu leiten, zur glücklichen That oder zum dunkeln, unerkannten scheiternden Versuch — es liegt der Werth des Menschen nicht in dem, was Folge unsers Unternehmens ist, sondern nur in der tiefsten Kraft des Geistes selbst, die uns zum innersten Entschluß leitete. Wir fragen nicht nach dem, was der Mensch leidet, sondern nach dem, was er thut.

Ihr wißt, daß unsre Sittenlehre vor allem und für jedes Menschenleben gleich unbedingt die sittliche Willenskraft und deren Tugend lobt. Diese sittliche Willenskraft aber besteht in Kraft, Lebendigkeit und Reinheit der Seele. Es besteht nemlich die Gesundheit der Seele in jener lebendigen Seelenstärke, welche gegen Kleinmuth und Verzagtheit im Selbstvertrauen Ruhe und Geduld, innere Tapferkeit des Geistes und Mäßigung gebiert, des Menschen Leben nicht nur an fremden Gewöhnungen fortzieht, sondern mit eigner Lebendigkeit gestaltet. Dann aber sagen wir: die innere Hoheit des Charakters liege erst in der Reinheit der Seele, welche die lebendige Seelenstärke der eignen Ueberzeugung von der Idee des Guten unterwirft. Jene lebendige Seelenstärke, so lo-

benswerth sie in sich selbst gefunden wird, kann unter den Menschen verwildert erscheinen, indem sie sich in fremden Dienst begiebt, an niedrige Begierden wegwirft. Der heilige Ernst des sittlichen Lebens wird also erst darin gefunden, daß reine Kraft des Geistes sich unbedingt der Idee des Guten unterwirft. Wollen wir es mit einem Wort bezeichnen, welcher Mensch unbedingt zu loben sey, so werden wir sagen: der, der diese Reinheit der Seele besitzt.

Wollen wir fremdes Leben beurtheilen oder ihm Gebote nennen, so bleibt es unmöglich in streng geregelten Vorschriften des Thuns oder Lassens das Gesetz der Tugend auszusprechen; die Tugend gebietet nur dem innern Leben der Gesinnungen und so wird ihr Wesen frey anerkannt in einer dem Gefühl eigenen Beurtheilung. Wollen wir den wahren Werth im fremden Leben schätzen, so ist ja die Tugend nicht das Recht, nicht daß sie äußerlich gethan, sondern daß sie innerlich gewollt und geübt werde, ist die Sache. Wie es in der christlichen Lehre uns überliefert worden ist: nicht das Gesetz und das todte Werk, sondern allein der Glaube, in dem wir leben und handeln, macht selig. Wo wir das Leben anderer Menschen und nicht uns selbst beurtheilen, bleiben uns gute Werke nur der erschlagene Leib des sterblichen Engels, den ihr ruhig mit beliebigem Gepränge zur Erde bestatten mögt. Uns

wird der Geist gefordert, der anerkannt seyn will mit Kraft und frommem Sinn, der sein Gesetz nennt, Reinheit der Seele. Wer dieser theilhaft wurde mit lebendiger Kraft, der hat die Fülle des Lebens und wird um ihrer reinen Liebe willen sich allen Forderungen der Ehre, Gerechtigkeit und Frömmigkeit treu unterwerfen.

Reines Herzens das seyn! Es ist die letzte
Steilste Höhe von dem, was Weise ersannen,
Weisere thaten!

Und welches ist nun das innere Wesen dieser Reinheit des Herzens? Es ist wie die Schönheit des blühenden Gartens! Neben der Palme hoher Krone die kleine Blüthe im Gras, neben der Ceder, der Eiche mächtigem Stamm die schwache Ranke der Rebe, der Liane. Keine tadelt die andere, keine gilt wie sie der andern dient, sondern jede nur in der eignen innern Schönheit. So auch diese Reinheit der Seele! Neben der Gewalt der Heldengröße das sanfte Leben der Liebe; neben der stillen Aufopferung für Einsicht und Kunst die mächtigen Flammen der Andacht, der Vaterlandsliebe. Wie tausendfältig sich das Leben groß und klein gestalten mag, diese Reinheit der Seele will nicht dienen, nicht herrschen; in dem Eden des ewigen Lebens entfaltet in Reinheit des Herzens jede geistige Blüthe

vor den Strahlen des höhern ewigen Lichtes die innere Schönheit oder Erhabenheit ihres Wuchses.

Otto. Klar hast du mir gemacht, daß was uns recht innerlich im Geist des Menschen gefallen kann, nur die Schönheit oder Erhabenheit dieses geistigen Lebens selbst sey. So gehört also unser Urtheil über sittlichen Werth des Menschen gleichsam einem sittlichen Geschmack, einem reinen Schönheitsgefühl. Dabey scheint mir nur bedenklich, daß wir in Sachen des Geschmackes nicht so bestimmt mit einander streiten können und am Ende jeden seinem Gefühl überlassen müssen. Wie ists nun damit den strengen Anforderungen der Pflichten, bey Ehre und Recht zu bleiben?

Philanthes. Wenn du auf die Lehre, welche ich euch hier mittheile, recht achtest, so wirst du finden, daß sie eine Lehre der Bescheidenheit und Anspruchlosigkeit für den Menschen sey. Die reine Lehre der Weisheit will nicht dem Stolz dienen, daß ich als der Bessere mich über andere erhebe, auch will sie nicht den Zank schlichten zwischen denen, welche streiten, wer der Bessere sei, sondern sie wendet sich einzig an denjenigen, der mit dem Entschlusse lebt, reines Herzens zu seyn, und der nun für sich selbst fragt, wornach er streben solle.

Das ist hier das entscheidende: fragt der Gutgesinnte, was ihm zu thun sey, so wird er klare Antwort empfangen; fragt er hingegen, wie der

Werth eines andern zu beurtheilen sey, so hüte er sich, aus Eitelkeit und leerer Neugier die Antwort nicht miszuverstehen.

Unser Urtheil über den sittlichen Werth des fremden Lebens ist allerdings ein solches sittliches Geschmacksurtheil, aber meine darum nicht, daß es sich nur nach unbestimmbaren Gefühlen entscheide. Gemeine freye Naturschönheit ist freylich unbestimmbaren Gefühlen überlassen, aber jede Schönheit, die ein Ideal anerkennt, vor allen die hohe Schönheit, die Schönheit der Seele, von der wir hier sprechen, hat ein festes Gesetz zu Grunde liegen, dem sie voraus huldigen muß, wenn sie soll gelobt werden können. Denke nur an die körperliche Gestalt des Menschen. Muß diese nicht den Bedingungen einer gewissen Regelmäßigkeit des Baues entsprechen, so daß wir ihre feinere Ausbildung nur unter deren Gesetz schön finden können. Eben so sind dem Ideal der geistigen Schönheit die Normen der Ehre und des Rechtes vorgeschrieben, denen jede Geisteskraft huldigen muß, die schön genannt werden darf. Aber die Art dieser Huldigung wird im Leben auf unendlich mannigfaltige Weise in freyer Schönheit erscheinen.

So wird es sich dir im Leben zeigen. Ueber Geschicklichkeit oder Ungeschicklichkeit eines Menschen magst du leicht urtheilen, aber darüber, wer gut oder bös sey, wirst du dir selten die strenge

Entscheidung anmaßen. Denn damit fragen wir nur nach dem Innersten des Geistes und wie schwer ist es, den Einfluß des mir fremden in äußeren Umgebungen richtig abzuziehen, um das reine Innere zu errathen.

Den ordentlichen, zuverlässigen, brauchbaren Mann, den guten Gesellschafter, den Bescheidenen nennen viele den Guten — aber kann nicht neben alle diesem Feigheit und Charakterlosigkeit bestehen? Es kann darin nicht unmittelbar der wahre Werth des Menschen liegen. Wenn dagegen ein Anderer sagt: „sehe sich ein Jeder vor wie ich; was mir widersteht, schlage ich zu Boden; was ich nicht mit Gewalt erhalten kann suche ich durch List:" so können dennoch in diesem Menschen Mord und Falschheit eine hohe Kraft des Geistes verdecken, welche sich nur in rohen Umgebungen nicht zu gestalten vermochte. Dann wieder im Gegensatz gegen diesen: leicht können Sanftmuth und Friedfertigkett dem Menschen fälschlich für Feigheit gelten. So zeigte sich mancher unter uns in kleineren Verhältnissen des täglichen Lebens nachgebend und duldsam, dem nicht der Muth fehlte, der nur dies Leben des Streites und der Bemühungen nicht werth achtete. Als aber der Ruf des Vaterlandes erklang, da sprang mit einem mal kühn und frey die Kraft des Geistes vor, das gute Korn ward von der Spreu gesichtet. Nun wird nur wenigen die große Probe zu Theil;

wo diese fehlt, bleibt uns dann nur ein Urtheil über Geschicklichkeit oder Ungeschicklichkeit des Menschen, darüber ob jemand die Mittel habe sich in der Gesellschaft geltend zu machen oder nicht — der innere Geist seines Thuns bleibt uns aber verborgen.

Kraft, Lebendigkeit und Reinheit der Seele ist also in jedem Menschen, der den Willen zum Guten hat und wahrhaft etwas taugt. Fragen wir aber weiter: wie wird sich eines solchen Leben gestalten? — so können wir die Antwort nicht mehr im allgemeinen erwarten. Hier scheidet sich unser Urtheil über fremdes Leben von den Anforderungen an das eigne. Denn hier hängt alles von der Ueberzeugung und Klugheit des Einzelnen ab, welche erst durch Einsicht gebracht und geordnet werden kann. Bey der mangelhaftesten Einsicht wird im rohesten Leben oft die Ergebenheit in das, was ein Mensch für Pflicht hält, und die Aufopferung für diese unsere Bewunderung fesseln, so thöricht bey dem Aberglauben mancher positiven Religionen und den Vorurtheilen der verbildeten Sitte das gleich seyn mag, was geschieht. Reiner wird sich freylich im gebildeten Geist Schönheit und Würde des sittlichen Lebens entfalten können.

So wäre also nur unsre fernere Frage für einen Jeden in sich, was sich der Gebildete mit reinem Herzen als das würdige Ziel *seines* Strebens zu nennen habe. Und nochmals müssen wir antworten:

die persönliche Würde, der reine Werth des geistigen Lebens ists, was gilt und allein entscheidet.

Woldemar. Ich verstehe dich so: den Willen zum Guten zu haben ist die reine Schönheit des menschlichen Geistes. Fragen wir nun: was ist denn das Gute? so kann nur der gebildete Verstand richtig antworten. Diese Entscheidung ist nicht mehr Sache des Willens, sondern Sache der Einsicht, so daß darin auch der reinste und beste im Erdenleben fehlen und irren kann. Weiter, die gebildete Einsicht wird aber sagen: die reine Erscheinung des geistigen Lebens ist das Gute. An unsern Willen werden nemlich gar mannigfaltige Anforderungen gemacht; wir begehren aus sinnlichen Annehmlichkeiten Genuß und Glück, wir müssen auf vielerley Weise im Leben für nützliches und brauchbares sorgen, endlich spricht das Gewissen für die Idee des sittlich guten. Nun behauptest du: in alle diesen Anforderungen werde eigentlich unserm Willen nur das reine geistige Leben selbst und seine zeitliche Entfaltung zum Ziel gesetzt. Nicht wahr dies willst du uns jetzt noch zeigen?

Philanthes. Ich behaupte: die Ideen des sittlich guten sprechen uns einzig den eignen Werth des geistigen Lebens aus; Geistes Selbstvertrauen, und Bewußtseyn seiner inneren Würde sind die einzigen belebenden Gedanken der Tugend. Dieses Gut aber, welches die Tugend will, enthält die

einzige selbstständige unmittelbare Anforderung an unsern Willen.

Um dies zu erläutern können wir den Unterscheidungen folgen, welche uns Woldemar angegeben hat. Der Mensch begehrt zu genießen und glücklich zu seyn. Wer aber der Glückliche sey oder der Unglückliche, nach welchen Graden diesem oder jenem Menschen das Glück oder Unglück zugetheilt sey, das wissen wir nicht und können wir nicht wissen. Laßt uns nur näher in das Leben hineinsehen; die äußeren Umgebungen allein entscheiden hier nicht und je genauer wir vergleichen, desto weniger kommt auf das Glück an, desto mehr finden wir, daß alles Maaß desselben keine feste Bedeutung habe. Meinung und Traum, Wahn und Dichtung spielen mit dem Gedanken von Glück und Unglück und rauben jeder Messung den Maaßstab.

Fragt herum, wer dann der Glückliche sey, Einige werden antworten: der reiche, gesunde, mächtige, der unter dessen Händen alles um ihn her gedeiht. Aber wie meinen diese es mit ihrem Spruch? Faulheit, Dummheit, Ehrgeiz und Habsucht können dem so begünstigten alle diese Vortheile wieder rauben, ihn zu innerm Ekel und Unruhe verdammen. Dieser Spruch gilt nicht einem Menschen in sich selbst, sondern nur dem Andern, der ihm zusieht und ihm nun sagen kann: deines Unglücks Schuld trägst du selbst. Wie oft ist nicht der Arme,

Kränkliche und Schwache heiterer und zufriedner als jener.

Andere werden sagen: so gilt es nicht! Der geistig Starke ist der Glückliche, der, dem es gelingt seines Geistes Kräfte gesund zu entfalten. Wohl! Aber auch hier vergleicht ihr fremdes Schicksal. Jeder der sich nur äußerlich beengt findet und noch mit Stolz in die eigene Brust blicken kann, findet in diesem Selbstgefühl volle Entschädigung. Der Mißvergnügte, dem der Stolz bleibt, er sey der Edle, nur in seinen Umgebuugen liege die Verwerfung — schon ein Jeder, der sein Selbst nicht mit dem eines Andern vertauschen will, ist der Glückliche. Der völlig Geistesmatte aber wird nur selten, nur vorübergehend sich seiner eignen Ohnmacht bewußt.

Ich frage weiter: wer ist der Glückliche, der Freudige oder der Traurende? Wie oft fehlt dem Freudigen die Besinnung, die den Augenblick in Besitz nimmt — dagegen, wie oft verliebt sich der Traurende in seine Trauer, daß eben die Trauer ihm erhabene Sehnsucht und so das Spiel seines Lebens wird. Endlich darf ich euch ja die Trösterin Gewohnheit nennen, die alles ausgleichende. Sie nimmt dem Schmerz den Stachel, der Freude den Glanz, läßt das ungewohnte tausendfach genießen, das gewohnte leicht ertragen.

Was kann uns also der wol lehren, der aus äußern Umgebungen uns das Glück will suchen lassen? Nur Mittel zum Zweck, von denen noch unentschieden ist, wie sie für den Zweck ausfallen werden. Suchen wir also eine Lehre der Weisheit, welche den unmittelbaren Zweck und Werth des Menschenlebens klar machen soll, so werden wir schon um des hier Gesagten willen nicht zu fragen haben, wie dem Glück nachzujagen sey. Und noch mehr: wird nicht in unsern heiligen Lehren angedeutet, daß weder Genuß und Glück, noch auch Vortheile und Nutzen irgend einer Art dasjenige seyen, was der Gebildete das wahrhaft Gute nennen müsse, daß Genuß und Vortheil das nicht sind, was der Mensch im tiefsten Innern begehrt und will, sondern daß im tiefsten Innern des Geistes nur der innere Werth des eignen Lebens genannt wird. Denn, was den ersten wahren Werth hat, wird ja nicht wieder auf ein anderes hinweisen als seinen Herren, dem es dienen soll, sondern es muß frey sich selbst gelten.

So laßt uns zuerst Genuß und Glück vergleichen. Wir sehen das Menschenleben dem Spiel wechselnder Begünstigungen und Hemmungen durch äußere Einflüsse der Natur ausgesetzt — und was ist der Wechsel von Vergnügen und Schmerz anders, als das Gefühl dieser Abhängigkeit? Was ist Glück anders, als die sichre Lage des Bedürftigen, in welcher er der Mittel gewiß ist, seine Bedürfnisse

befriedigen zu können? Genuß und Glück sind nur äußere Begünstigungen, die uns nicht um ihrer selbst willen gelten können, sondern nur, weil sie dem geistigen Leben des Menschen dienen. Wäre uns dies Leben selbst gleichgültig, was könnten uns dann die Mittel seiner sichern Anfrischung für eine Bedeutung haben?

Tiefer also als aller Wunsch des Genusses liegt in unserm Geist der Gedanke des Werthes, welchen das Leben selbst trägt. Daher können wir unsern Wunsch leicht über das ganze Spiel von Freud' und Leid hinaus deuten. Das eben ist die Beengung des menschlichen Lebens, daß es nur zwischen äußern Hemmungen und Begünstigungen spielen kann; Schmerz und Vergnügen, Genuß und Leiden sind aber die Kinder dieses Spiels. Die Selbstständigkeit eines sich frey gestaltenden, bedürfnißlosen Lebens wäre mehr, höher als alles Glück in befriedigten Bedürfnissen. Ein solches selbstständiges freyes Leben würde aber weder Vergnügen noch Schmerz kennen und doch wäre es wünschenswerther als beyde.

Vergleicht nur den Gewinn der einfachern Sitten unter den Gebildeten bey uns mit den krankhaften modischen Verbildungen der Völker um uns her.

Es giebt keine höhere Bildung des sinnlichen Genusses und der passiven Lebensfreude als zur sichern und behenden Befriedigung der natürlichen Bedürf-

nisse. Jedes künstliche Bedürfniß, welches nur für den Genuß ersonnen wäre, ist Thorheit und das Verlangen nach bloßer Mannigfaltigkeit des Genusses krankhaftes Erzeugniß der Langenweile. Gar einfach sind des Menschen natürliche Bedürfnisse für Nahrung, Wohnung und Familie, alles andere ist künstliche, selbstgewählte Lust mit ihrem Bedürfniß. Wo nun dies Bedürfniß nur dafür ersonnen ist, um es nachher wieder zu befriedigen, da ist ja aller Aufwand dafür eine thörichte Bemühung um selbstgeschaffene Noth, die man viel besser sich gar nicht erst bereitete. Nur dadurch können jene künstlichen Bedürfnisse Bedeutung gewinnen, daß sie in der stuffenweisen Ausbildung des Geistes dem innern Werth des Lebens selbst zu dienen kommen. So gehören sie in dem gesunden Leben der Ausbildung der Einsicht, des Gemüthes und der geistigen Steigerung der That.

Vergleicht die Gediegenheit unsrer Lebensweise, die wir der Herrlichkeit unsers öffentlichen Lebens danken, mit der modischen Thorheit unsrer verbildeten Nachbarn. Unsre einfache Sitte verschmäht die Weichlichkeit ihrer häuslichen Einrichtungen; uns ekeln jene vielfach gemischten Speisen, die sie für Kostbarkeit halten; uns sind die bunten Kleider, die nicht nach Schönheit sondern nur zur Abwechselung in der Form gewählt werden, größtentheils abgeschmackt, und ihre leere Prachtliebe verächtlich.

Unser häusliches Leben dient in gesunder Einfachheit nicht der Pracht sondern der Schönheit. Und eben um deswillen kann sich die Macht der Schönheit in unserm öffentlichen Leben zeigen, die ihnen fremd bleibt. Vergleicht die Größe unsrer Tempel, die Zierde unsrer öffentlichen Plätze, die herrschende tief eingreifende Macht unsrer einfachen Harmonien gegen die tändelnde Künstlichkeit fremder Musik, die nur weichlich süßer Unterhaltung dient und so das ähnliche.

Also nur dem minder Gebildeten, der zu sehr in der sinnlichen Anregung seines Lebens befangen bleibt, können Genuß und Vergnügen um ihrer selbst willen zu gelten scheinen. Jeder hingegen, der sich selbst recht versteht, wird zugeben müssen, daß ihm nicht in Genuß und Glück die Zwecke seines Lebens liegen, sondern daß ein geheimerer Werth des Lebens selbst erst diesem seine Bedeutung mittheilen muß. Wie wollten Genuß und Freude des Menschenlebens innerer Werth seyn, da jeder in der höchsten Erhebung des Gefühls, in frommer Ergebung sich über alles Spiel von Glück und Unglück gehoben findet. Wo durch Andacht und Vaterlandsliebe in Aufopferungen der Einzelne seine Ehre findet, da spricht des Geistes höhere Wahrheit und alle jene kleine Sorge wird verworfen.

Hiermit ist denn vollständig ausgesprochen, daß des Menschen Werth nicht in dem liegt, was er

leidet, sondern in dem, was er thut. Von dem, was er thut, wird aber ferner nicht das den wahren Werth bestimmen können, worin sein Leben irgend einer Dienstbarkeit unterliegt, sondern nur das, worin es sich mit eigner Schönheit gestaltet. Denn daß im Nutzen und Vortheil nicht der letzte Zweck des Menschenlebens enthalten sey, versteht sich von selbst. Wie Geräthe und Werkzeug nur dafür gelobt werden mag, daß es einem ihm vorgeschriebenen Zweck diene, so ist es ja mit allem Vortheil und Nutzen; hier ist nie vom ersten Zweck, sondern nur von Mitteln die Rede.

Dies wäre leicht begriffen. Es hängt aber damit eine Lehre vom Eigennutz und der Selbstsucht zusammen, welche bey verbildeten Völkern, in denen eine nicht nur rohe sondern niedrige Denkungsart zur öffentlichen Meinung geworden ist, vielen Beyfall fand. Dort sagten die Lehrer der Weisheit, daß man mit Selbstsucht und Eigennutz nicht nur den Menschen am sichersten zu leiten vermöge, sondern sogar, daß Selbstsucht und Eigennutz die einzigen unmittelbaren Antriebe aller menschlichen Handlungen seyen. Nun wollen wir diesen gern zugeben, daß wie man den Stier nicht fein zu zügeln suchen wird, mit dem Zaum des edleren Rosses, eben so rohe Menschen und hinterlistige anders geleitet werden müssen als Männer von edler Denkungsart. Wenn aber jene Lehrer der Weisheit ihre thörichte Lehre so

reichlich mit Beyspielen aus ihren Umgebungen zu belegen wußten, so lag der Fehler nur daran, daß man dort nicht verstand, den Geist zu bilden und vorzüglich, durch das öffentliche Leben das Leben der Einzelnen zu regeln. Eben dadurch, daß dort die öffentliche Meinung voraussetzte, nur durch abgefeimte Pfiffigkeit sey unter den Menschen etwas auszurichten, verschafte man erst der niedrigen Selbstsucht den Sieg.

Otto. In dem, was du, edler Greis, hier lehrst, ist mir vieles sehr klar. Ich sehe leicht, daß im Nutzen und Vortheil der Mensch den Werth der Dinge nicht unmittelbar finden kann, da diese sich ja nur als Mittel ankündigen. Ferner, wenn es gleich zur Bildung eines rohen Menschen noch so nöthig ist, ihn von Selbstsucht und Eigennutz abzumahnen, ihm dagegen eine uneigennützige Schätzung der Dinge zu zeigen und lebendig zu machen: so sehe ich doch nicht nur ein, was hiermit schon gesagt ist, daß Selbstsucht nicht der letzte Zweck im Leben des Gebildeten ist, sondern auch daß für eine richtigere Beurtheilung selbst des rohesten Lebens sie nicht als letzte Quelle der menschlichen Interessen angegeben werden kann. Nur ein sehr mangelhaftes Urtheil könnte sich mit der Auskunft: Ich will eben mich selbst, begnügen, da sich offenbar immer noch weiter fragen läßt, was will ich denn von mir selbst? und worin gefalle ich mir?

Allein so gut ich dies im allgemeinen einsehe, so bleibt mir darin eine Schwierigkeit, daß am Ende doch wieder Selbstsucht und Vortheil alle Geschäfte der Menschen ordnen. Wo werde ich denn im regelmäßigen Verkehr anders als nach diesem Maaßstab Hülfe, Arbeit, das Werk eines Andern messen?

Philanthes. Auf deine Worte, tapfrer Jüngling, ist mehrerley zu erwiedern. Die zuletzt ausgesprochne Schwierigkeit hast du dir durch deinen Begriff vom Geschäft des Menschen erst selbst gemacht. Du verstehst ja unter diesem Geschäft und Verkehr nur die Arbeit der Menschen und den Austausch auf dem Markt. Jeder bietet da dem Andern das Werk seines Fleißes zum Austausch und fordert dafür die angemessene Vergeltung. Auf dem Markte muß der Eigennutz herrschen, das ist nicht Folge einer falschen Selbstsucht, sondern Forderung der Gerechtigkeit. Jeder trägt da das Seinige zur allgemeinen Arbeit der Gesellschaft bey und nur unter dem Schutz gerechter Vergeltung kann und soll dieser Verkehr bestehen. Auf dem Markte soll der Eigennutz herrschen; dieses Kaufen und Verkaufen gehört zum gesunden Leben des Volkes. Aber dieser Markt ist ja nicht das ganze Menschenleben, er gehört der Arbeit, zu der wir gezwungen sind, die aber selbst nur dem Leben dient. Was treibt den Handwerksmann zur harten Mühe und Last, wem wird willig der heißeste Kampf, die bitterste Auf-

opferung geweiht? Siehe doch selbst nur ins rohere Leben der Menschen! Sorge und Mühe der Mutter für ihr Kind, des Vaters für den Unterhalt der Familie sind die Sclaven der Selbstsucht? Und die Werke des Gemeingeistes, wo Vaterland und Ehre in den Kampf führen, wo der heilige Eifer für die Altäre eines Volkes herrscht! Keiner unter Euch wird so stumpfen Gedankens seyn, dies aus Selbstsucht und Eigennutz erklären zu wollen.

Otto. Sehr richtig, ich dachte nur an gemeine Arbeit und vergaß die Seele des Menschenlebens, der selbst alle Arbeit dient.

Philanthes. Doch können wir deine Bemerkung auch noch von einer andern Seite betrachten. Eben um der Arbeit willen sind Eigennutz und Selbstsucht das unentbehrliche Werkzeug aller menschlichen Thätigkeit, denn nur durch Vermittlungen kann der Mensch seine Zwecke erreichen. Vermögen und Kräfte muß jeder Einzelne sammeln, um sich seine Stelle in der Gesellschaft zu schaffen und sie zu behaupten. Hier ist ihm nur sein Werk aufgegeben in der Scheidung von dem der andern, dafür muß er selbstsüchtig seyn. Aber alle diese Selbstsucht, dieser Eigennutz sollen eben Werkzeug seyn für die höhern eigentlich geltenden Zwecke, und welche diese seyn zu erforschen, das ist des höchsten Preißes werth.

Wenn einige es unwürdig finden, daß jeder nur für sich selbst, lobenswerth aber, daß jeder für alle andern sorge und dieses zum Grundgedanken des wahren Werthes menschlicher Handlungen machen wollen, so können wir ihnen ironisch erwiedern: was ist denn für ein Gewinn dabey? Nach der einen Vertheilung wird jedem die Sorge für sein Wohl durch eine theilweise aller andern gewährt, nach der anderen einfachern Vertheilung bleibt jeder bey sich selbst, so daß in beyden Fällen jedem doch nur so viel zu Theil wird, als eines Mannes ganze Sorge beträgt. In der That nemlich ist die Ermahnung gegen die Selbstsucht gar keine reine Lehre der Weisheit, sondern nur ein guter Rath der Klugheit, für den wir etwa an Dschingiskhans Bündel Pfeile erinnern können; vereinigte Kraft wirkt mehr als getheilte.

Damit soll bedeutet seyn: wer nur lauter und rein recht für sich zu sorgen weiß, nicht in dem, was ihm Natur und Menschen zu geben haben, sondern in dem, was ihm zu thun sey, der thut daran das beste. Ich muß sorgen, was ich thun soll — aber wo erfahre ich, was dies sey? Darauf kommt es an. Wir haben mit der Rede für und wider den Eigennutz auf keinen Fall den rechten und tiefsten Grund unsrer Lehre gefunden. Diesen finden wir nur, wenn wir einem Jeden scharf die Frage stellen, worin er sich denn eigentlich selbst

gefallen könne? Und nun wird die Antwort nur in dem, wie er sein Leben den Idealen geistiger Schönheit zu nähern wisse.

Fragt jemand freylich nur die Lebensklugheit, wie Menschen zu bestimmten Thaten zu leiten seyen: so ist die Antwort, vermagst du sie nicht für deine Sache zu begeistern, so unterhandle mit ihrem Eigennutz. Wir aber fragen ja hier die Weisheit: welche That denn als die gute gefordert werde? da gilt die einzige Antwort: die That, die das Werk der Tugend ist.

Nun bliebe uns also zuletzt noch die Frage: welches ist denn das Werk der Tugend? Was wird die gebildete Einsicht der Tugend als Zweck und Ziel anweisen? Und wiederum ist die Antwort: Geistes Selbstvertrauen und Selbstständigkeit. Das geistige Leben soll rein in die Erscheinung treten, denn in ihm selbst trägt es den innern Werth als die Schönheit der Seele. Vergleichet nur alle Ideale der Sittenlehre, ob sie nicht auf denselben Gedanken zusammen stimmen.

Wir nennen Wahrheit, Schönheit und das Gute als die Grundgestalten des wahrhaft lobenswerthen Lebens, so aber, daß die Anforderung des Guten ihren eignen höchsten Spruch hat, dem jeder andere sich unterordnet. Und wie entspringen uns diese Ideen? Einzig aus der Aufgabe der schönen Gestaltung unsers geistigen Lebens.

Wahrheit ist das Gesetz der Erkenntniß. Erkenntniß aber ist die erste Grundlage des geistigen Menschenlebens. Die Idee der Wahrheit fordert, daß der Mensch innere Klarheit des Gedankens gewinne, sich die Einsicht selbst schaffe und dieser Ausbildung der Einsicht und jeder Art der Erkenntniß theilt sie einen unmittelbaren innern Werth zu, weil in ihr das Leben unsers Geistes sich selbst gestaltet.

Im Leben unsers Geistes ist nun neben der Erkenntniß Gemüth das zweyte und die That das dritte. Wo aber das Gemüth sich unabhängiger von der That gestaltet, da ist das Reich der Ideen des Schönen. So offenkundig auch die Macht dieser Schönheit dem Gebildeten unter uns seyn mag, so blieb das doch bey andern Völkern lang ganz anders. Wie reine Schönheit überall der Ankündigung der Ideen des göttlichen Lebens in uns diene, ja wie der Mensch einzig in ihr das Göttliche fasse, das ist wieder nur durch die Herrlichkeit unsers öffentlichen Lebens und die Einfachheit unsrer Religionslehre uns so viel leichter klar geworden und muß es noch mehr und allgemeiner werden, wenn sich die Einweihung unsrer Jugend aller falschen Bilder enthält.

Die Reinheit unsrer Dichtung in ihrer Schilderung der allgewaltigen Macht, der tiefen frommen Bedeutung aller Naturschönheit, in ihren einfachen

Idealen der sittlichen Kraft der Liebe und der Freundschaft; die einfache Größe unsrer Baukunst, die reine Form unsrer Bildhauerey und Mahlerey und die reine Erhabenheit unsrer Musik spricht uns in unserm öffentlichen Leben das Wesen der Begeisterung und den Geist der zur Andacht führt, weit lebendiger und klarer aus, als in den Gebräuchen anderer Völker. Die rohe und freche Widerspänstigkeit der Gemüther gegen diese feinere Ausbildung des Schönheitsgefühls ist der schlimmste Widerhalt für die verbildete Sitte unsrer Nachbarn.

Die Ideen der Wahrheit und Schönheit haben also darin ihren Werth, daß sie der Entfaltung des geistigen Lebens selbst gehören. Allein die eigenste Kraft der Seele ist die der That. Daß diese durch Erkenntniß und Trieb des Gemüthes geführt werden muß, giebt der Wahrheit und Schönheit erst in Unterordnung unter die Ideen der That den wahren innern Werth. Einsicht und Geschmack, welche diesen Gesetzen der Wahrheit und Schönheit gehorchen, sind eine eigne Zierde des geistigen Lebens; doch sind die Ansprüche an das Leben der Menschen hier sehr verschieden, je nachdem dem Einzelnen seine Lage in der Gesellschaft geworden, je nachdem er seinen Beruf ergriffen hat. Die reinen Ideale der That hingegen sprechen jeden auf die gleiche Weise an, und diese machen in Ehre, Gerechtigkeit

und Frömmigkeit in jeglichem ihrer Ideale nur den Gedanken des Selbstvertrauens und der geistigen Selbstständigkeit mit dem Bewußtseyn der Würde des menschlichen Geistes geltend.

Für die Probe des feinsten Gefühls der Ehre nichts zu vergeben, dem Rechte des andern nichts zu nehmen, in frommer Ergebung die höhere Bedeutung des Menschenlebens anzuerkennen — diese Anforderungen entspringen mit ihrer heiligen Nothwendigkeit ja einzig aus der innern Hoheit des Geistes, sind mit deren Bewußtseyn ganz einerley.

Und alle jenen andern Zierden des sittlichen Lebens, die Lauterkeit der Gesinnung, alle jene durch Mäßigung zu erhaltende Reinlichkeit, Unschuld und Tüchtigkeit des Lebens, wir loben sie, weil sie der Selbstständigkeit des Geistes dienen; die Ideale der Liebe aber und der Freundschaft von den fernsten Berührungen der Theilnahme zur Familienliebe, zu den engsten Banden der Freundschaft, zur heiligen Gluth des Gemeingeistes — wir loben sie, weil in ihnen die Würde des Geistes im fremden Leben anerkannt, die Macht des Geistes im Menschenleben geltend gemacht wird.

So ist also der Gedanke der Würde des Geistes, der Gedanke des Selbstvertrauens der eine,

welcher alle Ideale des sittlichen Lebens erzeugt. Und wie ists nun mit diesem, wie gilt er dem Menschenleben? Wir werden jetzt einig seyn für das, was ich vor Euch behauptet habe. Mit der Idee unserer inneren geistigen Würde sind uns die Anforderungen der Tugend so gegeben, daß jeder Gebildete sich sagen muß, wie oft auch Roheit, Verbildung und Mangel an Kraft ihm seinen reinen Willen vereiteln mögen, so wünsche und wolle er doch im tiefsten Grund des Herzens selbst einzig, daß sein Leben diesen sittlichen Idealen entspreche, ihnen gemäß sich zur Erhabenheit und Schönheit der Seele gestalte.

Streng gebietend steht der Gedanke erhabener Anforderungen in Ehre, Gerechtigkeit und Frömmigkeit vor deiner Seele, aber es ist dieses Gebot ja nicht ein fremdes Gebot, unter das dich ein anderer zwingt; es ist der reinste Gedanke deines eignen Geistes, dessen heilige Nothwendigkeit dir nur deinen eignen wahrsten Willen nennt! Lerne nur dich selbst verstehen und du findest, daß dein eigner Wille, Würde und Kraft deines eignen Wesens das hier allein geforderte sind.

Arthur. Sehr klar, sehr leicht zu fassen ist die schöne Wahrheit deiner Lehre. Wenn der Mensch sich recht besinnt, so muß er finden, Glück

und Geschicklichkeit sind nie, was er im tiefsten Grunde und wahrhaft will. Beyde sind nur Mittel für andere Zwecke, sind nur das dienende für unsern Willen. Fragen wir dann: wo zeigt sich die herrschende Gewalt des sich selbst geltenden Zweckes, des wahren innersten Willens? — so ist die einzige Antwort: in der innern Kraft des Geistes selbst und deren schöner Gestaltung.

Drittes Gespräch.

Sittliche Ausbildung des Geistes.

Philanthes und die Jünglinge.

Woldemar. Mit besonderer Freude sind wir, edler Greis, am letzten Abend deiner Belehrung gefolgt, denn einfach und klar ist diese Lehre der sittlichen Selbstverständigung, in welcher aus dem einen Grundgedanken des Selbstbewußtseyns geistiger Würde alle Anforderungen der Sittenlehre hervor gehen. Ich finde diese Lehre so einfach in ihrer Wahrheit, daß mir nur die Frage bleibt, wie konnte so einfache Lehre so lang verkannt bleiben, und nachdem sie erkannt war, so oft wieder misdeutet werden?

Arthur. Dasselbe wollte auch ich bemerken und ich frage noch dazu: wie bilden sich aus so einfachen Grundgedanken so verschiedene, so widerstreitende Lebensansichten unter den Menschen?

Der Greis. Vielerley in Aberglauben und Vorurtheilen, sehr vieles in den verwickelten Geschäften des Menschenlebens trübt uns den Blick auf den einen Grundgedanken in der Mitte, der alles beherrscht.

Will ich Euch hier die Ansicht des ganzen Werkes geben, so müssen wir, wie ich neulich schon dem Arthur sagte, die stuffenweise Ausbildung des Geistes beachten. Wir müssen also von der großen Aufgabe für die Menschheit sprechen, daß sie durch ihr eignes Leben und ihre innere Kraft immer mehr die Macht des Geistes entwickeln, den Geist fortschreitend ausbilden soll. Nur in Beziehung auf dies große gesellschaftliche Werk der Menschheit bekommt unsre Lehre ihre volle Bedeutung. Ich habe Euch gezeigt, daß den Gebildeten das einzig wünschenswerthe sey, die Würde des Geistes zum Grundgesetz seines geselligen Lebens zu machen. Daraus folgte für die Beurtheilung des fremden Lebens, daß es nur in lebendiger Kraft und Reinheit der Seele lobenswerth gefunden werden könne. Allein was dann der reine Wille des Einzelnen mit lebendiger Kraft im Leben ausführen werde, das wird erst durch die Ueberzeugung des Einzelnen bestimmt und diese kann nur in stuffenweiser Fortbildung nach und nach zu größerer Vollkommenheit gelangen.

Welch großes Werk liegt hier vor uns in dem, wie nach und nach der menschliche Geist zu reiferer

Bildung fortgeführt wurde; wie so mannigfach die Roheit sinnlicher Triebe gebrochen und zum feineren geleitet werden mußte, wie die Gewöhnungen der Ordnung, der Geschicklichkeit und des Fleißes allmählich gewonnen wurden, dann aber der Kampf mit dem Irthum, mit seinen Vorurtheilen, seinem Aberglauben begann. Ein so großes Werk, daß die meisten Begeisterten dabey lieber die unmittelbare Führung durch göttliche Hülfe voraus setzen, als dem Menschen, in diesem höchsten ihm von der Gottheit aufgegebenen Werke, eigne Kraft zutrauen wollen. Doch werdet ihr leicht begreiffen, daß ein unmittelbar göttliches Werk nicht so schwächlich und unvollkommen durch die Zeit hin gedeiht. Der Mensch soll hier selbst zugreiffen. Das eben ist unter allem, was er zu erkennen vermag, die ausgezeichnete Würde seines Wesens, daß er sich die Schönheit seines Lebens selbst gestalten kann.

Welche Weisheit unsrer Vorfahren mußte nicht bildend voraus gehen, damit wir gehoben werden konnten von der ersten Dämpfung thierischer Gier, von der ersten Stiftung der Ordnung, der Reinlichkeit, der Schaamhaftigkeit so weit, wie der Geringste in unserm Volke steht durch erlernte Wissenschaft und Gewerbskunst, durch Gewohnheit, Sitte und Gesetz, durch Sprache vor allen Dingen, diese Mittlerin alles geistigen Menschenlebens.

Zuerst gilt es die Roheit sinnlicher Begierden zu brechen, den wilden Sinn zu Recht, Schaam und Reinlichkeit zu bändigen; dann müssen die festen Regeln der Gewohnheit in Lebensweise, Sitte, Gewerbe und Gesetz gestiftet werden, endlich gilt es den umbildenden und fortbildenden Geist stets rege zu erhalten. Vergleicht das Leben der Wilden, der gebildetern asiatischen Völker und unsers, die wir mit europäischer Bildung leben; ihr werdet in dem Ganzen des Volksgeistes bey den Wilden die Roheit sinnlicher Begierden herrschend finden, in Asien aber bey den Nachkommen unserer ältesten Lehrer findet ihr die Macht blinder Gewöhnungen, die vom eignen Geist verlassen ist, unter uns hingegen lebt noch überall der unruhige fortbildende Geist. Wo nun dieser waltet, da kommt auch mit ihm der Irrthum und das schwerste von allem wird der Kampf des Geistes mit diesem. Verbildung drängt sich zwischen die Bildung; der ersten Unbändigkeit wird wol bald das Gefühl überlegen, aber dann laufen wir Gefahr, Abspannung und Erschlaffung eintreten, die Gesundheit der Seele verloren gehen zu sehen. Dadurch ist schon oft die schon gewonnene Bildung eines Volkes wieder verschwunden, der lebendige Geist in ihm erstorben, oder wenigstens eine Lebensansicht des Kleinmuths und der Thatenscheu zur herrschenden geworden, in welcher

der Geist sich selbst verwirrt, schon gewonnenes Licht wieder verliert.

In diesem Ganzen nun, wo stuffenweis die Einsicht neu geschaffen und dem Irrthum gesteuert werden soll, da drängen sich die Bedürfnisse so mannichfach an einander, daß so lang der Mensch eine gewisse höhere Stuffe der Selbstverständigung noch nicht erreicht hat, vielerley Verwechselung unvermeidlich bleibt. Der Verstand weiß dann sittliche und religiöse Ideen noch nicht zu scheiden, verwechselt der letztern Bilder mit der Sache selbst und macht so mancherley thörichte Anforderung an die Lebensweise der Menschen. Ferner die Befriedigung der Bedürfnisse, wie Genuß und Bequemlichkeit sie erlangen, wird ihre Regeln mengen unter die Anforderungen der geistigen Ausbildung für Einsicht und Geschmack und unter die sittlichen Vorschriften.

Vier Verhältnisse muß ich Euch da vorzüglich deutlicher zeigen, das Verhältniß nemlich der religiösen Ideen zu den sittlichen, das Verhältniß der Klugheit zur Weisheit, dann das Verhältniß der Pflicht zur Schönheit des Lebens und endlich das Verhältniß des einzelnen Lebens zum öffentlichen Völkerleben. Denn diese müssen wir alle wohl beachten, wenn wir uns in sittlichen Beurtheilungen nicht misverstehen wollen.

Das wichtigste unter diesen Verhältnissen und dasjenige, welches in der Geschichte der Menschheit

am meisten Verwirrungen veranlaßt, ist das Verhältniß der religiösen Ideen zu den sittlichen. Ich will Euch dies nur in dem einen Beyspiel des religiösen Bewußtseyns unsrer eignen Schuld bemerklich machen. Ich spreche vor euch Jünglingen mit gesundem Sinn, frohem Muth zum Leben und mit Selbstvertrauen in der Brust. Leicht werdet ihr daher die Lehren der Tapferkeit, des Muthes, des Selbstvertrauens verstehen und billigen. Aber ihr werdet euch erinnern, daß in allen Religionen aus den asiatischen Ueberlieferungen das Bewußtseyn der eignen Schuld zum ersten Gedanken der Deutung für das Leben gemacht wird, aus welchem man Lebensregeln und Lebensansichten ableitet, mit denen die Begeisterung des Selbstvertrauens gar leicht in Streit gerathen kann.

Allerdings in jedem Gemüth von gebildetem religiösem Gefühl lebt dieses Bewußtseyn der Schuld und unsrer sittlichen Schwäche. Dieser Gedanke der Schuld giebt der menschlichen Andacht jenen Geist der Demuth, welcher dem Menschen die Anbetung Gottes, jede Läuterung und Reinigung im Gebet begleitet. Dieser Gedanke der Schuld gibt aller menschlichen Begeisterung des Selbstvertrauens jenen Geist der Aufopferung, ohne den nichts Großes im Menschenleben geschieht.

Hinschwindend ist jedes Edle auf Erden; erst im Tode ist der Mensch glücklich zu preißen. Seht

nach den Edelsten in der Geschichte! Timoleon muß den düstern Schmerz des Brudermordes in der Brust tragen; heiterer siegt Epaminondas sterbend für sein Vaterland. Und in der Dichtung, Achilles und Siegfried sie wählen das kurze kühne Heldenleben mit frühem Tod.

So gestaltet dieses Bewußtseyn der Schuld unvermeidlich unsre religiöse Lebensansicht. Der klarer ausgebildete Geist erkennt freylich, daß dadurch das Selbstvertrauen auf des Menschen höhere göttliche Abkunft nicht gebrochen werde, aber dem minder Gebildeten mußten die Gedanken sich hier leicht verwirren. Fälschlich ist jene Demuth dem minder Gebildeten ein verführender Gedanke geworden zum Kleinmuth bis zur Selbstverachtung, zum Leben in Reue bis zu dem widrigen Tändeln mit Bußübungen. Mit dieser misverstandenen Religionslehre bildete sich ein Vorurtheil der Schwäche, Grundverdorbenheit und Erbärmlichkeit des Menschen, wodurch von Indien her so manches mal die ganze sittliche Lebensansicht der Menschen verdorben worden ist. Anstatt den Werken der Ehre, des Rechtes, der Liebe und Freundschaft muthig nachzujagen, sich geduldig in der Ertragung des Unglücks zu üben und nach allem wahren, guten und schönen zu streben, verloren sich diese in den Ceremoniendienst abentheuerlicher Entsündigungs- und Sühnungsgebräuche und hielten nur die Erwartung wun-

derbarer göttlicher Hülfe, die Abmahnung von der That, Verachtung aller Selbsthülfe und einfältige ja feige Friedfertigkeit für den ächten Geist des sittlichen Lebens. War nun dieser Misgriff einmal geschehen, so wurde es freylich schwer, der gesunden reinen Lehre wieder volles Gehör zu geben.

Otto. In diesem, meine ich, werden wir dich jetzt alle verstehen. Der Mensch soll darin seinen inneren sittlichen Werth suchen, daß er mit gesundem Selbstgefühl und klarer Besonnenheit seine sinnlichen Begierden und die Aufwallung der Gemüthsbewegungen zu besänftigen wisse, daß er mit lauterem Gemüth und reiner Gesinnung in froher Thatenlust der Ehre und Gerechtigkeit, der Freundschaft und jeglicher Geistesschönheit huldige. Dafür erinnern wir uns wohl der Warnungen gegen alle Frömmeley, welche in sanfter Gutmüthigkeit sich in demüthige oder liebelnde Gefühlsstimmungen vertieft und darüber die That vergißt oder gar verachtet, so daß dann diese Gutmüthigkeit leicht dem Aberglauben zum Schilde dient, welcher uns immer von neuem seine Entsündigungsgebräuche den sittlichen Ideen unterschieben will. Wir hoffen uns davor zu wahren!

Philanthes. Recht so! Bleibt ja dieser thatenfrohen Lebensansicht treu und hütet euch vor allem leeren Tändeln mit religiösen Gefühlen.

Das zweyte, was wir betrachten wollten, ist das Verhältniß der Weisheit zur Klugheit.

Das Auge der Weisheit ist eigentlich immer nur auf den letzten Zweck der innern Schönheit und Erhabenheit der Seele gerichtet, allein das Leben fordert gar viele Vermittlungen für diesen Zweck, um welche der Rath der Klugheit erfragt werden muß. Wenn die Weisheit also gleich alle untergeordneten Bestrebungen nach Genuß und Glück und nach der Ausbildung des Geistes zu sondern weiß von den höheren Gesetzen der Sittlichkeit, welche nur der reinen Idee geistiger Würde huldigen: so wird doch um dieser Klugheit willen die volle Lebensregel für sittliche Ideen noch von vielerley Vermittlungen im Leben abhängig seyn. Klugheit und Weisheit müssen auch hier noch neben einander gelten. Wichtig wird es seyn, die Vorschrift der einen von dem Gesetz der andern zu unterscheiden: aber nicht so leicht wird es, diese verschiedenen Anforderungen streng von einander zu trennen.

Bedenkt zum Beyspiel dafür, wie die Weisheit des Rathes der Klugheit bedürfe, unsrer strengen ja harten Gesetze für die Keuschheit, denen wir bey dem edeln Geist unsers öffentlichen Lebens die Reinheit und den Ernst der Familienanhänglichkeit in unserm Volke danken. Wie weitläuftige und künstliche Nebenrücksichten der Klugheit waren nothwendig, um diese Gesetze zu ordnen und zu recht-

fertigen. Wollen wir nun etwa hier unsre Sitte und unser Gesetz als allgemeine Pflicht für alle Menschen ausgeben? Ich meine das werden wir nicht thun. Es ist nur unser positives Gesetz, welches uns die Klugheit für die Gesundheit der Seele anrieth. Wir geben gern zu, daß hier die Weisheit den Völkern unter vielen Gestalten der Sitte und der Gebräuche die Wahl läßt, wir suchten nur unsre Wahl auf die der Schönheit und Gediegenheit unsers Lebens zuträglichste Art zu treffen. Das rohe Leben der Wilden, das fast keine Schaam und keine Beschränkung der sinnlichen Lust kennt, ist natürlicher als unsre Sitte und Gesetz. Die leichtsinnigern Ansichten der Polizey und die schmutzigen Einrichtungen in den großen Städten unsrer Nachbarn werden wir für diese roheren und der Verbildung erliegenden Völker fast ein Bedürfniß nennen müssen. Wir wissen dagegen, daß der innere Widerspruch in solchen Sitten einen häßlichen Einfluß auf das Familienleben hat, indem sie mittelbar dort einen Geist der Falschheit und des Betruges begünstigt: wir wissen ferner wie dieser so ärgerlich auf das Verderbniß der Regierenden, auf Niederträchtigkeit, Roheit und Bestechlichkeit der Beamten zurückwirkt. Wir haben daher allen Leichtsinn dieser Art mit Haß von uns geworfen, dagegen aber durch die Beschränkungen roher Prachtliebe und durch Gemeingeist den Einzelnen das Stiften der Familie so sehr erleichtert.

So sehen wir also hier, wie das Werk der Weisheit, selbst das der Pflicht nur mit Hülfe der Klugheit gedeihen kann und damit wird euch auch dies Verhältniß deutlicher geworden seyn, durch welches, wie mir scheint, die sittliche Ausbildung menschlicher Ueberzeugungen erschwert wird. Nun ferner: auch unter den reinen Anforderungen der Weisheit selbst finden sich wichtige Unterschiede, deren hauptsächlichster zwischen dem Gebot der Pflicht und dem untergeordneten Lob der Schönheit der Sele statt findet.

Mit strenger Nothwendigkeit gebietet die Weisheit uns die Würde des Geistes zu achten in Ehre und Gerechtigkeit; aber gar vieles, was nicht die Ehre und Gerechtigkeit selbst ist, wird doch nur um ihrer willen gelobt werden, wodurch sich noch mannigfach die Forderungen der Pflicht und die der geistigen Schönheit von einander scheiden. Wer dies aber nicht genau kennt, den wird es in sittlichen Beurtheilungen leicht irre führen.

Betrachtet für diese Unterscheidung zwischen Pflicht und dem geistig schönen oder edeln, welches doch nicht Pflicht genannt werden kann, jenes Beyspiel aus dem letzten Kriege unsrer Nachbarn. Der Feind überfiel eine ihrer Städte; Soldaten plünderten das Haus eines Bürgers, und mishandelten ihn und die seinigen; leerten dann seinen Keller und sanken betrunken in Schlaf. Zu spät zur Hülfe

kommt der Bräutigam der Tochter hinzu. Der junge Mann schlingt gewaltsam die kaum noch ihrer selbst bewußte Braut in die Arme und ruft: „die Rache ist leicht!“ — „Leiser mein Lieber,“ erwiederte der Vater, „laß mich machen.“ Der Vater schritt behutsam über die Schlafenden und entfernte ihre Waffen. Dann ergriff er zwey Gewehre, reichte eins dem jungen Manne und sagte: „Lieber, die Rache ist uns sicher! Hier kann von Unrecht nicht die Rede seyn, auch sind die Leichen bald verborgen und niemand sucht sie hier. Doch höre mich erst, dann wähle! Darin, daß wir diese erschlagen, liegt keine Sühne ihrer ruchlosen That; unter den tausenden treffen wir nur die Wenigeu. Was hilfts? Beflecke deine reine Hand nicht mit diesem häßlichen Mord der Rache, wenn aber die Zeit kommt, laß uns sprechen und handeln.“ Der Jüngling überwand seinen Grimm und ging schweigend hin Mutter und Tochter zu retten. Sobald sie aber die Gelegenheit ersahen, da traten sie vor die Bürger ihrer Stadt und die Bürger des Landes: „Entehrtes Volk!“ riefen sie, „deine Habe wird dir geraubt, deine Weiber und Kinder sind dir entehrt und gemordet. So geschieht es dem, der die Ehre nicht kennt, und ohne Waffen den Feind erwartet! Auf denn laßt uns zu den Waffen greiffen, alte Schmach zu tilgen, neuer zu wehren!“ Die Stimme lief durch das ganze Land; der heiße Kampf

begann, tausende fielen, Städte und Dörfer brannten, aber Muth und Ehre lebten in der Brust der Ueberbliebenen und nach wenig Jahren durfte keine feindliche Schaar mehr des Vaterlandes geheiligten Boden betreten, anders als um mit ihren Leichen seine Felder zu decken. Betrachten wir hier die Selbstbeherrschung des Jünglings, so werden wir nicht sagen, daß sie streng von der Pflicht gefordert war, aber edel werden wir sie nennen um der geistigen Schönheit willen.

So wie nun also unser Familienrecht nicht vom strengen Gebot der Pflicht vorgeschrieben doch lobenswerth, so wie die Selbstbeherrschung des Jünglings nicht Pflicht und doch edel ist: so werdet ihr mannigfache Abstufungen in dem Lob des Werthes menschlicher Handlungen unterscheiden müssen, die aber dem menschlichen Geist nicht von Anfang an klar werden konnten, die mit ihren anscheinend widersprechenden Anforderungen oft irre führen mußten.

Es gehört eine besondere Kunst des Ausspruchs und der Ausbildung unserer Lehre dazu, weenn sie mit feiner Unterscheidung dieser verschiedenen Ansprüche geltend gemacht werden soll. Denkt einmal an die Erziehung der Kinder. Der Erzieher muß ihnen gebieten, bald was die Pflicht fordert in Ehre, Treue, Wahrhaftigkeit, bald was nur Ordnung, körperliche Reinlichkeit oder gar Vorurtheile der Gesellschaft erheischen; wie wollte er hier für

kleinere Kinder jeder Forderung ihre rechte Farbe geben? Er wird sich also anstatt dessen oft nur auf die Liebe und Achtung des Kindes verlassen und die Erfüllung um des Gehorsams willen fordern. Aehnlich ist es denn auch mit unbeholfner Lehre an das Volk. Der Lehrer wagt es nicht zur eignen Einsicht des minder gebildeten zu sprechen und beruft sich nur um der Liebe zu Gott oder der Furcht vor Gott willen auf göttliche Gebote und schuldigen Gehorsam. Das giebt denn eine Darstellungsart der Lehren der Weisheit, bey welchen auch der Lehrer nur allzuleicht verleitet wird, es mit der eignen Einsicht nicht geanu genug zu nehmen. Es sollte für Erziehung der Kinder und für Belehrung des Volkes in Sachen der Weisheit zur eignen Einsicht gesprochen werden. Allein ihr begreift leicht, daß dies für den Lehrer eine fein vorbereitete eigne Ausbildung des Geistes und frommen Ernst in der Unterweisung voraussetze; von denen das erste, die Ausbildung des eignen Geistes nicht in allen Zeitverhältnissen gefordert werden darf, da sie ja der Menschheit nur stuffenweis durch eigne Geisteskraft errungen werden kann.

Für die sittliche Unterweisung ist es höchst wichtig, den Fehler mancher Lehrer vermeiden zu lernen, welche alles, was räthlich, schön und edel ist, unter der gleichen Form des strengen Gebotes aussprechen. So ist es ja nicht! Unsre Sitte und

Gewohnheit, unsre Ordnung und Kunst gilt uns, andern gilt das anders. Will ich also die Einsicht des jungen Gemüthes gewinnen, so muß ich ihm die Sache zeigen, wie sie ist. Ich muß ihm zeigen, wie er sich selbst streng und ausnahmlos der Ehre, Gerechtigkeit und Frömmigkeit unterworfen fühle, wie aber andere Anforderungen geistiger Tüchtigkeit und Reinlichkeit, Anforderungen der Liebe und Freundschaft im verschiedenen Menschenleben nach tausendfältigem Unterschied der Grade verschieden gelten, also ihre Vorschriften nicht mit der Strenge der Pflichtgebote geben, sondern dem Einzelnen die Wahl lassen. Dann aber werde ich auch zeigen, wie sie denn doch, obgleich sie nicht Pflichten nennen, das allein wahrhaft lobenswerthe auszeichnen; wie sie ihn auffordern das geistig schöne und edle, dem gemeinen, dem häßlichen, dem niedrigen vorzuziehen, wie also jeder mit Liebe seines Geistes inneres Auge auch nach diesen Idealen der Tüchtigkeit, Reinlichkeit und Freundschaft gerichtet halten werde, wenn er nur den innersten Wunsch des eignen Herzens recht versteht.

Wird diese feine Scheidung nicht beobachtet, so wird leicht über der Menge der Gebote keinem mehr der volle Gehorsam gegeben werden und indem dem aufwachsenden Menschen an einigen dieser Vorschriften die bindende Kraft verdächtig wird, wird er sie leicht bey allen in den Verdacht ziehen, und sie nicht mehr beachten wollen.

Wem ihr hingegen in feiner Scheidung die reinen Ideale der Pflicht und der geistigen Schönheit zeigt, der wird anerkennen, daß ihm darin nicht zwingende Gewalt eines fremden Herrschers, sondern nur die Läuterung seines eignen Willens, der innerste Trieb des eignen Herzens ausgesprochen wird.

Auf der einen Seite wird also die Verwechselung der Pflicht mit den Anforderungen der Schönheit der Seele leicht einen Widerstand gegen die sittlichen Ideale selbst bewirken, dem steht entgegen auf der andern Seite, daß sie auch dient, einer weichlichen, vornehmthuenden sittlichen Lebensansicht zu schmeicheln, welche denn doch die wahre sittliche Kraft des Geistes nicht kennt.

Ehre und Gerechtigkeit sind die festen Forderungen der Pflicht, denen kein Haar breit vergeben werden darf im kräftigen sittlich gesunden Leben. Alle Fülle der Wohlthätigkeit und Liebe kann es nicht aufwiegen, daß ihr durch Betrug, Kriecherey oder andere Verletzung dieser heiligen Idealen euch im Leben zurecht zu helfen wußtet. Jenes sind herrliche Zierden des sittlichen Lebens, die als Blatt und Blüthe am gesunden Stamme fröhlich gedeihen werden — aber Ehre und Recht sind das Werk der Pflicht, das keinem vergleichliche durch nichts aufzuwiegende oder zu ersetzende! Zuerst hier den strengen Gehorsam, das andere wird folgen! Wer aber diesem Gehorsam das mindeste entzieht, der wird

seine Schande vergebens mit anderem Vorwand beschönigen.

Woldemar. Allerdings die feine Beachtung dieses Unterschiedes muß auf den Geist sittlicher Belehrung den wichtigsten Einfluß haben. Durch eine solche besser angebotene Unterweisung muß vor allem dem Schüler das lebendigere Gefühl gegeben werden, wie es den sittlichen Ideen nie um todtes Werkzeug der Geschicklichkeit auch nicht um knechtischen Gehorsam sondern nur um freye Achtung reiner Geisteskraft zu thun sey.

Arthur. Du hast mir vollkommen deutlich gemacht, wie aus dem einen reinen sittlichen Grundgedanken doch so verschiedene Ansichten unter den Menschen herrschend werden mußten nach den verschiedenen Stuffen der geistigen Ausbildung so wol im Großen durch Verwechselung religiöser Gefühle und ihrer Symbole mit den sittlichen Anforderungen als auch in dem Bewußtseyn der letztern durch die Mannigfaltigkeit derselben in dem was Klugheit anräth oder Weisheit bald lobt, bald gebietet. Dann aber nanntest du uns noch das, welches neulich in deiner Rede vor dem Volk uns so lebendig ansprach, den Einfluß des Gemeingeistes im Volk auch auf alle sittliche Ausbildung der Einzelnen. Bringe uns auch dieses noch näher vor das geistige Auge.

Der Greis. Das war es, was ich hier zuletzt noch berühren wollte. Seht einmal zu, wie es

geht, wenn ihr die Lehren von der Pflicht und der Schönheit der Seele für das Leben des Einzelnen genauer ausbilden wollt; überall werdet ihr an Ideale des öffentlichen Lebens hingewiesen werden, denen der Einzelne nicht einmal zu folgen vermag, wenn ihn die schöne Gestalt des Gemeingeistes nicht begünstigt. Ansprüche machen wir hier im Namen der sittlichen Ideen an das öffentliche Leben der Völker; das Volk soll Charakter zeigen in sich selbst, in seiner inneren Rechtlichkeit und nach außen in der Ehrliebe, mit der es seine Selbstständigkeit behauptet, in der Vaterlandsliebe, mit der es kämpft bis zur Vernichtung, ehe es sich Sklaverey gefallen läßt, aber auch in der Gerechtigkeitsliebe, mit der das Volk fremde Rechte anerkennt, andere nicht beherrschen, sondern als Seines gleichen ansehen will.

Durch diese Anforderungen der Ideale des öffentlichen Lebens wird dem, der sich nicht klar genug selbst versteht, das sittliche Urtheil über Erlaubtes und Unerlaubtes verwirrt und verfälscht. Der reinste Anspruch, den ich an das sittliche Leben des Einzelnen machen kann, ist der des Ehrgefühls, welches Widerstand fordert und sich nichts unwürdiges gefallen läßt. Schon die Anforderungen der Gerechtigkeit sind nicht mehr rein an den Einzelnen gerichtet. Von dem Einzelnen kann ich hier nur Friedfertigkeit fordern, nemlich nicht jene weichliche, welche die Beleidigung nicht achtet, gern übersieht,

sondern nur die der Anmaßlichkeit entgegengesetzte, welche sich wohl hütet, Ehre und Recht eins Andern zu nahe zu treten. Ob es dem Einzelnen aber möglich wird, nach den Anforderungen der Gerechtigkeit mit dem Andern zu leben, das hängt ja nicht nur von ihm sondern von dem Andern mit ab, denn den Anmaßungen der Roheit und Frechheit können wir nur Gewalt entgegen setzen.

Wo anders also als durch den Geist der Gesetzgebung für euer ganzes Volk könnt ihr die Idee des Rechtes und der Gerechtigkeit in eurem Leben herrschend machen? Und alle die freundliche und fröhliche Blüthe der Schönheit im Leben, in Liebe und Freundschaft und im Familienleben, ja die Wohlgestalt der heitern Erhabenheit in der Andacht, wie anders wollt ihr das dem Menschenleben gewinnen als durch geheiligte Sitte im öffentlichen Leben des Volkes, durch den kräftigen Gemeingeist, der in Vaterlandsehre und Religion lebt.

So führt mich der Schluß dieser meiner Lehre zu dem, worüber ich neulich vor dem Volke sprach: Recht und Kraft und Gesundheit der Seele werden wir unserm Volk, wird jedes Volk sich selbst nur durch die Gewalt des Gemeingeistes und die edle Gestalt seines öffentlichen Lebens gewinnen können. Ihr seht also wie dem Menschengeschlecht für das innerste Wesen der Ausbildung geistiger Erhabenheit und Schönheit kräftige und gesunde Ausbildung des Staates erforderlich sey.

Auch bey der feinsten Ausbildung sittlicher Lehre wird in jedem Volke nur eine dürftige Erscheinung geistiger Schönheit möglich seyn, wenn nicht die erhabene Begeisterung der Vaterlandsliebe und Volksehre in ihm herrscht, und die Sachen des Volkes im Großen besonnen ordnet.

Otto. Das, was du so eben ausgesprochen hast, führt uns sehr nahe zu unsrer Hauptfrage, wenn wir denselben Gedanken nur von einer andern Seite auffassen. Du läßt uns bemerken, wie sehr die sittliche Ausbildung der Menschen von den Stuffen der Ausbildung des Staates und des in ihm athmenden öffentlichen Lebens abhänge. Da aber sittliche Geistesbildung überhaupt im Menschenleben das höchste ist, so sagt mir eben diese Betrachtung zugleich, worauf zu sehen sey, wenn man den Zweck der Volksvereinigung im Staate beurtheilen wolle. Nicht wahr Schönheit der Seele ist das eine klare Ideal des sittlichen Lebens? Der Schönheit der Seele soll der Staat dienen und in ihr allein seinen Zweck finden. Aber nur in dem einzelnen Menschen lebt der Geist. Der Staat also allein ist glücklich und gut geordnet, in welchem alle Lebenselemente darauf zusammen stimmen, daß an jeden im Volke die Anregung dieses sittlichen Lebens und seiner Schönheit mit rechter Kraft und Freiheit gelange und alle Verhältnisse des öffentlichen Lebens so viel möglich diese Schönheit der Seele in jedem Einzelnen schützen und pflegen.

Fragt es sich also, was wir denn als Zweck des Staates zu nennen haben, so werden wir nicht Reichthum, nicht blühenden Handel, nicht lange Ruhe im Frieden, noch weniger Sieg und Eroberung, nicht ausdauernde unveränderte Staatsverfassung oder was sonst ähnliches vorkommen mag, an die Spitze stellen — sondern einzig die Ideen der Schönheit der Seele. Jedes andere gilt nur, in wiefern es der Entfaltung dieser Schönheit dient.

So wird also sittliche Ausbildung des ganzen Volkes in seinem öffentlichen Leben; eine gewisse Gleichmäßigkeit der Geistesbildung durch alle Stände in Rücksicht aller rein menschlichen Interessen das wichtigste in der ganzen Geschichte der Menschheit. Aber ich begreiffe wohl, daß hiermit nicht nur eine Ausbildung und Verbreitung eine richtigeren Sittenlehre im ganzen Volk, sondern mehr, noch etwas anderes thatkräftiges gemeint sey, vorzüglich eine Begeisterung für sittliche Ideen, welche, wie mir scheint, eine gütige Gabe des Schicksals an einzelne Völker bleibt.

Philanthes. So ganz wirst du den guten Erfolg doch nicht dem Zufall gleichsam zuschreiben mögen, denn gar viel fördert sich mit Sicherheit durch eine gute geistige Erbschaft.

Das höchste, was in der Geschichte der Menschheit geleistet werden kann, ist: Völker sittliche Wahrheit lehren! Aber freylich die Lehre allein

thut es nicht. Wir bedürfen im öffentlichen Leben die Thatkraft eines voran strebenden Geistes mit sittlicher Willenskraft und feinem Gefühl für Ehre und Recht. Dieses nun aber wird uns nicht die Schule nicht die Erziehung der Jugend allein gewähren und doch werden wir auch nicht allein auf das glückliche Geschenk einer besondern Volksbegeisterung, welche freylich nur das gütige Schicksal allein verleihen kann, angewiesen seyn, sondern gar vieles ist hier in den Gewöhnungen des Lebens, in den Sitten, den Rechten, den Gebräuchen der positiven Religionen, was für den höchsten Zweck der Völkerausbildung in Anspruch genommen werden muß. Bedenket nur das Eine. Nicht wahr, es ist die erste und leichteste Anforderung an das sittliche Leben eines einzelnen Menschen, der sich über den Wilden erheben will, daß er seine sinnlichen Begierden und das Ungestüm seiner Gemüthsbewegung zu mäßigen wisse? Aber wie weit sind hierin die meisten sogenannten gebildeten Völker vorgeschritten? Nicht wahr eine fest gegründete Gewohnheit, eine treu bewährte Sitte würde darin sehr viel bewirken können. Allein wie viel ist da in den Sitten der Reichen noch zu tadeln, wie wenig sind da Völlerey, Wollust, dummer Stolz und rohe Herrschbegierde noch gebändigt. Alle diese geselligen Lebensformen gehören noch sehr der Kindheit im sittlichen Menschenleben. Ist nicht z. B. der Krieg mit allen seinen

Greueln und Grausamkeiten selbst eine Folge dieser unsrer sinnlichen Roheit?

Ich meine: wo im öffentlichen Leben diese Mäßigung zu einer ruhigen festen Kraft gedeihen wäre, da würden sich die edleren Blüthen des sittlichen Lebens leicht in ihrer Schönheit entfalten. Darum nannten die Griechen diese Mäßigung mit Recht die Gesundheit der Seele.

Doch wie weit sind wir noch von dieser reinen Kraft des öffentlichen Völkerlebens entfernt. Ich muß unserm Volke Glück dazu wünschen, daß es sich so lange im Kampfe mit fremder Uebermacht hat bilden müssen. Durch fast siebenzig Jahre sehe ich der Jugend unsres Volkes zu und wie oft mußten wir von neuem in den Kampf hinaus ziehen — fröhlich bey aller Aufopferung. Wie mancher unsrer ersten Helden ist in der Jugend noch dem Eugen und seinem Alexander gefolgt, wie letzthin mein Sohn. Gewähre Euch das Schicksal keinen langen Frieden. Dieses Leben im Kampf regt immer neu und frisch den Gemeingeist an und seine Begeisterung für Ehre und Recht. Seyd ihr aber ferner glücklich im Krieg, so hütet Euch, daß ihr nicht anfanget ein eroberndes Volk zu werden. Gebt ihr damit der Parce einmal den Anfang euers Lebensfadens, so wird sie ihn Euch schnell fortspinnen bis zum schmählichen Tode.

Seht! so muß ich Euch das verhaßteste Zeichen

unsrer Roheit, den Krieg, noch loben, weil unser Blick noch so umschleyert ist, daß wir uns ohne den Krieg die Anreizungen deren das gesunde kräftige Volksleben bedarf, um der wollüstigen Erschlaffung zu widerstehen, nicht einmal ausdenken können.

Doch läßt sich annehmen, daß das freye Nordamerika eine veredelte Grundlage seines öffentlichen Lebens habe, indem ihm viele uns angeerbte Vorurtheile des alten Krieger- und Priester-Despotismus nicht blieben und eine friedliche innere Ausbildung seiner Reiche zu Theil wurde. —

Laß erst einmal mehrere Geschlechter hinter einander gelebt haben, die keine Blutschuld auf sich luden, dann wird sich wohl die heilige Wahrheit des Christenthums mächtiger entfalten und Penn's großer Name kommenden Jahrhunderten gefeyert werden.

Indessen wie lange Zeit gleich einerseits noch erforderlich seyn mag, ehe ein solcher langer Friede erlangt wird, so wird anderseits selbst dieser allein den Rückfall in die rohesten Kriege nicht verhindern, wenn nicht durch die Grundlage des öffentlichen Lebens den Völkern eine sichre sittliche Ausbildung gewährt wird.

Die Grundlage aller sittlichen Ausbildung ist jene Mäßigung aller sinnlichen Begierden und Gemüthsbewegungen. Ihr wißt wohl, daß wir über diese hinzu der Lauterkeit und der Reinheit des Her-

zens als der edlern Gaben bedürfen. Allein wäre jene Mäßigung einmal dem öffentlichen Leben gewonnen, so fielen die großen Antriebe zur Verführung für den Einzelnen weg und die Belehrung allein könnte dann für Lauterkeit und Reinheit des Herzens viel wirken.

Euch wird bekannt seyn, wie schon Aristoteles seine Sittenlehre schließt mit der Betrachtung, daß die öffentliche Vorsorge für die Erziehung die wichtigste aller Staatsangelegenheiten sey, daß aber nur im Staate der Lakedämonier der Gesetzgeber dafür Sorge getragen habe, daß dagegen in den meisten Staaten hierin ein jeder lebe wie es ihm beliebt, kyklopisch schaltend über Kind und Weib.

Vergleichen wir damit die gebildeten neueren Staaten, so finden wir wol, daß die öffentliche Vorsorge für den Unterricht besonders für den Religionsunterricht alles Volkes gewonnen sey und daß sie diese Anstalten immer besser zu bilden suche. Aber neben diesem Unterricht sehe ich für die sittliche Erziehung keine öffentliche Vorsorge, ja man wird diese wol meist für unthunlich halten, weil man bey den öffentlichen Erziehungsanstalten den halben Menschen, nemlich seinen Körper ganz vergessen hat. Dafür kann ich Euch unsre neuen Gebräuche nicht genug loben. Geist und Körper sind im Menschen so eng verbunden, daß niemand einen von beyden vernachlässigt ohne beyden zu schaden. Bedenkt es

nur wie viel unser Volk gewonnen hat dadurch, daß wir so viel mehr Mühe und Zeit als andere auf die Ausbildung des Körpers verwenden. Euch gilt es in euerm jugendlichen Zusammenleben einen hohen Preiß, körperlich kräftig, ausdauernd, gewandt zu erscheinen. Habt ihr nun dadurch nur am Körper gewonnen? Gewiß, das wißt ihr selbst besser, welcher große Schutz gegen Unkeuschheit und Weichlichkeit euch darin geworden ist. Eben diese öffentliche Vorsorge für die Leibesübungen ist die Hauptstaatsanstalt für die sittliche Ausbildung, denn sie gewöhnt nach und nach allem Volk jene Mäßigung ein, welche dazu das erste Erforderniß ist, und bey allen Proben dieser körperlichen Ausbildung muß es ehrlich zu gehen, da kann List der Faulheit nicht durchhelfen, auch die Mode nicht, welche beyde so leicht in erblicher Gelehrsamkeit, schlechten Kunststücken einen übertriebenen Werth beylegen.

Otto. Gewiß! Die thatkräftige sittliche Ausbildung des Volkes muß durch die Vorsorge des Staates sicher gefördert werden können, wenn wir in Gesetzen, Gebräuchen und besonders bey den Anordnungen für die öffentliche Erziehung die Ideale der Schönheit der Seele immer im Auge behalten.

Julius und Evagoras.

So hatte der Greis noch manches Einzelne mit den Jünglingen besprochen. Als diese nun eines Abends wieder versammelt waren, kam er mit einigen von ihm selbst geschriebenen Heften zu ihnen. Ihr wißt einerseits meine Meinung, sagte er ihnen, ehe ich weiter spreche, leset unter euch diese Hefte. Ihr kennt Werk und Thaten unsrer Befreyer, aber es wird euch hier manches aus dem Leben der fürstlichen Brüder Eugen und Julius mit meinem Vater Evagoras näher rücken und lebendiger erscheinen. Aus eigner Jugenderinnerung habe ich, um euch alles verständlich zu machen, so umgebildet und vollendet, was mein Vater aus Căciliens Papieren zusammengestellt hatte. Die Jünglinge lasen sich einander abwechselnd die Hefte, wie folgt.

* * *

Es war eine jugendliche Lieblingsphantasie unsers großen Julius, allein die Gebirge der Schweiz zu durchstreifen. Als Jüngling folgte er dieser Idee, auf der Reise lernte er den Evagoras kennen. Davon reden seine hier folgenden Erzählungen an seinen Bruder.

Julius an Eugen.

Gerade vor dem Anfang meiner Reise ins Gebirge bin ich doch meiner alten Phantasie untreu geworden und mache meine Reise nun nicht allein. Den Abend vor meiner Abreise trat ich in Lucern mit dem Onkel aus einem Concert zurückkommend in den Speisesaal unsers Gasthofes. „Zerschlagen möchte ich meine Flöte," sagte ich dem Onkel, indem wir Platz nahmen, „wenn ich an das herrliche Spiel dieses Künstlers denke." Ein ernster junger Mann mit feurigem Auge und schönen schwarzen Locken, der zum erstenmal in der Gesellschaft war, saß mir gegenüber und erwiederte: „da möchte ich doch für deine Flöte um Schonung bitten; du scheinst ein besserer Künstler als Kunstbeurtheiler zu seyn." — Ich erwiederte: „Keins von beyden bin ich wohl; mein Urtheil gebe ich dir gern preiß, aber noch nie hörte ich einen Flötenspieler, der seines Instrumentes so Meister war, wie dieser. Am wenigsten begreife ich, wie du von meiner Kunst sprechen kannst." — „Du warst es doch wohl," antwortete jener, „der vor dem Concert dort drüben Flöte blies, ich habe dir mit weit mehr Theilnahme zugehört als deinem großen Meister. Gern gönne ich dem seine Concerte, wenn ihr einmal Concerte haben müßt, indessen kommt er mir mit seinem langen Athem, seinen hundert Tönen auf die Sekunde und alle den

Künstleyen nicht besser vor, als der Seiltänzer, der sich an den Beinen aufhängt und dann Trompete bläst und Wein trinkt. Denk einmal, wie dirs zu Muthe ist in deinem Spiel. Meinst du nur, daß das, was dieser Künstler kann, Musik genannt zu werden verdient? Wo ist denn da die innere Gewalt der Töne, ihre Kraft und Begeisterung? Kurz um der ganze Kram ist kaum so schön als die Sallatschale hier! Warst du schon auf dem Rigi?" — Nein, antwortete ich. — „So gehe hinauf an einem schönen Morgen mit deinem Künstler, und wenn der ganze erhabene Glanz der Gegend vor dir ausgebreitet liegt, laß ihn seine Flöte ergreifen. Ich wette du hörst dann von seinem Concert so viel, als du vom Licht der Kerze im Sonnenschein siehst! Der Sennbube daneben mit seinem Horn und Kuhreigen wird ihn weit überbieten und du auch mit deiner Flöte." Andere antworteten und stritten für den Künstler, dann wandte sich das Gespräch auf mancherley Dinge. Auch vom Krieg und unsern Hülfstruppen war die Rede, man schalt, wie gewöhnlich darüber. Hier erkannte ich meinen Mann als unsern Landsmann. Er sagte unter andern: „Arminius lernte den Krieg bey den Römern." Ich dachte an dich!

Zuletzt blieben wir allein. Der Mann sah gar nicht wie ein Schmeichler aus, mir mochte indessen das Lob meines Flötenspiels geschmeichelt haben, ich

redete ihn an: „wir scheinen Landsleute zu seyn.“ — „Das merke ich,“ erwiederte er. — „Aber nochmals,“ fuhr ich fort, „dein sonderbares Urtheil über die Musik; wie kannst du diese erstaunenswerthe Kunst des Meisters verkennen? Oder hast du für alle diese Kunst der Virtuosen keinen Sinn?“ — „Sinn oder nicht, antwortete er, ich weiß nicht, was du einen Virtuosen nennst. Epaminondas liebte auch das Flötenspiel, was meinst du, spielte der wohl wie dieser Künstler? oder wie sonst?“ — Ich erwiederte: „ich verstehe dich nicht. Wie meinst du es eigentlich mit der Musik? Mir nahm man es übel, daß ich so viel Zeit mit der Flöte tändele.“ — „Da mögen dich Epaminondas und König Friedrich trösten! Ich meine, daß es nichts grunderbärmlicheres giebt als unser ganzes Volk mit aller seiner Musik und aller seiner schönen Kunst.“ — „Ich verstehe dich wieder nicht. Glänzender und erfindungsreicher finde ich die Compositionen unsrer Meister als alles ältere das ich kenne.“ — Er nahm das Wort: „O was ist es mit diesem Glanz und dieser Erfindung für ein erbärmliches Ding. Freylich andere schöne Kunst als etwa Musik haben wir gar nicht — allein auch in der Musik, was sollen die buntscheckigen Tändeleyen neben der einfachen Erhabenheit alter Kunst. Sieh dich um, so gilts mit unsern kleinlichen Privatunterhaltungen im Zimmer, wo die Musik ihre ärmliche Rolle ne-

ben Schüsseln und Spielcharten spielt, so gilt es uns im Schauspiel, in der Kirche. Zum elenden Tand ist das größte, das erhabenste herabgewürdigt. Und gar noch andere schöne Kunst als diese, Malerey, Bildhauerey, Baukunst — da ist uns die Schönheit nichts als die ärmliche Sklavin der Pralerey. Was will auch das Leben unsrer Völker mit seinen Zöllen, seiner Polizey aus schöner Kunst gewinnen? Da stehen unberührt und unerkannt der Vorzeit Ideale! Schönheit und Religion, die beyden himmlischen Schwestern, fremd sind sie unserm öffentlichen Leben; nur aus dem Leben fremder Völker haben wir noch ihre zerstückten Abbilder. Eigen ist dem Leben unsrer Völker weder Kultus noch schöne Kunst. Nur fremdes Wort vom eignen Geist verlassen sprechen wir da nach! Unser Volk besitzt Religion und Kunst auf Borg und gar aus verschiedenen Leihhäusern. Bey Religiosität, dieser heiligsten, hellsten Flamme des geistigen Lebens, denken die Leute immer unwillkührlich an die Umbildung des Judenthums, die sie ihre Kirche nennen; und was deren Wahrheit sey, lassen sie sich von Gelehrten aus alten Schriften zusammenbuchstabiren. Noch schlimmer steht es aber mit unsern Idealen der Schönheit. Die Naturschönheit des Lebens wird übersehen, man denkt nur an schöne Kunst, aber nicht an die, in der wir leben, denn die fehlt gerade, sondern an papierne, leinene oder steinerne

Ueberlieferungen einer ehemaligen schönen Kunst, die nun schon seit geraumer Zeit gestorben und begraben; dann aber auch in einigen zerbrochnen Trümmern wieder ausgegraben ist. In dieser ehemaligen Kunst lebt man nun nicht, sondern man thut nur vornehm damit in Gallerien, gelehrt in Büchern. An einer Schönheit über die sich nichts citiren läßt und an der keine Kenntniß griechischer und italienischer Namen angebracht werden kann, liegt den Leuten nicht viel. So bleibt dies alles gelehrter Kram — das Leben unsers Volks aber weiß nichts davon.

Bedenke, freundlicher Jüngling, daß Frömmigkeit und Geschmack dem gleichen Element unsers geistigen Lebens gehören; bedenke, daß dem Menschen nur die Schönheit die Deuterin des göttlichen Lebens werden kann und du wirst leicht verstehen, warum in jeder guten alten Zeit die schöne Kunst in ihrer Größe und gesunden Kraft nur durch die Kraft und Fülle heiliger Gebräuche unter den Völkern gedieh, sie ist nichts anders als das Organ der Religion im großen öffentlichen Leben der Völker. Welcher Zwiespalt nun da bey uns! Entweiht ist alles große Werk der Schönheit, weil wir uns einbilden Christen zu seyn, und dieses alles doch nur als eiteln Tand von heidnischen Griechen erbten.

O wer es vermöchte diese größten Elemente des geistigen Völkerlebens dem unsern wieder zu vereini-

gen, ihre heilige Flamme neu zu entzünden! Verständig sind wir ja doch und klaren Geistes, wie kein Volk der Vorzeit. Es würde ein herrlich Leben sich entfalten!

Oder zweifelst du, daß Religion und Schönheit die ersten, mächtigsten wärmenden und grundgestaltenden Flammen des Völkerlebens seyen? Sieh in alte Zeit zurück nach Egypten und Indien, wo wir die Macht der Baukunst noch in den Trümmern anstaunen; zu den Griechen, deren ganzes Völkerleben auf diesen heiligen Stämmen ruhte, von diesen Blumengewinden durchzogen war; zu den Arabern, denen diese Flamme zur Welteroberung leuchtete und ihnen dabey überall das frische neue Leben gab; zu unsern Vorfahren endlich, denen wieder Christenglaube Ordnung und Bildung brachte, sie des Kreuzes und der zarten Liebe Ideal erfinden ließ."

So und auf ähnliche Weise sprach er mit mir. Seine Rede, sein Wesen zog mich an; als wir uns trennen mußten, sagte ich ihm: „du scheinst mir allein zu seyn und wirst wohl ins Gebirge gehen. Laß uns zusammenbleiben." — „Ich kenne dich nicht," erwiederte er, „aber das sieht mir etwas umständlich und vornehm aus, so reise ich nicht gern." — „O nein," antwortete ich, „ich bin allein und will zu Fuße gehen, nur einen Burschen zum Träger und Führer habe ich bey mir." — „Dann

wohl mir, schöner Jüngling," sagte er, „morgen mit dem Tage laß uns zusammen gehen; den Träger behalte, führen will ich dich schon. Weit schöner ists noch, die Schönheit der Natur aus jugendlichen Augen wiederstrahlen zu sehen, als sie einsam betrachten."

Den andern Morgen trafen wir uns mit dem Tage. Es war ein schöner heitrer Morgen, wir gingen nach einem Dörfchen hinaus, wo unser am schmalen Seitenarm des See's ein kleiner Kahn wartete. Im Hinausgehen fragte ich meinen neuen Freund um den Namen und das andere. Er antwortete: „wer ich bin ist dir bald gesagt, aber ich mag hier nicht wissen wer du bist; drum nimm mich für einen Bogen weiß Papier, vielleicht kauft ihn einmal ein Gewürzkrämer seinen Pfeffer darauf zu berechnen, vielleicht ein Anderer die Präliminarien des ewigen Friedens darauf zu entwerfen! Der Onkel, von dem du gestern Abend schiedst, nannte dich Julius; laß michs auch so lange wir allein sind: nenne du mich Evagoras." — Ich war das gern zufrieden. Wir bestiegen den Kahn und fuhren in den See hinaus. Es war ein herrlicher erhabener Anblick als wir aus der kleinen Bucht hervor in den offnen See kamen. Du kennst das: links über den weiten Spiegel hin den Blick in die Bucht von Küsnacht, daneben den hohen schattigen Rigi vom Morgenlicht gestreift; diesseits grade vor

uns das schöne Thal von Stanzstade mit seinen freundlichen Dörfern und Wiesengründen, dann die Bucht von Alpnacht und rechts im vollen Morgenlicht den nahen hohen Pilatus, an dem die letzten Nebel verflogen. Da habe ich euch und vorzüglich Schwester Amalien lebhaft an meine Seite gewünscht. Evagoras sprach eifrig von den Abentheuern dieses derben tapfern Bergvolkes aus den letzten französischen Kriegen, von der Verheerung des Stanzer Thales und der tapfern Gegenwehr. Ich wollte gern seine phantasirende Philosophie, die mich gestern so anzog. Ich führte das Gespräch auf dasselbe Thema, indem ich ihm sagte: „So warm sprachst du gestern für die Macht des Kultus und der schönen Künste unsere Lebensweise verachtend, ja sogar unsre heiligen Lehren, wo nicht tadelnd doch ihrer gewöhnlichen Sanction beraubend. Ich muß dabey gestehen, daß mich, was mir in solchen Dingen zur Lehre und Ueberzeugung angeboten wurde, wenig befriedigt hat. Ich habe es hingenommen, wie man mirs anbot, weil mich keine nähere Rechtfertigung ansprach, jede zu heucheln schien.“ — Bald war er wieder im Eifer, so fing er etwa an: „Du magst in deiner Art wohl Recht haben. Was dürfen wir weiter Zeugniß. Sieh hier um dich ins volle jubelnde Leben der Natur! Tönts nicht von jedem Felsen wieder, jeder Alpe, jeder Bergsspitze, sagt nicht jede schimmernde Welle

des Sees: Name ist Schall und Rauch umnebelnd Himmelsgluth! Was wollen wir Glauben und Gefühl erben, borgen, stützen und erkünsteln! Ist der Glaube doch der in jedes Menschen Brust eingeborne Sohn Gottes, eines jeden erstes Eigenthum, des Geistes einziger Führer! So lebt die grade einfache Ausbildung des Geistes. Nur jene unbeholfene abgemessene Rede mit der man schulgerecht dem Glauben Hülfe leisten will, bringt erst den Zweifel und die Furcht vor dem Verderben."

„Willst du also," erwiederte ich, „wie man mir sagte, daß einige fordern, gar keine wissenschaftlich abgemessene Rede über den Glauben gelten lassen, nur dem Gefühl trauend? Wo liegt aber dann die Sicherheit des Gefühls? Kann da nicht jeder reden, was er will? Weinend oder lachend dich mit deiner Rede schelten oder verhöhnen?"

„Darauf," sagte er, „werde ich dir wohl sobald nicht genügend antworten; doch wir haben ja Zeit, laß uns immer sprechen!"

Wir fuhren nah am Gestade von Stanzstade am Roßberg herum nach Fahr und gingen von da über blühende Wiesen nach Sarnen.

Unterwegs sprachen wir weiter. Er sagte mir etwa folgendes: „Bedenke einmal, was wollen wir denn eigentlich mit unsern Fragen nach der Gottheit und dem ewigen Leben? Werden sie nur zur Neugierde aufgeworfen oder wie denn sonst? Die Leute pfle-

gen das sehr wichtig zu nehmen, wie jemand seinen Glauben ausspricht. Ein irreligiöser Mann zu seyn, ein Ketzer und Ungläubiger zu seyn oder nach andern ein Gottesleugner, Gottesverächter, Gotteslästerer, das sollen die Namen der gräßlichsten Verbrechen seyn. Allein ich kann zunächst nichts anders darin erblicken als die Aermlichkeit menschlicher Erkenntniß, welche über die größten Dinge so schwankendes Urtheil hat. Was läge wohl für die Welt daran, wenn auch Jahrtausende lang das Menschengeschlecht riefe, es sey kein Gott und kein ewiges Leben? Wird denn dadurch daran, daß eines ist oder keins auch nur das mindeste geändert? Ich meine, wenn nur ein Gott ist uud ein ewiges Leben, so ists genug. Laß doch die Leute reden, wie sie wollen! Was kann der Mensch in solchen Dingen dafür und dawider thun? Alles dieses bleibt ja so, wie es ohne sein Zuthun auch ist. Jeder einzelne stirbt bald genug und muß ja dann wohl finden, wie er mit der Sache daran sey. Was wäre es weiter als die Ueberraschuug eines Kindes mit dem festlichen Tag, wenn derjenige, der sich fest eindemonstrirt hatte, es sey kein jenseits, von Geburt und Grab nun auf einmal in die Herrlichkeit des höhern Lebens eingeführt würde? Denn den Zorn Gottes über die irrenden, verachtenden, lästernden Kinder werden wir doch wohl nicht fürchten, da wir von einem guten Erdenkönig schon fordern, er solle, wenn er gut

Gewissen hat, die Unterthanen reden lassen, wenn sie nur gehorchen.“

„Deine Rede,“ fiel ich ein, „scheint mir sehr einseitig. Es ist uns ja nicht nur um diese Wahrheiten zu thun, sondern die Ansicht dieser Glaubenssachen hat den größten Einfluß auf das Menschenleben selbst. Würde es dem Menschen nicht ganz andere Lebensansichten geben, wenn er eine ewige Vergeltung zu Furcht und Hoffnung glaubt als im Gegentheil?“

„Ich erwiedere,“ antwortete er, „zweyerley. Zuerst dein Gedanke ist dahin geführt, wohin ich ihn wollte. Du gibst mir zu, daß wir den großen Werth der Glaubenslehren, den man ihnen in den positiven Religionen beylegt, nicht unmittelbar in der Ueberzeugung der Menschen von ihrer Wahrheit zu suchen haben, sondern in dem Einfluß, den diese Ueberzeugung auf die Lebensansicht und Lebensweise der Menschen hat. Nicht wahr?“ — Ich gab ihm Recht. — „Dann,“ fuhr er fort, „müssen wir also zusehen, welches denn eigentlich dieser Einfluß der religiösen Ueberzeugung auf die Lebensansicht der Menschen seyn solle. Da gibst du nun selbst, und das ist das zweyte, was ich bemerken wollte, diesen Einfluß dahin an, daß dem Menschen eine ganz andere Lebensansicht werden müsse, je nachdem er eine ewige Vergeltung glaube oder nicht. Aber die Sache stünde eigentlich nur so: möchte nun die

Erzählung von der strafenden Gottheit und dem ewigen Leben wahr seyn oder nicht, weil denn doch in diesem Leben den Lasterhaften die Ruthen nicht gebunden und die Streiche nicht ausgetheilt werden; dem tugendhaften Tagelöhner aber der Lohn oft vorenthalten bleibt: so müssen wir suchen die Leute glauben zu machen, das komme jenseits wieder ins gleiche, dort werde dem einen die Strafe, dem andern der Lohn nacherfolgen. In dieser ganzen Lehre herrscht ein schlimmer Mißverstand, der nur bey geringerer Ausbildung der menschlichen Einsicht täuschen kann. Wenn du anstatt mit Worten, die du gelernt hast, mir mit eignem Nachdenken antworten willst, was meinst du? Gesetzt du wärest fest überzeugt, es werde dir dafür, daß du in Liebe und Freundschaft lebst, der Ehre und Gerechtigkeit huldigst, die ewige Höllenqual bereitet; dadurch aber, daß du in Haß, Sreit, Betrug und Falschheit lebst, die Himmelslust gewonnen: wäre es dann recht und gut gehandelt, die Höllenqual zu meiden oder nicht? Mußt du nicht entscheiden, daß wer in diesem Glauben lebte, freylich sehr zu entschuldigen wäre, wenn er ein ehrloses und niedriges Leben ergriffe, daß er aber eigentlich das Gegentheil thun solle?"

Ich antwortete: „du nimmst es mit der Höllenqual und Himmelslust viel zu wörtlich. Wer kann so scheiden, wie du hier geschieden hast? Der Glau-

be ist ja eben, daß das Gute belohnt, das Böse bestraft werde."

Er fuhr fort: „Was dein Wörtlichnehmen betrifft, so meine ich: wer diese Dinge recht verstünde, der würde so reden, daß man seine Rede wörtlich nehmen könnte, Bild als Bild und Sache als Sache; aber nicht so, daß Bild und Sache in einander laufen, denn sonst bleibt die ganze Rede ohne bestimmte Bedeutung. Doch lassen wir das! Mit dem zweyten hast du alles zugegeben, was ich brauche. Das Gute, sagst du, wird belohnt, das Böse wird bestraft. Also weißt du doch schon abgesehen von Lohn nnd Strafe, was das Gute und was das Böse sey? Liebe und Freundschaft, Ehre und Gerechtigkeit können nur zum Himmel, nicht zur Hölle führen; den entgegengesetzten Spruch magst du gar nicht erst anhören?"

„Allerdings, so ists."

„Wenn es denn so ist, so folgt: bieder, treu und fromm zu leben hat sein Lob, hat seinen Werth rein in sich selbst, braucht ihn nicht von Bezahlungen zu borgen. Es gelten dem geistigen Leben des Menschen Ideale der Ehre und Gerechtigkeit, Ideale der Schönheit des Lebens auch abgesehen von aller himmlischen Vergeltung. Und in diesen Idealen liegt der Anfang der Menschenweisheit! Sollte also gleich ein Mensch meinen, daß kein Gott sey und kein ewiges Leben, so bliebe diesem doch nichts

im Leben, worin er sich wahrhaft gefallen könnte, als diese Ideale des sittlichen Lebens. Mit Kraft, Reinheit und Lauterkeit der Seele, der Ehre und Gerechtigkeit, jeder Zierde der Schönheit im geistigen Leben zu huldigen bliebe auch diesem wie uns das allein lobenswerthe.''

Ich fühle, erwiederte ich, daß du recht hast und daß das Glauben oder Nichtglauben an ewige Vergeltung die innerste Lebensansicht des Menschen und deren Gebote nicht ändern solle. Aber wird derjenige, der in froher Erwartung ewiger Belohnung lebt, seine Pflicht nicht getroster und freudiger erfüllen? Bedarf es der Mensch nicht, daß er durch die Hoffnung dieser Belohnung zum Guten ermuntert, durch die Furcht vor der Strafe vom Bösen abgemahnt werde?

Er antwortete: „Da sagst du wohl wieder Dinge andern nach, die du selbst nicht meinst. Freylich wer noch so roh ist, daß er Tugend und Schönheit des Lebens von der Arbeit, die auf Tagelohn unternommen wird, nicht unterscheiden kann, der muß sich die Sache ungefähr so vorstellen, wie du sagst. Auch sind die meisten in unserm Volk zu träge, um über solche Dinge nachzudenken und bleiben deswegen immer bey der alten falschen Rede. Du aber wirst Muth und Kraft genug haben, um einzusehen, daß ja eben darin allein die Tugend ihre Macht im Leben zeigen kann, daß sie für die Pflicht und die

Schönheit des geistigen Lebens Meister bleibt über die roheren Begierden. Wie will sich aber in einer auf Belohnung hin unternommenen That die Kraft der Tugend bewähren? Solche That gilt ja nicht um ihrer selbst willen, sondern weil sie bezahlt wird, sie bleibt ja nur Sklavin eines fremden Befehls! So wirst du also wohl einsehen, daß einzig die Begeisterung für die Ideale des erhabenen oder schönen geistigen Lebens, in der diese rein um ihrer selbst willen anerkannt werden, die Kraft der Tugend zu sichern und zu heben vermöge."

Er hatte Recht. Ich ging nun auf das frühere zurück: wie meinst du es also, ist es denn unbedeutend für die Lebensansicht des Menschen, wie sich seine religiöse Ueberzeugung, der Glaube an Gott und ewiges Leben ausbilde?

Er erwiederte: „Habe ich denn geleugnet, daß die gesunde Ausbildung der religiösen Ueberzeugung einen vortheilhaften Einfluß auf die Lebensansicht des Menschen habe? Leugnete ich nicht vielmehr nur, daß jene Ideen der ewigen Vergeltung die Lebensansicht des gebildeten Menschen zu ändern vermögen. Ich will nur nicht, daß uns die Gottheit unter dem Bilde des obersten Criminalrichters für die Welt verehrt werde.

Sonst nimm es zur Wahl: welche Weltansicht wäre die schönere, in sich harmonischere? die, welche in dem Glauben an das Göttliche und das ewige

Leben unsre Ansichten vom wahren Werth des Menschenlebens mit unserm Gedanken vom Ursprung aller Dinge verbindet, aus dem einen heiligen Quell alles Daseyns, alles Leben fließen läßt, in der ewigen Güte die Weltherrschaft ahndet: — oder irgend eine andere Weltansicht, welche, ohne den Glauben, die eigne Ueberzeugung des Menschen von dem, was seinem Leben den Werth geben kann, mit seiner Welterkenntniß ausser Verbindung läßt, wo nicht damit in Widerspruch bringt; welche die Weltherrschaft einem todten Schicksal nothwendiger Naturgesetze überlassen halten muß. Wer wird nicht, wenn es nur auf die Wahl ankäme, der ersten den Vorzug geben. Es liegt in ihr allein innere Schönheit und Erhabenheit. Ferner die sittlichen Ideale des Lebens erhalten nur durch sie ihre Vollendung. Die Frömmigkeit, welche in Begeisterung und Andacht dem Leben eine ganz eigenthümliche Schönheit giebt, wird nur von diesem Glauben an Gott und ewiges Leben belebt. Allerdings ist also die richtige und wahrhafte Ausbildung der religiösen Ueberzeugung für den Menschen von hoher Wichtigkeit, indem wir ohne sie die Ideale des sittlichen Lebens nicht vollenden und die höhere Selbstverständigung nicht erreichen können, welche dem Menschen die sichre Ruhe der Seele gewährt.

Dabey nun merke dir dieses beydes wohl. Wer die religiösen Ueberzeugungen von Gott und

Ewigkeit zur letzten Stütze seiner ganzen Lebensansicht machen will, der wird damit nie ins Klare kommen. Im Leben ist der Glaube eins mit den sittlichen Idealen des Guten und Rechten, er ist mit ihnen gegeben. Wer aber einmal irre wurde, zu grübeln, zu zweifeln anfing, Gründe für heilige Wahrheiten sucht, der muß sich zuerst über den innern sittlichen Werth des Lebens entscheiden, die Ideale der Erhabenheit und Schönheit der Seele anerkennen und den Glauben an Gott und Unsterblichkeit erst zum zweyten betrachten.

Das andere aber ist: wer die höhere Selbstverständigung sucht, um zur Seelenruhe zu gelangen, der greife nicht nach Versprechungen, wie dermaleinst das Glück sicher zu erhalten sey. Der wahre Geist dieser Selbstverständigung ist Ergebung; der Mensch soll lernen sich gewachsen zu fühlen allem Wechsel von Glück und Unglück, ja sich über ihn zu erheben; der Mensch soll einsehen lernen, daß alles Spiel von Freud' und Leid nur zum Tand unsers endlichen Daseyns gehöre, der reinen Geisteskraft der Tugend aber allein die ewige Bedeutung bleibe."

Mit diesen Gesprächen waren wir gegen Mittag nach Sarnen gekommen. Nachmittags führte mich Evagoras das Thal hinauf. Besonders lobe ich dir den obern See und die Lage des Dorfes Lungern an ihm mit seinem Wasserfall. Die letzten Stralen der untergehenden Sonne spielten mit dem

wundervollsten Zauber über der Gegend, als wir wieder an den Rand des Berges Kaiserstuhl traten, wo man die Aussicht über das Thal von Gyswyl und den Sarnensee hat. Bald wurde es dunkel, die Sterne traten hell hervor, der Mond ging auf. Ganz neue Schönheiten zeigte die Gegend mit den finstern Massen ihrer hohen Berge. Auf dem See setzten wir uns wieder in einen Nachen einander gegenüber und ließen uns in der milden Nacht langsam hintreiben. Der Schiffer unterhielt uns treuherzig mit seinem Glauben an den Bruder Claus, dessen Bank noch Wunder thut, indem ihre Späne Kranke heilen. Ich warf meinem Freunde die Frage auf: wie doch dergleichen Erzählungen sich treuherzig anerkannt aller Orten auf gleiche Weise gestalten. Er erwiederte: mir scheints, daß vielleicht alle seine Geschichten so gut wie die vierzigjährigen Fasten seines Heiligen vom Aberglauben erträumt seyn können, daß aber vielleicht auch alle die andern Geschichten ausser den langen Fasten sich wirklich zugetragen haben, wie er sie erzählt. Ich fiel ihm ein: willst du sagen durch zufälliges Zusammentreffen der Umstände? — Er antwortete: O nein! Krankenheilen ist gewiß das kleinste und leichteste Kunststück der Propheten. Das führt auf einen langen Text. Bedenke einmal die Gewalt unsers Geistes über den Körper in ganz bekannten gewöhnlichen Dingen. Wie der Mensch in Ueberraschung,

im Schrecken so ganz unglaubliche Körperkraft zeigt; wie oft ereignet sich das bey Feuersgefahren oder im Krieg. Du weißt ja wohl, wie Männer in ununterbrochener großer geistiger Thätigkeit, wie Feldherrn und selbstthätige Regenten mit so wenigem Schlaf leben, daß es uns in unserm Alltagsleben ganz unmöglich wäre, ihnen gleich zu kommen, und doch erschöpft sie das nicht, sondern es erhält grade ihre Gesundheit. Wie oft zeigt es sich, daß, wenn Verwundete aus der Schlacht, Sieger und Besiegte, in ein Spital gebracht und da ganz gleich gepflegt werden, doch die Sieger schnell gesund werden, während die Besiegten unaufhaltbar dem Tode entgegen eilen, indem Muth und Hoffnung die einen belebt, während Niedergeschlagenheit die andern tödtet. Ferner wie oft sagte sich jemand seinen Tod vorher und starb an der Vorhersagung; und andere werden eben so durch Prophezeyung gesund. Das führt denn endlich hinüber bis zum höchsten Sturm der Gemüthsbewegungen, welchen wir Schwärmerey nennen, durch die, so zu sagen, das Unmögliche möglich gemacht wird. Die Wuth der Flagellanten an den Gräbern der Heiligen erhebt die größten Schmerzen zum selig geprießenen Zustand des Glückes. Eben so alle Seligkeit der Entzückten und daneben die sonderbarsten oft plötzlichen Heilungen von Krankheiten. Ich fragte: das alles nimmst du in vollem Ernst? Er antwortete: viele Erzäh-

lung der Art ist Lüge, viele ist Traum, aber auch daran ist kein Zweifel, daß gar manche im vollen Ernst Thatsache ist. Wir können ja jetzt im Kleinen in diesen Dingen an sehr nervenschwachen Personen gleichsam experimentiren.

Ich rief aus: geheimnißvolles Wirken der Natur! du scheinst mich in dem irre zu machen, was man mich lehrte, daß in diesen Dingen kein höheres Geheimniß verborgen sey.

Er erwiederte: Daran will ich dich nicht irre machen. Da ist wohl kein Geheimniß rechter Art, uns liegen die Geheimnisse höher und anderswo! Gewiß ereignet sich alles dies nach eben so bestimmten Naturgesetzen, als das, was wir erklärlich finden. Noch verstehen wir den Bau unsers Körpers und den Kreislauf der Bewegungen in ihm nicht hinlänglich. Zukünftige Wissenschaft wird dafür Entdeckungen machen, die uns nur bis jetzt noch nicht gelungen sind. Ich bin gewiß, daß dann in diesen Dingen alles erklärlich gefunden wird.

Ich sagte: Ey so ließen sich dem Aberglauben doch dafür Schutzreden halten, daß er sich so gut brauchen lasse?

Er gab zur Antwort: Allerdings blicke ich hier nach den hellen Sternen und in die große Landschaft mit dem Mondlicht um mich her, warum sollte ich an diesem schönen abergläubischen Abend nicht gern dem Aberglauben eine Schutzrede halten. Indessen

das finge ich doch anders an. Wollten wir den Aberglauben für den Nutzen loben, so würde aller Mord der Religionskriege und alles Feuer der Scheiterhaufen für Ungläubige zu gräßlich gegen uns zeugen. Es lohnt nicht, dir diese Schilderungen der schrecklichen Folgen des Irrthums in der Geschichte der Menschen zu wiederholen, sie sind dir genug bekannt. Wie gesagt, ich bin besser bey Laune, dir den Aberglauben zu loben, als zu schelten. Denn nackt und bloß irrt der Glaube in unsern Völkern umher, unter den Schutz des Aberglaubens muß er sich flüchten und wer kann es ihm da verargen, daß er sich die Lumpen des Aberglaubens erbettelt, seine Blöße damit zu decken oder gar sich damit zu schmücken.

Schau hinauf nach dem ruhigen Licht der Gestirne, nach der hellen Scheibe des Mondes, sieh um dich nach den finstern Wänden des Gebirges, nach den Wellen im See — sind es denn todte Massen von der Anziehung zusammen geballt, oder sind es die göttlichen Ideen, die höhern geistigen Urbilder im ewigen Wesen der Dinge, die dir da erscheinen? Massen von der Anziehung zusammengeballt sind es gewiß — aber wie ists mit der andern Frage? Erscheinen uns in aller Erhabenheit und Herrlichkeit der Natur um uns her höhere Ideen des geistigen Lebens? Ich finde, uns ist diese Frage Wahrheit und Thorheit zugleich. Wer diese

Sprache den Menschen als hohe Weisheit anrühmen will, ist ein Thor; wer dagegen Wahrheit und Bedeutsamkeit des Bildes in ihr nicht anerkennen will, weil er es nicht rein in Sache aufzulösen vermag, ist ein einseitiger wissenschaftlicher Pedant. So stehen wir zwischen beyden und lassen dem Gefühl seine Rechte. Heilige Ahndung hebt uns über jede Sprache der Wissenschaft und wir, erkennend ihre Rechte, werden sie nie zur Wissenschaft machen wollen.

So wird es sich unwillkürlich im Leben ereignen. Gesunder Wahrheitssinn giebt dir einen unwiderstehlichen Widerwillen gegen den Aberglauben, gesunder Schönheitssinn aber steht daneben laut widersprechend, den Aberglauben mit Liebe schützend. So gefällt uns der Aberglaube überall, wo er uns unschuldig begegnet in friedlicher Anspruchlosigkeit. Gern lassen wir ihn dem schlichten gemeinen Mann, von dem wir keine wissenschaftliche Bildung fordern; er freut uns am freundlichen sanften Mädchen oder Weibe im gleichen Sinne; aber zu Spott und Verachtung reizt uns die Grimasse des Aberglaubens beym Manne, der mit der Anmaaßung wissenschaftlicher Bildung spricht. Sahen wir nicht heute Morgen mit Wohlgefallen dem Mädchen zu, das ihrem Muttergottesbild die neuen Blumenschnüre umlegte. Wirst du nicht stillschweigend jedem seine Meinung lassen, der phantasirt, wie hier unser Schiffer.

Denn wie willst du die, welche mit unserm gelehrt thun nichts zu theilen haben, so schnell dahin bringen, daß sie Bild und Sache scheiden? Hüte dich ihnen den Bildertraum zu nehmen, um allen Irrthum aus ihrem Verstand zu tilgen, du würdest nur mit harter Hand den Blüthenschmuck von ihrem Leben streifen und allein die kahlen Stengel der Begreifflichkeit zurücklassen. Da fehlt es unserm Völkerleben! Starre Formen im Dienst der Wahrheit zeigt es, und diese heilige Macht der Schönheit gebricht ihm. Drum schone wo du dieser Altäre bauen siehst, so klein und ärmlich sie auch seyn mögen!

Doch während dem glänzte uns schon das alte Schloß über Sarnen entgegen, auf dem der Melchthal geblendet wurde und der erste Schlag für die Befreyung der Schweizer geschah. Den andern Tag wallfahrteten wir mit frühem Morgen zur Einsiedeley des Bruders Claus in das kleine enge Thal, dann folgten wir dem Wege nach Melchthal. So wie wir am waldigen Wege in den Schatten kamen, leitete mich Evagoras auf unser gestriges Gespräch zurück. „Noch bin ich dir vieles zur Antwort schuldig," fing er an, „für unser Gespräch vom gestrigen Morgen. Hier geht sichs behaglich zum Sprechen." Freylich wohl, antwortete ich, hast du mir gestern manches deutlich gemacht darüber, wie man den Werth religiöser Ueberzeugung recht zu beur-

theilen habe. Aber welches ist denn nun die religiöse Wahrheit? Wie wird sie, wie kann sie sicher gestellt werden? Du nennst den Glauben das göttliche in der menschlichen Ueberzeugung, tadelst die gewöhnliche abgemessene Rede darüber. Wie soll es nun anders seyn? und wie willst du den Glauben schützen? „Noch," erwiederte er, „ist gar viel zu sagen übrig, nur einiges werden wir jetzt berühren können. Sey der richtige Ausspruch des Glaubens hier oder dort zu treffen, sey er welcher er wolle, so achte mir nur zuerst darauf, was denn überhaupt das Glauben selbst seyn möge, und wie wir in dessen Besitz seyn können." Hier fing er nun mit einigen trocken scheinenden Unterscheidungen an, mit denen ich mich indessen in frischer Morgenluft recht gut unterhielt, die ich gleich verständlich und dann auch sehr aufhellend und wichtig fand. Laß dir also immer auch davon erzählen. Wir behielten den Tag mehr Zeit zum Philosophiren als uns lieb war. Erst gingen wir einige Stunden weit hinter nach Melchthal in ein wunderbar enges Thal, das von den melchthaler Alpen gleichsam wie von himmelhohen grünen Mauern eingeschlossen ist. Dort erfrischten wir uns und erstiegen dann unter stechender Sonne jene Alpen, an denen es unten fast unmöglich scheint, die steilen Wände hinauf zu kommen. Da vergaßen wir des ernsten Gesprächs erst über der Beschwerlichkeit des Steigens und nachher

über der Herrlichkeit der Blicke hinab aus schwindelnder Höhe in das enge grüne Thal. Als wir aber die Spitze erreicht hatten und nun nach Kloster Engelberg hinab wendeten, sahen wir das ganze neue Thal mit Wolken verhüllt. Bald jagte uns der Sturm Gewitterregen entgegen, die Führer verfehlten den Weg, äußerst mühsam klimmten wir nach einer Sennhütte hinab, in der wir mit einigen Hirtenjungen Schutz suchten. Doch gleich verließ uns die Geduld, wir eilten durch den Regen nach Engelberg hinab. Als wir uns nun da getrocknet und erholt hatten, was konnten wir bey dem fortwährenden Regen bessers thun, als unser Gespräch fortsetzen. Auf folgende Art belehrte mich ungefähr mein Freund seit dem Morgen.

„Laß uns einmal zusehen,“ fing er an, „wie steht es überhaupt mit der Gewißheit menschlicher Behauptungen? Gesetzt du behauptest etwas und jemand fragt dich: woher weißt du das? — so wirst du, je nachdem der Fall ist, auf eine von folgenden vier Arten antworten. In manchen Fällen antwortest du: der oder der hat es mir erzählt; in andern: ich habe es selbst wahrgenommen, selbst gesehen; zum dritten wieder in andern Fällen: höre zu, ich will dir es beweisen; endlich zum vierten: das versteht sich ja von selbst. Fragen wir nun überhaupt, woher dem Menschen die Gewißheit seiner Behauptungen komme, so kann der erste Fall nicht mitzäh-

len. Denn berufe ich mich auf das Wort eines andern, und dieser beruft sich nicht nur wieder auf einen dritten: so muß er entweder sich auf seine Erfahrung berufen, oder einen Beweis kennen oder meinen, die Sache verstehe sich von selbst. Eigentlich also kommen wir immer auf einen von diesen drey letzten Fällen.

Nun bedenke zuerst einmal: was heißt das, ich will dir es beweisen. Offenbar suche ich dann Voraussetzungen über die wir beyderseits einverstanden sind und aus denen ziehe ich Schlüsse, die mich endlich auf meine zu rechtfertigende Behauptung führen müssen. Ohne Voraussetzungen, die zugegeben werden, kann ich keinen Schluß machen, keinen Beweis führen. Nicht wahr?"

Dies schien mir einleuchtend.

Darauf fuhr er fort: „Also sind wir von unsern vier Fällen noch einen los, den wir nicht unmittelbar brauchen können. Nach dem Wesen der Schlüsse sagt jeder Beweis nur aus, diese oder jene Behauptung sey dadurch als gewiß bestimmt, das man etwas anderes Vorausgesetztes schon als gewiß erkenne, er wiederholt also nur die Wahrheit seiner Voraussetzungen. Du siehst folglich, daß für die Gewißheit unsrer Ueberzeugungen alles nur auf solche unmittelbare Voraussetzungen ankomme, die sich nicht wieder nur auf einen Beweis berufen, daß also die Beweise wohl zur Ordnung unsrer Gedanken

von der größten Erheblichkeit seyn mögen, aber als erste reine Quelle der Gewißheit gar nicht genannt werden können."

So einfach richtig diese Bemerkung ist, so fiel sie mir doch gleich sehr auf, indem ich bedachte, wie viel Mühe man sich ja gerade in der Religionslehre um Beweise für das Daseyn Gottes und die Unsterblichkeit der Seele gegeben habe. Ich sah leicht voraus, daß diese Bemerkung sehr wichtige Folgen haben müsse. Doch ich will meinen Freund weiter reden lassen. Er fuhr etwa fort: „Ich habe dir vier Quellen der Gewißheit in unsrer Ueberzeugung genannt, Ueberlieferuug von andern, Beweis, Wahrnehmung und die Quelle der Gewißheit dessen, was sich von selbst versteht. Davon bleiben uns als reine Quellen unsrer Ueberzeugungen also nur die beyden letztern, daß wir etwas selbst wahrgenommen haben, oder daß es sich von selbst versteht. Aber nun achte zunächst auch noch auf deine eignen Wahrnehmungen. Worauf berufst du dich eigentlich, wenn du im Vertrauen zu diesen etwas behauptest? Wir nennen diese Erkenntnißweise nach der klarsten Art der Wahrnehmungen, die uns das Auge bringt, Sinnesanschauungen. Diese Anschauungen sind die Erkenntnisse von einzelnen gegenwärtigen Gegenständen. So belehrt uns unmittelbar Auge und Ohr und die andern äussern Sinne, so belehrt uns auch der innere Sinn, der mich wahrnehmen läßt,

welche Gedanken, Vorstellungen, Begierden, Gemüthsbewegungen, jetzt gerade in mir sind. Bey den Wahrnehmungen also behaupten wir etwas blos deswegen, weil wir es in der Sinnesanschauung erkannt haben. Worauf berufen wir uns nun also eigentlich hier? Du wirst es nicht besser ausdrücken können als so: für den menschlichen Geist versteht es sich von selbst, daß die gefärbten Gegenstände außer mir vorhanden seyen, die ein gesundes Auge sieht, die Töne, die ein gesundes Ohr hört, und so die Gegenstände der andern äußern Sinne, endlich eben so, daß die Zustände und geistigen Thätigkeiten in mir seyen, welche ich mit dem innern Sinne gewahr werde. — Irre geführt durch eine falsche Ansicht vom Wesen der Beweise haben freylich viele Philosophen diese unmittelbare Gewißheit der Sinnesanschauungen nicht angenommen, und anstatt dessen behauptet, die Einwirkung des Gegenstandes auf unser Organ und vermittelst dessen auf den Geist sey der Grund der Gültigkeit der Erkenntniß. Du kannst aber leicht bemerken, daß dem in uns nicht so sey. Ich sehe die Farben und weiß darin unmittelbar, welche gefärbte Gegenstände um mich her stehen, ich höre und weiß damit unmittelbar, welche Töne jetzt um mich her klingen. Ich darf diese Behauptungen jedes sehenden und hörenden Menschen und die ähnlichen nicht davon ableiten, daß ich die Gegenstände als Ursachen der Eindrücke auf

meinen Sinn voraussetze. Diese Ansicht hat schon deswegen gar keine Bedeutung, weil darin das unmittelbar wahrgenommene ganz fehlt. Woher weiß ich dann, daß ein Eindruck auf meinen Sinn geschehen sey? Nach der eben angegebenen Erklärung müßte ich sagen, weil er die Ursach eines andern Eindrucks auf meinen innern Sinn wurde. Und woher kenne ich diesen Eindruck auf den innern Sinn? Wieder weil er die Ursach eines dritten Eindrucks ist und so fort in einer Reihe ohne Anfang. Bey dieser Erklärung wird also gar keine Auskunft über die wirklich statt findende Wahrnehmung erhalten. Ferner wenn wir die Verhältnisse bey den einzelnen äußern Sinnen näher betrachten, so hat die gewöhnliche Ansicht der Philosophen den Fehler, daß darin jedem Kinde, jedem Wilden, jedem gemeinen Mann gewisse nur wissenschaftliche Einsichten zugemuthet werden, von denen diese doch wenig oder nichts wissen und mit denen nicht einmal erreicht werden kann, was man hier sucht. Was wissen die Kinder und gemeinen Leute von den Schwingungen der Körper, in denen sich der Schall verbreitet? von den Zurückwerfungen der Lichtstrahlen, in denen das Licht zwischen den gefärbten Oberflächen und dem Auge spielt? Und doch sind diese Schwingungen und diese Lichtstrahlen die einzigen Mittel, wodurch die gehörten oder gesehenen Dinge auf Ohr oder Auge wirken. Wer also die Kunst

dieser wissenschaftlichen Vergleichungen nicht besäße, der würde weder durch Auge noch Ohr wahrzunehmen vermögen. Ja selbst mit ihr wäre noch nichts rechtes für unsere Sache gewonnen, denn da Auge und Ohr doch nicht der Sinn unsers Geistes selbst, sondern nur dessen körperliches Organ sind, so ist immer noch nichts Bedeutendes dafür gesagt, wie wir denn anstatt der Schwingungen Töne hören, anstatt der Lichtstrahlen Farben sehen. Du wirst mir also wohl zugeben, daß unsre Ueberzeugung von der Gewißheit der Wahrnehmungen nur darin liegt, weil es sich für den menschlichen Geist von selbst versteht, dasjenige sey vorhanden, was sich ihm vor seiner Sinnesanschauung als gegenwärtig ankündigt.

Du siehst also, daß wir mit aller Frage nach den Quellen der Gewißheit in unsern Ueberzeugungen eigentlich auf den letzten der vorhin genannten vier Fälle zurückkommen, nämlich auf die Frage: was bedeutet denn das, daß sich für uns etwas von selbst verstehe?"

Ich antwortete ihm: „Wohl! Ich sehe ein, wenn wir uns auf Ueberlieferung und die Rede eines andern verlassen, so auch wenn wir etwas auf dessen Beweis hin behaupten, so sind dieses nur mittelbare Sicherstellungen unsrer Ueberzeugungen, welche auf Wahrnehmungen oder sonst etwas, das sich von selbst verstehen soll, zurückweisen. Ferner

diese Wahrnehmungen sind selbst nur eine besondere Art dessen, woraus sich uns etwas von selbst versteht. Also das Räthsel der Gewißheit und Wahrheit für den menschlichen Geist liegt allerdings darin, daß sich ihm gewisse Behauptungen von selbst verstehen. Damit scheint mir aber gerade nur die mißlichste Frage eingeleitet: was versteht sich denn von selbst? Ja, was kann sich denn von selbst verstehen? Ich mag behaupten, was ich will, so thue ich das mit meinem denkenden und Gedanken aussprechenden Verstande. Dessen Behauptungen sind ja gerade dem Irrthum ausgesetzt. Wir können irren. Muß ich denn da nicht jedesmal erst weiter fragen, wodurch bin ich berechtigt, dies oder das zu behaupten? Wie kann ich sagen, daß sich hier etwas von selbst verstehe; ich muß ja doch immer erst im Stande seyn, meine Behauptung gegen den Irrthum zu vertheidigen? Wenn ein Mensch etwas behauptet, so versteht es sich nie von selbst, daß er recht habe, sein Urtheil kann auch irrig seyn. Er muß sich darauf einlassen, seine Behauptung zu rechtfertigen. Dies scheint mir nun sonderbar, erst sagen wir: alles eigentlich Gewisse in unsern Ueberzeugungen verstehe sich von selbst — und dann muß ich doch dagegen auch sagen: von keiner Behauptung unsers Verstandes versteht es sich von selbst, daß sie wahr sey. Habe ich hier unrecht, oder findet sich darin kein Widerspruch?

Er erwiederte: „Du hast vollkommen recht, aber du wirst in deinen beyden Ansichten keinen Widerspruch finden, wenn du, was in unserm Geist der unmittelbaren Erkenntniß der Vernunft gehört, richtig sonderst von dem, was nur dem wiederholenden Verstand zukommt.

Die Behauptungen unsers Verstandes, die Sätze, die Urtheile, in denen wir uns eigentlich aller vollständigern Erkenntniß bewußt werden, können sich, wie du sagst, wenn wir es recht scharf nehmen, nie unmittelbar von selbst verstehen, denn sie sind gerade dem Irrthum ausgesetzt, unser Verstand fehlt oft, indem er falsche Sätze behauptet. Wir müssen die wahren Sätze von falschen unterscheiden und also bey jedem Satz eine Rechtfertigung seiner Wahrheit anzugeben im Stande seyn, wenn er gelten soll. Was heißt das also: daß eine Behauptung des Verstandes sich von selbst verstehe? Hier gieb auf folgendes genau Achtung: alle Behauptungen unsers Verstandes sind ausgesprochene Urtheile, in diesen wird nun nicht unmittelbar gesagt, wie die Dinge beschaffen seyen, (denn sonst könnten wir nicht zugeben, daß Irrthum mit unterlaufe), sondern unmittelbar wiederholt der Verstand nur Erkenntnisse und Ueberzeugungen, die abgesehen von seinen Aussprüchen schon in unserm Geiste liegen.

Dadurch sehen wir nun, was das sagen will: eine Behauptung des Verstandes verstehe sich von

selbst. Nämlich wenn ich etwas beweise, so leitet mein Verstand eine Behauptung von einer andern ab, er behauptet das Bewiesene nur, weil er zur Behauptung dessen berechtigt ist, woraus es bewiesen wurde. Hier braucht sich die bewiesene Wahrheit dem Verstande nicht von selbst zu verstehen, sondern sie versteht sich mittelbar aus andern Behauptungen, die er schon früher gemacht hatte. Wenn sich der Verstand hingegen zur Rechtfertigung seiner Behauptungen nicht auf frühere Urtheile, sondern auf unmittelbare von ihm unabhängige Erkenntnisse und Ueberzeugungen beruft, so sagen wir: die Sätze verstehen sich von selbst, weil sie nicht aus andern Sätzen abgleitet werden können, sondern nur aus unmittelbaren Ueberzeugungen unsers Geistes.

Wir sagen also, eine Wahrheit verstehe sich von selbst, wenn sich unser Verstand nicht selbst für sich allein dadurch über sie belehren kann, daß er sich auf andere ihm schon bekannte Wahrheiten beruft, wenn er sie vielmehr nur aus der unmittelbaren Ueberzeugung unserer Vernunft schöpft."

Ich fiel ihm ein: In dieser Lehre scheint alles darauf anzukommen, daß du unsern denkenden und urtheilenden Verstand, der nur einem andern nachspricht, von der Vernunft in mir unterscheidest, welche eigentlich das erste Wort hat, der nur nachgeredet wird, deren Original gleichsam der Verstand kopirt. Die ersten Kopien nun, welche der Ver-

stand vom Original selbst kopirt hat und die nicht nur Kopien von Kopien sind, werden die Behauptungen seyn, welche sich von selbst verstehen.

„Ganz recht!“ erwiederte er.

Ich fragte weiter: Nun welches sind denn jene Originale der Vernunft selbst, oder welches sind die ersten Kopien des Verstandes?

Er fuhr fort: „Diese unmittelbaren Ueberzeugungen unsers Geistes zeigen sich auf verschiedene Weise. Fürs erste gehören zu ihnen die Sinnesanschauungen. Ich sehe und höre und bin damit unmittelbar überzeugt, daß die gesehenen und gehörten Gegenstände um mich her vorhanden seyen. Wenn nun mein Verstand in seinen Urtheilen nur das wieder sagt, was ich sah oder hörte, oder auf ähnliche Art wahrnahm, so versteht es sich von selbst, daß seine Behauptung wahr ist, denn sie soll nicht bewiesen werden aus andern Urtheilen, sondern ist nur der Ausspruch einer unmittelbar für meinen Geist gewissen Ueberzeugung.

Allein wir haben mannigfach auch Ueberzeugungen von solchen Dingen, die sich gar nicht anschauen lassen, deren wir uns nur durch Nachdenken, durch eigne Einsicht unsers Verstandes bewußt werden können. Zur Rechtfertigung unsrer dahin gehörenden Behauptungen können nun wieder die Beweise nicht hinlänglich seyn, denn die beruhen ja auf anderweiten Voraussetzungen, es müssen

auch hier Behauptungen, die sich von selbst verstehen, allen Beweisen zu Grunde liegen. Es muß also unmittelbare Ueberzeugungen in unserm Geiste geben, welche wir nur durch Nachdenken und Einsicht unsers Verstandes in uns zu finden vermögen, die aber dem menschlichen Geist eben so unmittelbar gelten, wie Sinnesanschauungen. Ja, wenn du genau darauf achtest, so wirst du bemerken, unser Verstand kann keinen einzigen Satz behaupten, in dem er nicht irgend etwas hinzu thut, was sich nicht unmittelbar anschauen läßt, dessen wir uns vielmehr nur durch Nachdenken bewußt werden. Was wir z. B. unmittelbar anschauen, das erkennen wir nur als wechselnde Eigenschaften und als Wirkungen der Dinge. Aber daß eben solche Dinge mit beharrendem Wesen, denen die Eigenschaften zukommen, oder als Ursachen jenen Wirkungen zu Grunde liegen, das denken wir nur hinzu. Achte einmal auf deine Flöte, du siehst ihre Farbe, hörst ihre Töne, fühlst sie bald warm bald kalt, aber die Einheit im Wesen des Dinges, dem alle diese Eigenschaften zukommen, und in Beziehung auf welche du sagst, sie sey aus Holz und Elfenbein bereitet, kannst du nicht anschauen, sondern nur hinzu denken. Noch deutlicher wird das mit Ursachen und Wirkungen. Dort siehst du den Wolkenschatten am Gebirge hinfliegen. Aber was kannst du eigentlich sehen? Wechselnd dunklere und hellere Farbe

an den verschiedenen Orten des Gebirges und dort die Wolken und die Sonne. Wenn du nun sagst, dadurch, daß die Wolken zwischen Sonne und Gebirge treten, entstehe jener Schatten, so denkst du dir dieses durch, diese Bewirkung nur hinzu, indem du eigentlich nur mehrere Zustände der Dinge neben und nach einander gewahr wirst. Wie kommen wir nun also wohl auf dieses Wesen der Dinge, auf diese Ursachen und Wirkungen zu sprechen? Offenbar, indem es sich für den menschlichen Geist von selbst versteht, daß allen wechselnden Eigenschaften der Dinge ein beharrendes Wesen derselben, allen Veränderungen der Eigenschaften Ursachen zu Grunde liegen. Es muß hier eine solche unmittelbare Ueberzeugung im menschlichen Geiste liegen, welche unserm Verstand aber nur durch Denken offenbar werden kann. In allen nothwendigen und allgemeinen Behauptungen, wo ich von allen Dingen einer Art rede, behaupte ich etwas, was kein Mensch durch Sehen, durch Anschauen ins Klare bringen könnte. Denn wer hat alle Menschen, alle Thiere anschaulich kennen gelernt? Dies weißt also, wie vorhin unsere Vorstellung vom Wesen der Dinge und von den Ursachen, und wie ebenfalls unsre Ideen von der Gottheit und der unsterblichen Seele, auf solche sich von selbst verstehende unmittelbare Ueberzeugungen hin, die nicht in Wahrnehmungen

liegen. Solche müssen in unserm Geiste liegen. Giebst du das zu?"

Allerdings, erwiederte ich, zeige mir ihr Verhältniß weiter!

Er antwortete: „Hieraus kann ich dir zunächst deutlicher machen, was in der Religionslehre das Glauben im Gegensatz des Wissens bedeute. Glaube, wie die verwandten Worte in andern Sprachen, bedeutet eigentlich Vertrauen und eine Wahrheit glauben wird dann freylich zunächst da gesagt, wo ich eine Ueberzeugung annehme, weil mir ein Mann, dem ich traue, deren Versicherung gab. So wie wir aber jetzt in Sachen der Religion den Glauben neben dem Wissen nennen, müssen wir den Unterschied auf das beziehen, wovon ich hier eben rede. Ich weiß um eine Sache, wenn meine Erkenntniß derselben irgend durch Anschauung erhalten wurde, ich glaube eine Sache, wenn sie nicht gesehen wurde und mir doch die Ueberzeugung eigen ist; wenn ich eine Ueberzeugung in Rücksicht der Sache habe, die ich nur denkend in mir finde. Das Wissen langt weit unter meinen Erkenntnissen, denn wenn ich auch gewisse Verhältnisse, wie das von Ursache und Wirkung, für sich nur denken und nicht anschauen kann, so kann ich doch oft die Gegenstände selbst, die in diesem gedachten Verhältnisse stehen, so in der Anschauung nachweisen, wie vorhin die Wolke und ihren Schatten, daß das genannte Verhältniß

beyspielsweise anschaulich, klar wird. Ich erkenne nicht anschaulich, daß ein Ding Ursache oder Wirkung sey, aber ich schaue doch das Ding an, welches Ursache oder Wirkung ist. Hingegen die unsterbliche Seele, die Gottheit, das ewige Wesen der Dinge, das Weltganze, sind Gegenstände, die sich ganz der Anschauung entziehen, für die sich auch nicht durch Beispiele anschauliche Belege geben lassen. Solche Gegenstände gehören nun aber gerade Ueberzeugungen, welche wir in den religiösen Ideen denken. Diese gehören also dem Glauben, dessen wir uns ganz allein durch Nachdenken und eigne Einsicht bewußt werden können.

So wirst du also anerkennen: der religöse Glaube ist die Ueberzeugung im Menschen, welche ihm ohne alle Anschauung einwohnt, er ist das erste Eigenthum menschlicher Erkenntniß, gehört zu den Ueberzeugungen, die sich dem Menschen von selbst verstehen, und die in jeder Menschenvernunft auf die gleiche Weise leben müssen.

Um dir dies letzte deutlicher zu machen, gieb noch auf folgendes Achtung. Ich zeige dir nämlich noch eine Bedingung, ohne welche dem Menschen kein Irrthum, keine grundlose Phantasie und keine Täuschung möglich wird. Meinst du wohl, daß ein Blinder sich dichtend eine Farbenwelt, ein Tauber Musik erfinden werde?"

— Nein, das scheint mir unmöglich.

„Und warum wohl?“—

Ich meine, weil wir dichtend nur mit solchen Gegenständen umgehen können, die uns schon bekannt sind. So neu und fremd die Gemählde der Phantasie seyn mögen, so sind sie doch nur aus schon bekannten Theilen nur anders zusammengestellt. Nichts der Art nach ganz Neues wird die Phantasie erfinden. Die Chimära, ein Thier, das nirgend war, mag sie sich zeichnen, aber es ist ein Thier gebildet aus der Zusammensetzung von Theilen, die wir in andern Thieren schon gesehen haben.

„Wohl! Ists nun nicht eben so mit Täuschung und Irrthum? Der Blinde kann über Farben, der Taube über Töne nicht getäuscht werden und sich nicht irren, denn diese sind völlig unwissend in solchen Dingen. Ich kann wohl falsche Ansichten von einer Sache bekommen, wenn ich die Sache auf irgend eine Weise schon kenne, aber in Rücksicht des mir schlechthin unbekannten finden Täuschung und Irrthum nicht statt, sie sind nicht der Anfang in meinen Vorstellungen, sondern immer nur etwas Abgeleitetes. Ueber eine Sache, von der ich gar nichts weiß, kann ich auch zu keiner Behauptung gelangen, nur das mir Bekannte, aber unvollständig Bekannte, kann mich zu Täuschungen und Irrthümern verführen.“

Das schien mir einleuchtend.

„So," fuhr er fort, „werden wir also im Stande seyn, bey irgend einer Frage im Allgemeinen zu entscheiden, ob sie für den Menschen ganz auf Irrthum und Täuschung beruhen könne, oder ob sie vielmehr aus einer sichern unmittelbaren Ueberzeugung in uns entsprungen sey. Denn nur das mittelbar aus andern Vorstellungsweisen zusammengesetzte kann im Irrthum entsprungen seyn. Der erste Gehalt in der Vorstellung weißt hingegen nothwendig auf eine unmittelbare Ueberzeugung in unserm Geiste zurück. Nimm z. B. erstens die Fragen: können die Erzählungen von Greiffen und Einhörnern wohl bloße Fabeln seyn?"

Ich antwortete leicht: Allerdings! Die Erfahrung gab mir die Bilder des Löwen und Adlers, aus denen läßt sich zusammen das Bild des Greiffen entwerfen, noch weniger weicht die Gestalt des Einhorn von bekannten Thierformen ab; diese Gestalten können also Erzeugnisse der Phantasie seyn und erst die Beobachtung kann entscheiden, ob sie es wirklich sind oder nicht.

Er fuhr fort: „Noch gebe ich dir zweytens die Frage: sind wohl die Erzählungen von Gespenstern möglicher Weise bloße Fabeln?"

Ich erwiederte: So meine ich allerdings, aber setze du mir das auseinander.

Da sagte er: „Es steht wie vorhin. Ein Gespenst soll der Geist eines Verstorbenen seyn, wel-

cher körperlich wieder erscheint, aber nicht nach gewöhnlicher Erscheinung des Menschenlebens, so daß er wieder geboren würde, aufwüchse und stürbe, sondern nur in vereinzelten vorüberschwindenden Erscheinungen, bald nur in Tönen, dann in einem Schlag, dann in einem Dunstgebilde oder wohl auch im wirklichen Menschenleib, der schnell und plötzlich wieder zu Staub zerfällt oder verschwindet. Du siehst in allem dem nur geborgte Vorstellungen aus den gewöhnlichen Erfahrungen über Menschenleben, woraus also hier die dichtende Einbildungskraft ihre Bilder zusammengesetzt haben kann. Allein wir können hier noch weiter gehen und können sogar bestimmt nachweisen, daß die Erzählungen von Gespenstern allerdings nur Dichtungen seyen und daß es damit nie auf Erfahrung und Wahrheit gemeint sey. Sich zurück! Ob es Einhörner gebe oder nicht kann nur die Beobachtung ausweisen; daß es keine Greiffen geben könne, wird wohl die Naturlehre zu beweisen im Stande seyn, indem der Lebensprozeß, welcher den Körper eines Löwen auszubilden und zu erhalten vermag wohl unmöglich daneben gefiederte Flügel mit Vögelknochen wird gestalten können. Endlich im dritten Fall in Rücksicht der Gespenster steht die Sache noch anders. Jede sinnliche Wahrnehmung giebt uns ein einzelnes Bild, welches sich genau betrachten und festhalten läßt, welches streng nach nothwendigen Naturgesetzen beurtheilt werden kann.

Hingegen Bilder der Phantasie sind oft von so schwankendem unbestimmtem Wesen, daß sie zerfließen, so wie man sie mit dem Blick genau fixiren will. Dies letzte ist nun der Fall der Geistererscheinungen. Ein Gespenst soll ein vernünftiger Geist seyn, der in einem wolkenähnlichen veränderlichen Körper erscheint. Dies wäre eigentlich ein Thema der Naturgeschichte. Giebt es an der Erde eine solche Art Thiere oder nicht? Allein so will es der Erzählende nicht genommen wissen; so nahe darf man sich das Bild nicht bringen. Wie wir mit der Sache daran sind, ergiebt sich am besten, wenn wir nach der Ursach des Schauerlichen und des Interesses an solchen Erzählungen sehen. Man sucht eigentlich in diesen Phantasieen Erscheinungen des Geistigen ohne alle körperliche Vermittlung, weil aber in menschlicher Erkenntniß dafür kein Beyspiel vorkommt, so hilft sich die Phantasie mit anscheinender Verminderung der Körperlichkeit, indem sie den Körper dieser Geister hinschwindend oder unsichtbar oder ohne Festigkeit u. s. w. erdichtet. Das Ganze ist eine phantastische Erfindung, mit der man der Idee des unkörperlichen Geistes Anschaulichkeit zu geben sucht. Diese Idee selbst ist aber aus unsrer religiösen Ueberzeugung entsprungen und wird durch diesen ihren Ursprung mittelbare Ursach an dem Interesse, welches die meisten an solchen Erzählungen nehmen. Dabey sehen wir denn auch ein Beyspiel

wie selbst das bloß Geträumte in seinen unmittelbaren Quellen irgendwo aus zu Grunde liegenden festen Ueberzeugungen entspringt.

Die ganze Rede von den Gespenstern ist zwar Werk der menschlichen Einbildung, allein der unmittelbare Grund in unsern Ueberzeugungen, durch den diese Einbildung belebt wird, liegt in dem Glauben an das unkörperliche selbstständige Daseyn des Geistes und des lebendigen. Diesen Glauben suchen jene Träume auf eine unbeholfene Weise zu versinnlichen.

So wirst du Wahrheit und Bedeutsamkeit meiner Behauptung von der Mittelbarkeit alles erdichteten und irrigen in den menschlichen Gedanken verstehen."

Nun nahm ich das Wort: Allerdings ist mir durch deine Darstellung klar geworden, daß Dichtung, Täuschung und Irrthum nur mittelbar und in abgeleiteten Verhältnissen in unserm Geiste statt finden können, daß sie immer erst eine unmittelbare sichre Ueberzeugung in unserm Geiste voraussetzen, daß die Wahrheit in uns früher sey als der Irrthum. Allein wenn ich die Sache nun wieder von einer andern Seite betrachte: so läßt sich ja auch diese unmittelbare Ueberzeugung selbst in Anspruch nehmen und fragen, ob sie nicht vielleicht eitel Wahn und Thorheit sey?

Evagoras antwortete: „Dir wird gleich deutlich seyn, was ich dir deutlich machen wollte. Ich sage nemlich: Die ganze menschliche Ueberzeugung ist auf den ersten unmittelbaren Glauben des Menschen an sich selbst gegründet, auf den Glauben, daß seine Vernunft etwas tauge, daß Wahrheit in ihr lebe. Dieser Glaube ist das innerste unverlierbare Eigenthum jedes menschlichen Geistes in seiner unmittelbaren Ueberzeugung, von deren Wahrheit wir oben sagten, daß sie sich von selbst verstehe. Von dieser Wahrheit kann kein Mensch etwas nehmen, zu ihr kann keiner etwas geben. Die andere Wahrheit aber die mit dem Irrthum kämpft und deren Sache im menschlichen Geist bald besser bald schlimmer stehen kann, ist nur die, die sich nicht von selbst versteht, die durch die Beweise des Verstandes erst erhalten wird, die aber eben deswegen immer mittelbar bleibt und zuletzt doch auf einem unmittelbaren unantastbaren Grunde ruht."

„Wenn dir jemand sagt, die ganze menschliche Erkenntniß könnte ja wohl Traum oder gar Narrheit seyn, und du bedenkst dich wohl, so wirst du dich mit diesem auf den Streit gar nicht einlassen, denn gesetzt du wärst mit deinem ganzen Leben nur Träumer oder Narr, so wäre ja niemand in dir der Wahrheit empfänglich, niemand in dir, der den Streit entscheiden könnte. Der ganze Streit ist nichts, denn wer wird einen wirklichen Narren be-

lehren wollen, daß er ein Narr sey? Jeder Mensch lebt im Glauben an seine eigne Wahrhaftigkeit, sein Verstand mag auch sprechen was er will. In der Schule nennt sich wohl mancher aus Mißverstand einen Zweifler, im Leben weiß jeder, was er vom Nachbar und vom folgenden Tag zu erwarten hat.“

„Alle irrige Rede vom Zweifel ist in der Philosophie nur entstanden, durch die Verwechselung dieser beyden Ansichten der Wahrheit. Im Menschen irrt der Verstand, der dann aber auch der Belehrung fähig ist. Für die Vernunft selbst hingegen, welche ihn belehrt, ist gar kein Streit um Wahrheit und Irrthum, sondern in ihr ist durch den Glauben des Selbstvertrauens nur unmittelbare sich selbst verstehende Gewißheit über die keine menschliche Rede hinauslangt. Dies sollst du mir zugeben.“ — Ich erwiederte: Ja! das muß ich allerdings. Der Verstand im Menschen kann nur nachsprechen, nur kopiren ein ihm unantastbares Original in der Vernunft. Sein Zweifeln, sein Neinsagen ist immer nur falsches Kopiren, wenn es die ersten Ueberzeugungen selbst betrift, denn solche sind ohne alle sein Zuthun in unserm Geist. Das zeigt sich schon im Zweifeln, Träumen und Irren selbst, weil diese eben nur mittelbar bestehen, und also nur durch ein anderes, durch frühere erste Wahrheit. — Er sagte weiter: „Diese Entscheidung, daß alles fal-

sche, irrige und erträumte in den Meinungen der Menschen nur etwas mittelbares, im letzten Grunde von unantastbarer Wahrheit abgeleitetes sey, ist von der größten Wichtigkeit."

„Wenn du die Geschichte der menschlichen Meinungen nachsiehst und darin alle den verwilderten Wahn von religiösem Aberglauben, alle den Widerspruch in den Meinungen über das Gute und Schöne gewahr wirst, so kann dir leicht der Zweifel aufsteigen, ob es nicht allen diesen Meinungen an einem festen Widerhalt der Wahrheit fehle, ob sie nicht bloß in Träumen bestehen. Es ist schwer zu bestimmen, wie weit das Werk der träumenden Phantasie in alle unsre religiösen Ueberzeugungen, in unsre Ideen vom Guten und Schönen hineingreift; es wird schwer zu bestimmen, welches nun in alle diesem die ächte Grundlage nothwendiger Wahrheit sey. Du siehst aber, so viel haben wir gewonnen, daß wir sicher sind, in den unmittelbaren Ueberzeugungen unsers Geistes irgend eine solche nothwendige Grundlage der Wahrheit zu besitzen, welche es auch sey, denn dem nur vermittelten falschen und erträumten muß doch irgend etwas unmittelbares zu Grunde liegen und das kann nur unantastbare Wahrheit seyn."

„Du wirst mir also zugeben, daß allen unsern Behauptungen solche zu Grunde liegen, die sich von selbst verstehen und daß in diesen letztern die un-

mittelbaren Ueberzeugungen des menschlichen Geistes ausgesprochen werden, über die eigentlich kein Streit statt finden kann, weil sie jedem Menschen unwillkührlich und auf die gleiche Weise gelten, eben weil er ein Mensch ist."

Damit war ich einverstanden. Nun kamen wir auf die religiöse Ueberzeugung selbst näher zu sprechen. Er zeigte nemlich jetzt aus dem bisher angeführten, daß unsern religiösen Meinungen nothwendig eine solche unmittelbare jedem Menschen gewisse Ueberzeugung zu Grunde liegen müsse, indem sie sich ja weder durch bloße Beweise begründen noch auch als Wahn und Irrthum verwerfen ließen. Seine Ausführungen waren etwa diese: „Du wirst mir jetzt zugeben, daß ich, um zu zeigen, die religiösen Meinungen der Menschen können nicht in lauter Traum, Täuschung oder Irrthum bestehen, nur nachzuweisen habe, daß in ihnen eigenthümliche unmittelbare Vorstellungen liegen, die nicht bloße Zusammensetzungen aus andern Vorstellungen sind. Dies aber ergiebt sich leicht. Im Mittelpunkt unserer religiösen Meinungen stehen die Ideen von der Gottheit und dem ewigen Leben. Unter welchen Bildern nun auch von dem göttlichen überirdischen und himmlischen im Gegensatz gegen die Zeitlichkeit gesprochen werden mag, so wirst du doch in dem Grundgedanken von der Gottheit und dem ewigen Leben etwas eigenthümliches finden, welches nicht

aus andern natürlichen Erkenntnissen entlehnt seyn, welches also nicht nur Produkt der Einbildung seyn kann. Die Idee der Gottheit nennt uns die Eine heilige erste Ursache aller Dinge; die Idee vom ewigen Leben nennt uns ein Wesen der Dinge unterschieden von allem beschränkten Daseyn der Sinnenwelt. Rede ich nun auch gar nicht davon ob ein Gott sey und ein ewiges Leben, so liegt doch schon in unsern Begriffen von beyden die Idee einer Einheit aller Dinge, und dann die Idee eines schlechthin vollständigen, unbeschränkten nnd unbedingten Wesens der Dinge. Ferner wenn wir uns diese Ideen vom göttlichen und ewigen Leben weiter ausbilden wollen, so bedienen wir uns der Vorstellungsweise einer Steigerung bis zum höchsten in den Vorstellungen der Allmacht, Allgegenwart, Seligkeit und allen ähnlichen. Dieses alles kann nun die Einbildungskraft zwar mannigfaltig zu weiteren Ausbildungen brauchen, aber es muß, nach dem bisher nachgewiesenen, doch nothwendig erst einen Ort in unsern unmittelbaren Ueberzeugungen geben, wo diese Ideen von der vollendeten Einheit und dem Höchsten in unsern Vorstellungen entspringen und von wo aus sie erst mittelbar für die Dichtung verwendet werden können. Da nun diese Ideen alle durchaus nichts anschauliches enthalten, so muß der gesuchte Ort in unserm Geist ein Ort des Glaubens als erste Heimath religiöser Ueberzeugungen seyn.

Dieselbe Entscheidung zeigt sich dir auch, wenn du über unsre Idee von der ewigen Güte, welche die Welt erschaffen hat oder über unsre Idee von der Schönheit der Natur nachdenkst."

„Darin liegt eigentlich auch schon, daß unsre religiösen Ueberzeugungen nicht bloß durch Beweise geschützt werden können und dürfen, doch wird uns das letzte noch deutlicher werden, wenn wir näher darüber sprechen. Du verstandst mich heute morgen leicht darüber, daß jeder Beweis etwas anderes von dem zu erweisenden verschiedenes voraussetze, welches im voraus als gewiß bestimmt seyn muß, und wovon der Beweis die neue Wahrheit nur ableitet. Wenn wir also in Sachen der Religion, wie so eben geschehen ist, auf einen unmittelbaren Grund in unsern Ueberzeugungen zurückgewiesen werden, der eben selbst religiöser Art ist, so kann in diesem allein das erste und wahre Leben der religiösen Ueberzeugung für den Menschen liegen. Allein wenn du mich hierin recht verstehen willst, so müssen wir noch genauer auf die vielfache Art Acht geben, wie die Beweise in unserm Gedankengang vorkommen und auf welche Art es hier eigentlich allein ankommt. Ich kann wohl zuerst sagen, so daß du es leicht zugiebst: wenn vom ewigen Leben und der Gottheit in deinen Ueberzeugungen die Rede ist, so müssen diese Ideen ja nothwendig Ideen des Anfangs und des Ursprungs seyn. Es hat ja gar keine Bedeutung

das Daseyn der Gottheit, als etwas abgeleitetes anzusehen, hat meine Idee der Gottheit überhaupt nur Bedeutung, so ist damit das erste, höchste, der Ursprung bezeichnet, der von nichts wieder abgeleitet werden kann. Auf eine ähnliche Weise steht es mit allen andern religiösen Ideen der Unsterblichkeit, Freyheit und den andern auch. Vielleicht läßt sich aus Unsterblichkeit und Freyheit, so wie aus dem Daseyn Gottes vieles beweisen; diese selbst aber werden sich aus nichts beweisen lassen."

Ja, dies scheint sehr einleuchtend, erwiederte ich.

„Doch gieb Acht," fuhr er fort, „wir können ja auch Beweise in der Art führen, daß wir aus den Folgen den Grund, aus dem abhängigen das errathen, wovon es abhängig ist. Wir müssen also hier noch genau fassen, warum diese Art der Beweise uns hier nichts helfen kann. Wenn dir z. B. jemand sagt: Siehe hier ist Gottes Wort; siehe dies Wunder, diese Schönheit und Zweckmäßigkeit in der Natur ist Gottes Werk; muß also nicht ein Gott seyn, der das Wort gesprochen, das Werk vollführt hat? — so hat dir dieser aus seiner Voraussetzung das Daseyn Gottes bündig bewiesen. Wir könnten indessen die Voraussetzung angreifen, indem wir zeigten, kein Mensch könne von einem Werk fest nachweisen, daß es Gottes Wort oder Werk sey. Allein dieses würde uns in den unentschiedenen

Streit mit dem Aberglauben in positiven Religionen verwickeln, bey dem es so schwer ist, hell sehen zu lernen, indem die Leute immer wieder Bild und Sache mit einander verwechseln. Aber dieses alles haben wir nicht nöthig. Laß uns dagegen nur die Beweisart, welche von den Folgen aus den Grund sucht, näher ansehen, wir bekommen damit gleich die Entscheidung, welche wir brauchen."

„Ich gebe das einfache Beyspiel: Du hörst meine Stimme ohne mich zu sehen und erkennst daraus meine Gegenwart; ein anderer, der mich nicht kennt, wird nur ins Unbestimmte die Gegenwart eines Menschen, der noch minder Kundige endlich nur die Gegenwart irgend eines tönenden Gegenstandes errathen. Aus diesen Abstuffungen wird klar: wir vermögen aus den Folgen einen Grund nur so weit zu erkennen, als uns seine Natur schon voraus bekannt war. Wer mich an meiner Stimme erkennen soll, muß mich mit meiner Stimme schon vorher gekannt haben, und so fort in allen ähnlichen Verhältnissen. Wo ich aus Folgen auf den Grund schließen kann, muß schon an einer frühern Stelle in meinen Erkenntnissen von diesem Grunde die Rede gewesen seyn. Also auch, wenn uns der Schluß von Gottes Werken auf sein Daseyn verständlich seyn soll, so muß schon früher an einem höhern Ort in unserm Geiste die Idee der Gottheit genannt gewesen seyn. Der Glaube an das Daseyn Gottes

muß dem Menschen unmittelbar ins Herz geschrieben seyn, und früher tiefer in seinen Gedanken leben, als jeder mittelbare Versuch zu einem Beweise desselben."

„Betrachte also selbst nur Irrthum, Traum und Wahn über religiöse Gegenstände, es wird schon daraus hervorgehen, daß ein Quell religiöser Wahrheit tief in uns selbst verborgen liege, den der eifrig Forschende auch in sich selbst muß finden können, wenn er nur den Gedanken festhält: wo ist das unmittelbare in mir, von dem mein Verstand seine Worte, meine Phantasie ihre Farben entlehnt?"

„Ich sagte dir anfangs: Glauben heißt eigentlich etwas für wahr halten im Vertrauen auf den, der mir es sagte. Hernach stellte ich von einer andern Seite im religiösen Glauben die Ueberzeugung ohne Anschauung dem Wissen mit Hülfe der Anschauung entgegen. Wenn du genauer vergleichst, so wirst du finden, daß dieser religiöse Glaube auch im Vertrauen lebt, nämlich in dem höhern Vertrauen der geistigen Selbstverständigung, welches gedoppelt ist, einmal das sittliche Selbstvertrauen um der Würde meines eigenen Geistes willen und dann das religiöse Vertrauen zur Weltherrschaft der ewigen Güte."

„Nun laß uns aus unsrer Betrachtung zwey Resultate ziehen."

„Erstens: Der Glaube lebt in dem Innersten des menschlichen Geistes als feste Ueberzeugung in jedem auf die gleiche Weise. Das ganze Spiel religiöser Meinungen in der Geschichte kann nur aus mehr oder weniger mangelhaften Versuchen, diesen Einen Glauben auszusprechen entsprungen seyn. Und zweytens fragen wir nun, wie soll denn dieser Eine Glaube wahrhaft ausgesprochen werden, so wird die Antwort: nur durch allmälig bessere Ausbildung der eigenen Einsicht kann dem Verstand diese Wahrheit gewonnen werden; fremde Belehrung frommt allein ihr nichts. Religionswahrheiten hangen dem menschlichen Geist nicht an Geschichte, an Erzählung und Ueberlieferung, sondern eingeboren sind sie dem innersten Wesen unsers Geistes; nur in sich mit klarem Selbstbewußtseyn, mit dem Selbstvertrauen zum eignen Nachdenken kann der Mensch sie finden. Dies beydes wirst du mir leicht zugeben. Denn was in den Schicksalen des zeitlichen Menschenlebens dem einen so dem andern anders in unmittelbarer Erkenntniß angekündigt wird, ist nur die Anschauung aus den sinnlichen Berührungen unsers Lebens, wodurch wir das Einzelne gegenwärtige in uns und um uns her gewahr werden. In alle dem aber, was nicht aus der Anschauung entsprungen ist, herrscht kein solches zufälliges Schicksal über des Menschen Geist, sondern hier tritt der Spruch der Ueberzeugung aus dem unveränderlichen Innern unsers Lebens hervor,

welches jedem Menschen das Gleiche ist, von dem nichts genommen, zu dem nichts hinzugethan werden kann, wenn nicht der menschliche Geist selbst verwandelt werden soll. Nun ist aber der Glaube der Religionslehre gerade die der Sinnesanschauung am meisten entzogene Ueberzeugung unsers Geistes. Welcher er also auch seyn mag; er lebt in der unantastbaren Mitte unsers Geistes jedem das gleiche höhere Eigenthum. Es ist der Glaube gleichsam die innerste ruhige unbewegte Tiefe des Geistes, an dessen Oberfläche nur die Wellen des sinnlich und verständig bewegten Lebens spielen. Oder er steht, die Sonne dieser innern Welt, unbeweglich in der Tiefe ihres Gebietes und alles Lebendige in dieser innern Welt bewegt sich nur um ihn, um allseitig Licht und Wärme von ihm zu empfangen."

Ueber diesen Gesprächen war es Abend geworden. Mir war es erfreulich erhebend, auf eine so einfach einleuchtende Weise irgend einen Schatz religiöser Ueberzeugungen dem Menschen sicher gestellt zu sehen. Es scheint nämlich durch diese Betrachtungen auf die einfachste Weise dem Unglauben und Zweifel gewehrt. Gerade die trockene Klarheit dieser Lehre, die nie in den Verdacht kommt, Gefühl oder Einbildung bestechen zu wollen, bietet auf die unverfänglichste Weise Waffen zur Gegenwehr gegen Unglauben und Zweifel und muß in ihrer Ausführung sowohl das prahlende als das sorgende Gerede

um Unglauben und Zweifel als Kinderey bündig darstellen.

Ferner eben so einleuchtend war mir die Weisung geworden, daß der reine Spruch dieser heiligen Wahrheit nur durch ernste Forschung im eignen Geist, durch Vertrauen zu der Wahrheit in mir selbst gewonnen werden könne.

So spät es nun auch geworden war, so drang ich doch noch in meinen Freund, mir darüber, wie nun die religiöse Ueberzeugung richtig ausgesprochen werde, seine Meinung mitzutheilen.

Er antwortete: „hier ist jede wahrhaft lebendige Mittheilung für den Menschen an Bild gebunden. In Sprache und religiösem Kultus muß dem öffentlichen Leben der Völker das heilige Werk der religiösen Symbolik gelingen, wenn sich der Einzelnen Gedanken der Andacht kräftig berühren sollen; der Andacht fromme Bewegung die ganze Gemeine durchdringen soll.“

„Zwischen mir und dir aber käme es darauf an, ohne alles Bild von dem Gedanken des Göttlichen und Ewigen zu sprechen, der dem Bilde zu Grunde liegt! Wir wollen mit wissenschaftlicher Ausbildung des Geistes die Verwechselung von Bild und Sache gänzlich vermeiden lernen. Die allem Bild zu Grunde liegende Sache ist hier, der allen Völkern, allen Menschen gemeinschaftliche Glaube, den sich jeder

bildlich ausspricht, — dessen Bild in Symbol und Mythus die meisten mit der Sache verwechseln."

„Wollen wir nun hier die Sache genau vom Bilde trennen, so wird die Rede darüber weitläufig, denn positiv vermögen wir über diese hier eigentlich geltende Sache nichts zu sagen, nur in verneinenden Ausdrücken stellen wir die höhere ewige Wahrheit dem entgegen, was vor den Sinnen des Menschen erscheint, das Vollständige, Freye, Ewige und Selbstständige dem Mangelhaften, Zeitlichen und Abhängigen. Laß dir also nur einen Hauptgedanken nennen. Alle Ausführungen, die ich dir so schnell über meinen Ausspruch des Glaubens geben könnte, würden dir wenig deutlich seyn. Beachte daher jetzt nur dies."

„Der Mensch erkennt Körper um sich her, den Geist in sich selbst. Für das Wesen der Dinge stellen sich dem Menschen körperliche und geistige Deutung gleichsam streitend gegen einander über. Der Verstand in den ersten Versuchen seiner Ausbildung giebt der körperlichen Deutung der Dinge gleichsam das erste Recht, hält sie für die unmittelbar sichere und will durch sie erst mittelbar den Geist schützen. Dies versucht er, seinen Gedanken bald hierhin bald dorthin wendend, auf mannigfaltige Weise, aber die Natur der Körperwelt will ihm von keinem Geiste sichres Zeugniß geben. Immer wieder vereiteln sich seine Hoffnungen. Denn

eben in diesem Vorzug der körperlichen Deutung liegt der Grundirrthum. Der Geist soll rein sich selbst gelten, nur um des Geistes willen. Mache diesen Geist nur rein sich selbst zum Deuter für das eigne Leben wie für die Welt und du wirst helles Licht hervorgehen sehen über die sittlichen Ideale des Lebens und über religiöse Wahrheit. Was war es, was wir vorhin zum Bescheid erhielten? Unantastbare Wahrheit im Innersten des Geistes jenseit aller Rede des Verstandes. Du fragtest: wie nun aber mit dem, der diese Wahrheit selbst angreiffen wollte? und ich antwortete nur: der verkennt das Selbstvertrauen auf geistige Selbstständigkeit in sich selbst. Für die Einsicht allein, nach ihren sämtlichen Anregungen, könnten wir hier mit Wahn und Narrheit oder Traum fort und fort spielen. Aber diese Einsicht ist nur das Dienende in unserm Geiste; die sittliche Bedeutung des Lebens und deren innere Kraft gilt! Diese sittliche Kraft aber gehört des Geistes Selbstvertrauen und entscheidet diesen Streit aus eigner Machtvollkommenheit."

„Die Idee der geistigen Selbstständigkeit ist keine andere als die des Glaubens an das ewige Leben meines Geistes. Und die Ideen der Gottheit und des ewigen Lebens gelten mir in der gleichen Ueberzeugung mit diesem Selbstvertrauen."

„Wer im Innersten seines Geistes sich sagen könnte, daß ihm dieses Selbstvertrauen nicht geworden sey, dem müßte religiöse Wahrheit bedeutungslos bleiben, Gottheit und ewiges Leben wären ihm leere Worte.“

„Aber der menschlichen Vernunft ist dieses Selbstvertrauen gegeben und kraft desselben erscheint uns die unendliche Schönheit in der Natur, treten die höhern Ideale der Ehre uud des Rechtes, der Liebe und der Freundschaft in unser Leben und mit ihnen der Glaube an ewiges Leben und heilige allgütige Allmacht. Selbstvertrauen und Geistesselbstständigkeit als belebende Ideen alles unsers Thuns und Glaubens müssen Anfang und Ende, Wiederhall unsrer ganzen Menschenweisheit seyn.“

So weit brachte uns der Abend.

Hatte uns der Regen zur Philosophie geführt, so trieb uns der Sonnenschein wieder davon. Mit dem ersten Tritt aus dem Bette erblickte ich den andern Morgen die Schneekuppel des Titlis so hoch, so nahe glänzend im ersten Morgenlicht, hinausragend in das heitre Blau des Himmels. Es war mir der erste Anblick dieser Art, dabey der frische Morgen nach dem gestrigen Regen; wir wurden muthwillig in der bezaubernden Umgebung. Evagoras führte mich hinaus an einen Wasserfall, wo man einen noch reichern Anblick von den Felsen und Schneespitzen des Titlis hat. Dort frühstückten

wir. Scherze, Uebungen im Springen und Ringen verscheuchten den Ernst des Gesprächs. Nachher gingen wir durch schöne Ahornwälder vor in das freundliche Thal von Stanz, wo wir Nachmittags bey Buochs wieder an den See kamen. Wir trafen zwey Burschen am Strande, die mit einander rangen. Endlich warf der eine den andern zu Boden. Unser Führer wandte sich an den Sieger um die Ueberfahrt nach Brunnen, aber die trotzigen Gesellen wollten kaum auf uns achten. Da redete ich in guter Laune die beyden in ihrer Sprache an, warf mein Oberkleid ab, und forderte den Sieger zur Vergeltung für den Besiegten heraus. Der Bursch lachte mich aus, nahm es aber doch an. Das Glück war auf meiner Seite; mochte er minder gewandt oder ermüdet seyn, oder schlimmern Stand gefaßt haben, mit vieler Mühe wurde ich seiner Meister. Nun war unsre Freundschaft geschlossen, wir stiegen in ihren Nachen. Evagoras gefiel mein Spiel nicht recht: „was hättest du denn aber machen wollen,“ sagte er, „wenn der Bursch dich geworfen hätte?“ Ich konnte freylich nichts anders antworten als: man muß sich eben nicht werfen lassen. Unser Wein machte die Schiffer noch munterer. Wir fragten nach den vielen neuen Häusern in ihrem Dorfe. „Wißt ihr denn nicht,“ antwortete der eine, „daß die Franzosen fast das ganze Dorf weggebrant hatten. Lang hat es gewährt, ehe wir wieder recht

bauen konnten. Freylich wir hatten es auch arg mit ihnen getrieben!" — Das war ja wohl eine böse Zeit? fragte ich. Sie lachten. „Ey bewahre Gott," meinte der eine, „sie sollen nur wieder kommen!" — Dann sagte er zum andern: „weißt du, wie wir Kinder damals mit dem Vater im Gebirge lauerten; ich lud ihm den Doppelhaken und du den Stutzer. Das war eine Freude, wenn die Kerle so schön von den Pferden niederschlugen. Als wir nachher so lange beym Nachbar unter dem Dach wohnen mußten, sagte der Vater immer: wir hätens doch gewonnen; wir Bauern hätten mehr von ihnen weggeschossen, als unser im ganzen Lande wären!"

Während dem fuhren wir Gersau gegen über in dem wunderbaren Becken des Sees zwischen den ungeheuern, steilen, schwindelnd hohen Gebirgsmassen hin, dazu die kräftige rohe Entschlossenheit der Burschen. Das Ganze bewegte mich eigen, ich sagte meinem Freund: hier höre ich und sehe ich deiner Rede tiefen Sinn. Geistesselbstvertrauen! Nicht wahr? So rufens diese Gebirgsmassen uns zu und diese einfachen Bauern! — Du hast meinen besten Gedanken getroffen," erwiederte er, „ja wohl! Ehre und Gerechtigkeit, wann wird deren einfach reiner Spruch einmal von einem gebildeten Volk anerkannt seyn? Lieber, wie das alles so einfach und klar ist und doch so schwer dem Leben selbst

zu geben, zu erhalten. Du wirst mir es bald zugeben: was ist denn Pflicht, was ist denn sittliche Wahrheit irgend anders, als daß wir der innern Würde des eignen Geistes trauen, des Geistes innere Hoheit fühlen und geltend machen. Was ists denn anders, das der Mensch rein im Herzensgrunde will und sucht, was ist es sonst irgend in der Welt, das Pflicht und Recht und Tugend fordern, als dies eine, daß im Menschenleben die reine Erscheinung geistiger Erhabenheit und Schönheit sich gestalte? Um ihrer willen die eigne Ehre zu verwahren und in Gerechtigkeit der Würde des andern zu huldigen — darin ist die Summe aller sittlichen Gebote erfüllt.

Das ist das Erbärmliche in unserm gemeinen Thun und Treiben, daß wir an eine Moral der Feigheit und des Mißtrauens in uns selbst gewöhnt werden durch thörigten Mißverstand der religiösen Demuth. Niemand lehrt öffentlich derb auftreten und Stand zu halten, die alle wissen nur das Nachgeben und Stillsitzen zu rühmen. Wohl sind Geduld und Friedfertigkeit edle Tugenden, aber man kann auch viel zu geduldig und friedfertig seyn. Bedenke doch, was kann in aller Welt aus dem Leben dessen werden, der ohne innern Trug sich selbst sagt: er tauge durch und durch nichts! Dem lohnt auch keine fremde Hülfe, der gar nicht sich selbst zu helfen weiß. Ja wohl, wenn der Mensch todt

und in Ehren begraben ist, so thut er keinem Lebendigen mehr etwas zu Leide. Das ists eben, die da in den Büchern, auf den Kanzeln mit ihrer weinerlichen Frömmigkeit, sie fürchten sich vor dem Leben und wünschen wenigstens zum Schlaf zu helfen, wenn auch nicht zum Tode. Mit gesundem, kräftigen und muthigen Leben es aufzunehmen, fehlt ihnen der Muth.

Allerdings lobe ich dir die Friedfertigkeit, die der Gerechtigkeit dient, aber ich lobe dir eben so sehr die Kampfeslust, die der Ehre dient. Ich lobe dir den Friedfertigen, der keine Händel sucht und anfängt, aber der bleibt ein erbärmlicher Wicht, der von andern angefangene Händel nicht auszufechten weiß oder wagt. Tapferes Selbstvertrauen ist allein des Menschen sittliches Lebensprincip! Und darum achte vor allem darauf, was der Ehre Noth thut. Edle, schöne Haltung des Geistes mit feiner Ausbildung der gesunden Kraft erscheint einzig in dem gerechten und ehrliebenden Character in ihrer Reinheit. Auf der einen Seite jede falsche Anmaßung zu meiden, welche dem andern nicht gleiches Recht mit mir zugesteht, und auf der andern Seite mir das gleiche Recht mit jedem andern zu verwahren, das ist das Hauptgebot der Sittenlehre. Hier aber gilt es, den Geist der Lehre zu kennen. Vor allem scheide die Würde der Person von der Unterordnung des Geschäfts. Wer wird sich weigern im

Geschäft den Obern zu gehorchen; wer sich scheuen den Untergebnen zu befehlen? Aber hinter allen diesen Geschäftsverhältnissen steht frey des Menschen reine Persönlichkeit, der gelten Ehre und Gerechtigkeit für jeden gegen alle — und da soll jeder sich seine Ehre verwahren!"

Unter solchen Gesprächen kamen wir Abends nach Brunnen. Den andern Morgen führte mich mein Freund nach Schwyz und Steinen, über den Lowerzer See durch die noch fast ganz chaotische Gegend, in der das schöne Thal von Goldbach vom Sattelberge herab verschüttet wurde. Wir kamen Mittags nach Zug und fuhren auf dem Zugersee dem Rigi entgegen zurück nach Arth. Alle Schönheit der Gegenden, die wir den Morgen durchlaufen hatten, trat in dunkeln Hintergrund gegen die Erhabenheit des Eindrucks, welchen mir hier die ungeheuern Felsen des Rigi gaben, wie sie die ganze Höhe des Gebirges herab steil in den See treten. Obgleich uns Regen drohte, erstiegen wir doch den Abend noch den Rigi.

Schon bey Sternenschein mit dem leisesten Aufstrahlen der Dämmerung machten wir uns den andern Morgen auf den Weg nach der Spitze des Berges. Der Himmel über uns war rein und heiter. Aber ums Himmels willen, was wartete unser hier! Mir wars, als würde ich von Götterhand himmelan gezogen. O unendliche Fülle der Herrlichkeit

und des Lebens! Noch in undurchschaubarem Dunkel lag das weite Land unter uns. Hinter uns die gewaltigen Massen der Felsen und ewigen Firnen, dort ließ das schaffende Licht in der Dämmerung die Gestalten auseinander treten, dann erschienen der Sonne erste Strahlen an den Berggipfeln und das ganze Gebirge flammte auf im Licht. Die Sonne stieg höher, trat hervor. Sieh ein unermeßlich wogend Meer von Nebeln lag über der ganzen Schweiz mit allen ihren Gefilden, Seen, Gebirgsabhängen in blendendem Lichte ausgebreitet — und als nun nach und nach die Nebel vor der Sonne verflogen, hier und dort die Gegend hell hervortrat, endlich die ganze unermeßliche Landschaft mit ihren vierzehn Seen im heitern Morgenglanze vor uns ausgebreitet blieb! Wir standen schweigend, Thränen im Auge, tiefe Begeisterung, Andacht im Herzen.

Endlich sagte mir Evagoras: nimm deine Flöte! Ich phantasirte lang in die heitre Luft hinaus. Als ich aufhörte, entriß mir Evagoras heftig die Flöte und fing nun auch in tiefer Erschütterung an zu spielen. Es war ein Spiel gebildet aus der alten Melodie des Liedes: Frisch auf Kammeraden aufs Pferd, aufs Pferd, ins Feld, in die Freyheit gezogen! Noch höre ich seine Töne. Als er geschlossen hatte, drückten wir uns gewaltsam in die Arme, er sagte bewegt: „nun wieder hinunter

ins Menschenleben!" O es war ein wundervoller Morgen, mir ists immer noch, als könnte ich ihn nicht ohne euch erlebt haben!

Wir stiegen nach Wäggis hinunter und fuhren wieder den See hinauf nochmals an Buochs und Gersau vorüber. Als wir an Buochs vorbey kamen, rief ich ihm zu: „Ehre und Recht! Aber wann wird ihre Zeit kommen?" — „Meine Ideale," sagte er, „sind die Ideale des großen Völkerlebens. Wer dem nicht zu helfen weiß, weiß nicht zu helfen. Die Gottbegeisterten, welche Vaterlandsliebe und das Feuer der Religionen zu entzünden vermögen, können allein für diese Siege kämpfen. Im begeisterten Leben ganzer Völker für Religion und Vaterlandsehre müssen die Opferflammen auf den Altären des Gottes der Gerechtigkeit brennen!" — Wir schwiegen eine Weile. „O deine schönen Phantasieen, wenn sie doch mehr als Phantasieen werden könnten!" sagte ich dann. Er antwortete: „Lieber Freund, des Menschen Geist empfängt alle seine gute Gabe aus Engelshand im Traum und des Traumes soll er dann sich wachend erinnern. Laß immer nur recht viele, immer mehrere träumen, wie wir träumen, ihnen wird sich die Wahrheit wecken, die in dem Traume lebt und zur Einsicht erstarkt wird sie endlich auch die That sich schaffen. — Wo fehlt es uns denn eigentlich? Darin: Das große Ziel im öffentlichen Leben unsrer Völker was ist es meist

anders, als aus allem Leben der Einzelnen eine gigantische Maske eines Fastnachtsnarren zusammenzuflicken! Unsre Großen, womit zeigen sie, daß sie es sind, womit thun sie vornehm? In lächerlicher Selbstgefälligkeit, mit lächerlichem Tand und geschmackloser Pracht! Sich so viel Speise und Trank bereiten zu lassen, als Tausende nur bedürfen, um satt zu werden; dann der Lumpenkram ihrer Livreen, Pferdeställe und alle das übrige! Hältst du es für so schwere tiefe Weisheit diese Thorheiten als Thorheiten anzuerkennen? Könnte sich nicht derselbe Stolz und Eigendünkel weit derber und besser geltend machen, wenn sie sich statt dieser Thorheiten dem Volke zeigten mit dem Bau von Tempeln, öffentlichen Werken schöner Kunst, öffentlichen Anstalten der Bildung und Wohlfahrt jeder Art? Und bedenke einmal, wie vieles dann anders seyn würde."

Lieber Eugen, hat er da nicht Recht? Ist das nicht von leichter Nutzanwendung? Du siehst ich habe hier mehr beschworen, als die Geister der Gebirge!

Wir kamen am Rütli an der Tellenplatte vorbey nach Fluelen und gingen von da hierher nach Altdorf, wo uns der Regen gefangen hält.

Ich schreibe dir viel und doch nur wenig von meiner Reise. Dieser Evagoras hat mich sehr angezogen, ich denke wir werden noch recht lange zu-

sammenbleiben. Und zu der mir neuen Geistesbewegung alle die Herrlichkeit der großen Natur um mich her! Noch *bin ich* nicht über die Alpen gegangen, doch wiederhole ich an Klarissen und Amalien deine *alte* Versicherung: laßt euch nicht mit Worten und *in* Vergleichungen mit dem Blüthenschmuck unsrer Fluren eine Beschreibung dieser großen Gegenden geben, — sondern kommt und seht!

So weit die Erzählung des Julius. Unsre Freunde durchzogen die ganzen Gebirge der Schweiz, endlich wurde es Zeit, daß Julius sein Gefolge in Mailand wieder treffen sollte. Sie gingen zuletzt über den Gotthard den langen See hinab. Auf den Boromeischen Inseln schieden sie von einander, dort schrieb Evagoras an seine Dora.

Evagoras an Dora.

Hier, geliebte Dora, stehe ich auf der Höhe der Pyramide von Isola bella, den Wipfeln hoher Cypressen und Lorbeerkirschen gegen über, der Orangen und Granaten üppige Vegetation um mich her. Dort die duftigen Gebüsche von Isola Madre, dann die reichen schimmernden Gestade des Sees; der Blick frey allseitig fern hinaus über den Spiegel des Sees, links hinab in die Ebenen der Lombarдey, rechts ins mannigfaltigste Gebirge, gerade vor mir bis hinauf in die Firnen des Simplon. Hier will ich nicht nur deiner gedenken, sondern dir auch, wie ichs versprach, ein Lebenszeichen von meiner Irrfahrt zusenden, das die Erzählung nach der Wiederkehr nicht verkürzen wird. Hier, wo ich zuerst wieder allein bin mit euch in Gedanken. Das wird dir leid seyn, daß ichs früher nicht war. Aber laß dirs nicht! O nein, rosenfarbne Wolken schwebten nieder, hoben himmelwärts den glücklichen Träumer auf diesem herrlichen Zug, umgeben ihn jetzt mit dem ganzen Leben unsrer gewaltigsten Phantasieen der Vaterlandsehre! Du kennst sie ja!

In Lucern schon schloß sich ein feiner kräftiger braunlockiger Jüngling an mich an, bis heute waren wir zusammen mit dem Vertrag uns für diese Reise gegenseitig unbekannt zu bleiben. Täglich weidete ich mich an der geistigen Wohlgestalt des Jünglings, und mit dem vollen Genuß der schönen, großen, erhabenen Natur verbanden sich jene phantasirenden Reflexionen in der Unterhaltung, für die du mich kennst. Zuletzt in diesen Tagen führte uns unser Zug hierher nach Italien; wir waren Freunde geworden in heiligem Ernst nur als Julius und Evagoras. Hier auf dem langen See endlich verrieth er sich mir, er ist der jüngere Bruder des Fürsten Eugen, von dem ich dir gesprochen habe.

Welche Hoffnungen, welche Phantasieen für die Zukunft liegen mir in diesem Gedanken! Sind es diese nicht, von denen uns die Hülfe kommen müßte? Und der kräftige reine Geist er muß sie bringen können! Aber in diesem Augenblick, wo er mir so viel, vielmal wichtiger wurde, verflocht die reine Freude an dem schönen Menschen sich in die höchsten Wünsche meiner Jugendträume! Soll ich aus diesen Blüthenträumen einst erwachen, und durch die gute Fee, was sie mir zeigten, wirklich um mich her gebreitet finden? Mit dieser Anregung meiner Träume schied sich meine Phantasie von der Mittheilung an ihn — da war es gut, daß wir uns trennten.

Als er sich unversehens mir verrathen hatte, nannte ich ihm auch die unbedeutenden Begebenheiten meines Lebens und dann wie ich dich in treuer Sorge um deine Mutter fand und schützen konnte, wie wir uns nachher aneinander schlossen für die Zukunft.

Er bot mir an mit ihm zu bleiben. Ich antwortete: du warst mir Julius, ich dir Evagoras — in Mailand wäre ich einer in deinem Gefolge, — das laß mich niemals werden. Er erwiederte: O! zwischen uns wirds bleiben, wie es war! — Ich aber: „des Augenblicks Gefühle können dich leicht täuschen! Es wäre unrecht, wenn ich das zu meinem Vortheil brauchen wollte. Laß uns scheiden! Ich komme wenige Tage nach dir nach Mailand. Wenn Julius dann den Evagoras noch kennen will, so wirst du mich leicht finden.“ Wir schieden hier am Ufer des Sees.

Sieh! die schönsten Phantasieen klingen wieder in deines Freundes Seele, reissen deines Freundes Seele mit sich fort. Auf dem Rigi in einem Augenblick der höchsten Gemüthsbewegung zwischen uns phantasirte ich den Marsch, den du hierbey findest. Spiele du ihn dir und deiner Mutter. Du wirst mich wieder finden. Lebe wohl!

Julius an Eugen.

Schon unter italienischem Himmel sehe ich fern im Norden die glänzende Kette der Alpen über die der heitre Abend seinen Rosenschimmer ausgießt, bis sie ihn an den Himmel über sich abgeben und mit blassem blauen Lichte in die Nacht sinken. Hier von Mailand, dem Endpunkt meiner Alpenreise, will ich dir wieder einmal längeres erzählen.

Noch übertroffen sind meine hochgespannten Erwartungen über den Eindruck dieser großen Gegenden. Die unendliche Mannigfaltigkeit im Wechsel reiner Schönheit, heiterer Größe und Erhabenheit der Scenen läßt jedem folgenden Bilde die gleiche lebendige Frische des ersten. Eifrig haben wir alle die großen Gebirgszüge durchstreift von dem Farbenglanz und der Lebensfülle der lemanischen Gegenden oder der italienischen Seen, zu den Felsen und wilden Strömen des Gotthard, des Simplon, dann in die wunderbar ruhige Heiterkeit jener hohen Einöden der Grimsel, des Bernhard, wo uns der Druck der Luft von der Brust genommen ist, endlich an die erhabensten Scenen der Gletscher und

beschneiten Felsengebirge vom Montblanc und Aarhorn.

Ich habe das alles von Evagoras geführt mit ihm durchlaufen; wir sind nun zusammen und ich hoffe, wir werden zusammen bleiben. Er ist mir unentbehrlich geworden. Freund soll er mir seyn, wahrhaft und in der That! Sein mir neuer reiner heiliger Ernst des Gefühls hat mich vor allem an ihn gefesselt. Du wirst ihn leicht kalt und trocken nennen, bis du den Ton getroffen hast, den seine Seele wiederklingt. Denn schweigend ist der Ernst seines Gefühls eben weil er voller Ernst ist. Haben wir es mit unserer Gefühligkeit nicht allzuoft nur zum Schaustellen oder um uns damit zu zieren? Hier lernte ich, wie dieser schweigende Ernst des heißen Gefühls, der sich nicht nur an die Unterhaltung wegwirft, dem männlich kräftigen Leben die Begeisterung geben kann.

Gar viel könnte ich dir noch von meinen Unterhaltungen mit ihm erzählen, einiges gebe ich nur.

Wir saßen an dem Felsenrande des Montbrevan hoch über aller Vegetation in freyer Luft den Schneegebirgen, Gletschern, Felsennadeln des Montblanc und seines Eismeeres gegen über. Eigen ist es, sagte ich ihm, wie so oft der erste Eindruck des Erhabenen in landschaftlicher Schönheit so gänzlich vom nachfolgenden verschieden ist. Was uns auf den ersten Anblick den erschütternden Ein-

druck des Erhabenen macht, wird bald nachher nur als heitre Größe mit freundlicher Schönheit erscheinen. Denke ich, wie mir zu Muthe war, als wir zuerst zwischen den Bergen von Gersau durchfuhren oder auf dem Zugersee den Felsen des Rigi entgegen und dagegen welchen Eindruck die noch größere Aussicht auf dem Thunersee gegen die Felsen des Stockhorn, gegen den Niesen und die hohen Schneegebirge der Jungfrau und der Blümlisalp mir machte; dort erschütternde Erhabenheit, hier heitre Herrlichkeit, der jene Tiefe des Eindrucks fehlte. Evagoras erwiederte: Du kannst hier am Beyspiel des Erhabenen in Gegenständen der äussern Natur sehr klar erkennen, wie alles Bedeutsame im Menschenleben seine Gewalt nur erhält von der Idee der Selbstständigkeit geistiger Kraft in uns. Nicht der Gegenstand draußen ist das Erhabene, sondern diese Erhabenheit ist nur in dir; der Gegenstand regt dein Selbstgefühl an.

Das fiel mir anfangs auf und schien mir dem Erhabenen in der Natur Abbruch zu thun. Er aber erwiederte: ich will dir mit einer sehr trocknen Berechnung vorausbestimmen, was den bleibenden Eindruck des Erhabenen in der Natur um uns her mache und was nicht; du wirst mir dann wohl recht geben müssen. Die Größe eines farbenlosen düstern Gegenstandes mit bestimmter proportionirter Gestalt wird dir wiederholt den erhabenen Eindruck gewäh-

ren. Das weit größere und herrlichere hingegen, welches dir mit Licht und Farbenglanz einen größern Reichthum der Gestalten entfaltet, wird deinem ungewöhnten Blick zwar auch erhaben entgegentreten; hast du dich aber an den Anblick gewöhnt, so bleibt die heitre Schönheit, aber jenes erschütternde Gefühl ist verschwunden.

Sieh' in der Dämmerung in das graue Meer hinaus; tritt wiederholt vor die dunkeln Massen des Münster, wie sie himmelan streben; kehre wieder auf die Höhen des Pragel, der Grimsel, wo die grauen scharfabgeschnittenen Felsenberge in das tiefe Blau des Himmels langen, — der erhabene Eindruck wird dir bleiben. Aber grade jene größten, reichsten Ansichten, wo du das ganze Eisgebirge mit dem Glanz seines Schnees im Hintergrund und dann die reichen grüuen Umgebungen im Vorgebirge zum Vordergrund der Landschaft übersiehst, hier wird der Eindruck heitrer Schönheit bald an die Stelle des Erhabenen treten. Erinnere dich der Aussichten am Thunersee, im Hasli, sogar im Lauterbrunnen. Selbst diese ungeheuren überhängenden Felsenmassen rechts, an denen die Wolken des Staubbachs flattern, werden mit dem glänzenden Schnee der Jungfrau im Hintergrund und den frischen grünen Alpen über dem Dorf gegenüber nur jenen großen heitern Eindruck machen, ohne den erschütternden des Erhabenen.

Ich will dir den Unterschied noch näher rücken. Kehre wieder zu den Wasserfällen der Aar oder des Reichenbachs im Haslithal während der Dämmerung oder bey düsterm Wetter, der Eindruck des Erhabenen wird dir bleiben. Dann laß das volle Licht in das Gemählde treten. Hast du dich nun einmal etwa am Handeckfall oder unten am Reichenbach an das wilde Geräusch gewöhnt, so wird dir, wie in dem reichen Leben des ungestümen Wellenspiels die Ströme glänzend auseinander treten, Wellen über Wellen stürzen, endlich die Farben des Regenbogens in der glänzenden Fluth schimmern, – heitre Schönheit vor das Auge treten, aber der Eindruck des Erhabenen ist verschwunden.

Und warum ist dies alles so? Weil nur die Sprache der Erinnerung an deine höhere Abkunft aus dem göttlichen Leben in den Gefühlen des Erhabenen vernommen wird. Das Schöne lobst du in ihm selbst, giebst ihm gleichsam Antheil an der innern Würde des geistigen Lebens. Hier beym Erhabenen draußen in der Natur suchst du hingegen nur ein Symbol der ewigen Ideen in dir.

Unter zwey Formen wird die Anschauung äußerer Gegenstände dir bleibend das Gefühl des Erhabenen erregen und beydemal wirst du bestätigt finden, was ich hier sage: es ist nur ein subjektives Verhältniß zu deiner geistigen Thätigkeit, was den Eindruck bringt.

Fürs erste, wie wirkt das anscheinend bedeutungsloseste, das weite graue Meer, die Pyramide, der Fels, so gewaltig? Nur dadurch, daß sie deinem Geist das Symbol des Ewigen bringen, welches er sucht, — und dieß geschieht hier nur nach dem Maaß der Fassungskraft deiner Phantasie. Gleichsam ein Bild des unendlichen Ganzen des Weltalls wird dir der einzelne Gegenstand, der in seiner ungetheilten Einheit angeschaut das Größte erreicht, was dein Blick mit einemmal zu fassen vermag. Nur diese Grenze im Vermögen deiner Phantasie giebt hier das Maaß, bringt den Effekt.

Das zweyte aber ist die Gewalt in der Natur, die deiner Kraft unüberwindlich drohend dir erscheint. Das Gewitter mit seinem Donner, das wilde bewegte Meer, der Sturm der Wasserfälle. Hier ist das, was gilt, offenbar die Anregung des Gefühls deiner innern geistigen Kraft durch den Kontrast der Ohnmacht deines Arms. Unüberwindlich deinem Arm tritt drohend die Macht der Erscheinungen dir gegenüber, aber in dir lebt des freyen Geistes Selbstgefühl alle dieser Gewalt unerreichbar.

So bietet uns bey jedem Gefühl des Erhabenen die äußere Natur nur Bilder an für den eignen innern Gedanken. Willst du das, was durch jenes Bild bedeutet werden soll, so wirst du es nur im Geist selbst finden. Daher wird das Gemüth ganz anders und mannigfaltiger von erhabenen Gefühlen

bewegt, sobald es den Geist und seine Erscheinung im Leben selbst giebt.

Sieh nach den größten Idealen der Dichtung, vorzüglich nach den hohen Idealen der tragischen und lyrischen Kunst. Hier ist in den Idealen der sittlichen Kraft, der Heldengröße und in den religiösen Ideen des göttlichen, des ewigen gleichsam das Geheimniß der Erhabenheit selbst offenbart. In dem, daß lyrisch der Andacht der Gedanke des ewigen Lebens, der Allmacht, der heiligen Güte selbst belebt, oder tragisch die sittliche Geisteskraft des Menschen durch die Macht der Kunst uns zur Beschauung vorgeführt wird, unsre Begeistrung zu wecken, wirst du die wahre Erhabenheit in schöner Kunst erscheinen sehen. Wie es aber dabey nur den Geist selbst gilt, kannst du am deutlichsten darin erkennen, daß es nicht die siegende Kraft allein ist, welche uns erhebt, sondern die tragischen Ideale der Aufopferung sind die höchsten von allen — auch die erliegende Geisteskraft gilt in sich selbst.

Du wirst mich verstehen. Die Weichheit elegischer Stimmungen hat freylich in moderner Kunst gar vielfach die Ideale epischer und tragischer Dichtung verfälscht, indem sie uns anstatt des Ideals der Seelengröße nur weiche Rührung anbietet. Ich weise dich an die reinsten Ideale des Aeschylos und Sophokles, deren Nachahmung nie das Original erreichte noch erreichen konnte. Denn unsre

Ideale müßte hier ein kommender Genius uns erst erschaffen. Uns fehlt für diese Darstellung der Seelengröße Haltung und Hintergrund des Gemähldes, welche kein Dichter sich selbst geben kann, welche nur dichtende Völker zu schaffen vermögen, aber zeither dichteten unsre Völker nicht. Uns fehlt die Welt der Helden, uns fehlt Mythologie! Uns fehlt, wie oft gesagt, das Schicksal der Griechen. Dieser leblosen Allmacht allein, vor der selbst die Götter sich beugen, kann ungeschwächte Geisteskraft trotzig entgegen treten und erliegen. Der lebendigen Gottheit gegenüber kann Menschengeist mit keiner Stärke prahlen, sondern nur fromme Demuth der heiligen Allmacht zum Opfer bringen. Den Alten gab alte Naturphilosophie die Ideen des Schicksals — uns gebe sokratisch-christliche Philosophie den reinen Gedanken geistiger Kraft zum Ideal an eine zukünftige Schöpferkraft für schöne Kunst. Dieser reine Gedanke ist der der Aufopferung für Ehre und Recht eingedenk dessen, daß Glück und Leben nichts seyen gegen die Gewalt der ewigen Ideen. Der Genius, der diese Idee ergreift, wird uns eine wahrhaft erhabene originelle Dichtung der neuen Zeit geben.

Vergleiche dafür das gelungenste in der neusten Dichtung, Göthe und Schiller der Deutschen. In Göthe's unübertroffenen Schildereyen lebt eine freundliche Schönheit, welche sich aber nie originell

zur tragischen Erhabenheit erhebt. Schillern fehlte jene vollendende Kraft der Darstellung, aber ihm erschienen die Ideale, die ich suche, als er seinen Karlos dichtete. Leider mißverstand er später sich selbst, indem er darüber philosophirte Griechen und Shakespeare zu vereinigen. Lasse aber an diesen Vorbildern ein jugendlich Genie mit neuerwachtem gesunden Geschmack sich bilden, und du wirst die Ideale meiner Hoffnung erscheinen sehen.

Wir kamen oft auf ähnliche Betrachtungen zurück. Eine der schönsten Parthieen unsrer Reise war die Fahrt auf dem See von Vevey nach Genf. Die großen Ansichten des untern Wallis, welches wir eben verließen und die glänzendsten Schönheiten dieser lemanischen Gegenden führten uns wieder zu denselben Gedanken. Ich bemerkte dem Evagoras: durch das, was du mir gezeigt hast, werde ich lebhaft an deine oft wiederholte Behauptung erinnert, daß Geschmack und Frömmigkeit, Religion und Schönheit gleiche Rechte, gleiches Gebiet im Leben unsers Geistes haben. Die Wahrheit dessen ist mir durch das eben Gesagte um vieles deutlicher geworden. Selbstvertrauen des Geistes und der reine Gedanke geistiger Kraft sind ja der belebende Grundgedanke für sittliches und religiöses Gefühl. Und hier wieder zeigt sich, daß in allen Gefühlen des Erhabenen nur der Gedanke der Würde des geistigen Lebens wiederklingt.

Evagoras erwiederte: Ja ganz dasselbe wirst du auch zur Antwort erhalten, wenn du nach dem Wesen der Schönheit selbst fragst. Was ist denn das Schöne? um weswillen nennen wir es schön? Weil es reine geistige Kraft ist, oder werth gehalten wird, ihr verglichen zu werden. In tausendfältig verschiedene Gestalt sich umwandelnd wirst du den Geist der Schönheit in der Natur erblicken. Aber darin wird er überall sich gleich gefunden werden, daß, was er gestaltet hat, nur in sich selbst, nur um sein selbstwillen gefällt. Keiner Dienstbarkeit will der mächtige Verwandler der Dinge sich unterwerfen und keine Herrschaft will er sich anmaßen, sondern jedem läßt er die eigne freye Lust des Lebens. Wessen Liebe den Menschen nur treibt das Schöne in Besitz zu nehmen, dem sage dreist, daß nicht die reine Liebe zum Schönen ihn beseele.

So laß mir nun deinen Blick alle Gestalten des Schönen durchlaufen, was ists was uns rein in sich selbst gefällt? Geist ists und Leben! Draußen in der Natur alle Herrlichkeit der Welt des Lichtes und der Töne, was bringt ihr die unnennbare Schönheit anders als das geheimnißvolle Geisteswort, das in diesem Leben der Natur uns unverstanden halb vernehmlich klingt. Und dann näher und höher heran: stehen nicht um so reiner, um so fester der Schönheit Ideale vor uns, je reiner uns in der Erscheinung des Geistes Wesen klar wird. Von

alle dem freyen Spiel der Gestalten immer näher heran an den Geist; Schönheit des menschlichen Körpers übertrifft alle andere Schönheit in äußerer Gestalt und die Schönheit des Ausdrucks in Haltung, Miene und jeder Geberde übertrifft wieder jede andere Schönheit menschlicher Gestalt, bis du endlich der Schönheit hohes Ideal nur in der schönen Seele anzuerkennen vermagst. Aus der sittlichen Kraft des Geistes geht sie hervor, Tugend und Charakter sind ihr Name. Frage hier wieder nach bey den Idealen der schönen Kunst, worin sie der Gottheit diene? welches ihr Stolz, ihr Anspruch sey, sich über gemeines Handwerk zu erheben, — und du wirst zur Antwort erhalten: die Ideale der geistigen Kraft gelten allein, alles andere ist Nebenwerk.

Ich unterbrach ihn: Ja wohl, so bestätigt es die Vergleichung mit jedem Werk irgend einer schönen Kunst.

Ueber allerley freyes Spiel zur Unterhaltung erhebt sich der heilige Ernst der Begeisterung und dessen Ideale sind in Heldengröße oder dem zartesten Bild der Liebe nur Ideale der innern Schönheit des Geistes. Hell springt das hervor, wenn ich die Ideale der Bildhauerey vergleiche. Hier hat schon keine niedrigere Schönheit Anspruch an die Kunst als die der Menschengestalt und auch für diese sucht die Kunst erst Helden- und Götter-Ideale. Ferner

leicht scheidet sich der Betrachtung der Mahlerey aller der unendliche Reichthum untergeordneter schöner Formen, in denen das Leben der Natur dargestellt wird, von dem einzigen Ideal der Begeisterung, welches auch hier nur der Schönheit in Menschengestalt ihre Ideale sucht, in Seelengröße, Frömmigkeit und Liebe. Und wieder eben so die Dichtung, vom leichtesten gefälligen Spiel steigen ihre Aufgaben immer höher und höher zu heiligem Ernst, wo aber dessen Ideale episch oder dramatisch erreicht sind, da ist nur die Schönheit der Seele, Schönheit im innern Leben des Geistes, was gilt.

Evagoras nahm das Wort: Aus diesem allen kann ich dir den eigenthümlichsten Geist der Lehre, welche ich für die richtige halte, kenntlich machen. Denn eben diese Behauptungen über die Bedeutung des Schönheitsgefühls in unsern Ueberzeugungen sind darin das wichtigste.

Vergleiche die Resultate unsrer Betrachtungen. Was ist das Wesen der sittlichen Ideen? Reine Kraft des Geistes. Was ist die Idee der Wahrheit? Geistes Selbstvertrauen. Was der Grundgedanke der religiösen Gefühle? Selbstständigkeit des Menschengeistes. Was ist endlich das Erhabene? Seelengröße, — und das Schöne? Reine Erscheinung des geistigen Lebens!

So wirst du sehen, das Wesen des Wahren, Schönen und Guten ist uns das eine und gleiche,

dessen vollkommenste Deutung uns durch die Ideen der Seelenstärke und ihrer Tugend wird. Nur nach den Bedürfnissen seines beschränkten Lebens und Erkennens scheidet der Mensch sich die Ideen des Wahren, Schönen und Guten, welche ihrem Wesen nach nie von einander zu trennen sind.

Kommt es nun darauf an, eben aus diesem gleichen Wesen aller Idee die Rechte der einzelnen Formen des Wahren, Schönen und Guten gegeneinander geltend zu machen, so müssen wir vorzüglich die Ansprüche des Schönen beachten.

Leicht wird das menschliche Gemüth durch die Ideen des Schönen bewegt und ein jeder wird ihrer Gewalt gern nachgeben. Aber was wollen wir nun im tiefsten Grunde mit ihnen: was bedeuten sie dem Menschenleben? So wie es in unserm Leben gewöhnlich scheint, könnte man leicht antworten: Abendunterhaltungen wollen wir damit vorsorgen, Stubenverzierungen darnach ordnen, der Pralerey der Vornehmen und Reichen dienen. Dagegen nun aber sagen wir: das sollte die Macht der Schönheit im Leben des Menschen seyn, daß sie für die Ideen des ewig wahren Wesens der Dinge eine Ahndung erwecke, welche den Glauben in der menschlichen Erkenntniß lebendig macht.

Es ist in unserm Geiste neben der gemeinen verständigen Ansicht der Dinge noch eine andere höhere verklärte Weltansicht, welche der Religion und der

Schönheit gehört. Diese hat in den Ideen der Schönheit gleichsam nur ihr eignes höheres Recht der Wahrheit, geschieden von der Wahrheit des Verstandes, welche die Wissenschaften beherrscht. Die Wahrheit der Schönheit ist es, deren Fackel dem Begeisterten leuchtet und den Andächtigen und denen, welche all' ihr zeitliches Daseyn ewigen Ideen zu weihen oder aufzuopfern streben.

Wir alle kennen dieses Licht der Schönheit, denn es hat uns im innersten Geiste durchdrungen; wir finden es überall im Leben der Gebildeten. Folge den Launen der humoristischen Dichtung, wie sie mit Weinen und Lachen spielt. Ihre Träume wecken die Trauer einer unendlichen Sehnsucht in der Brust des Menschen, welche auch durch das freudigste angeregt wird, aber eben diese Träume werden dir wieder alles im Menschenleben auch das ernsteste komisch erscheinen lassen können. Und doch lebt eine tiefe Bedeutung in diesen Träumen. Diese ist die Wahrheit der Schönheit. Gleichfalls in jeder erhobenen Gemüthsstimmung, die vom Gewissen bewegt wird oder von der Frömmigkeit, huldigst du eben dieser Wahrheit des Schönen.

Ich sage diese Weltansicht des Gefühls ist von der gewöhnlichen verständigen Ansicht der Dinge sehr verschieden. In dieser Verschiedenheit wird sie nun von den unsern meist nur als Werk der träumenden und dichtenden Phantasie anerkannt, und

so für erschaffen zum Spiel der Unterhaltung und zu deren Täuschungen ausgegeben. Die Wahrheit will man ihr nehmen, der Welt des Traumes, der bedeutungslosen, soll sie gehören. So ists aber nicht, sondern heiliger Ernst lebt uns selbst in diesen Träumen und Dichtungen der Phantasie, so wahr die Schönheit in ihnen lebt. Nicht zum Spiel ist diese Weltansicht erfunden, auch ist sie gar vom Menschen nicht erfunden, sondern sie gehört der tiefsten und festesten Grundgestalt seines Geistes als wahrste Wahrheit. Jene andere verständige Wahrheit der Wissenschaften ist und bleibt nur eine Vermittlerin im Leben, welche der Arbeit dient — diese heilige Wahrheit ist dagegen die erste Gesetzgeberin in unserm Geiste, welche der Arbeit gebietet, indem sie ihr ihre Zwecke ordnet.

In sehr nahe liegenden und gewöhnlichen Dingen kannst du vergleichend erkennen, was ich hier meine. Es hat der Mensch ein Urtheil über das Wesen der Dinge von ganz anderer Art als alle die Rechnerey des Verstandes für das Geschäft im Leben und dessen Werkzeuge. Es ist ja doch ein ganz ander Ding: berechnen wie viel das Feld einträgt, wie viel Aufschlagewasser der Bach auf die Mühlräder giebt — und betrachten das Regen und Leben im Blüthen nährenden Wellenspiel des Baches, in der keimenden, grünenden, ährentreibenden Saat. Diesen Gegensatz kannst du dir durchführen für alle

deine Erkenntniß vom Kleinsten zum Größten. Es steht eben so dein Gefühl, mit dem du die Erhabenheit des gestirnten Himmels fassest und die Kunst des rechnenden Astronomen gegen einander, der dir die Grösse der Gestirne und das Gesetz ihrer Bewegungen nennt. Oder willst du die Vergleichung für das Menschenleben selbst? Rechnend beurtheilst du die Brauchbarkeit des Mannes und seine Geschicklichkeit, ganz anders aber trifft dein Gefühl der Achtung gebietende Charakter oder die Liebenswürdigkeit des Menschen.

Besonnen redet der Verstand seine Sprache mit der Natur und erhält ihre Antwort, wo der Verstand das Geschäft des Menschen und dessen Maschinenwesen ordnen oder leiten will; schweigend horchen Gefühl und Geschmack der eignen Sprache der Natur, der Göttersprache mit der jeder Blüthe Entfaltung im Licht und aller Glanz der Schönheit der Natur um uns her vernehmlich uns anspricht.

Für diesen Gegensatz der verständigen wissenschaftlichen Weltansicht mit der dem Geschmack, dem Schönheitsgefühl gehörenden, käme es dem, der Geistesbildung sucht, auf zweyerley an. Wir müssen auf der einen Seite weder die Wissenschaft mit bloßem Gefühl bearbeiten, noch auch die Weltansicht des Geschmackes der Wissenschaft unterwerfen, zu einer Wissenschaft des Schönen ausbilden wollen. Jeder von diesen Weltansichten gehören vielmehr

ihre geschiedenen Rechte, die einer jeden bleiben sollen. Dann aber auf der andern Seite sollen diesem Reiche des Geschmacks auch seine vollen Rechte gesichert, es soll in voller Bedeutung diese Wahrheit des Schönen geltend gemacht werden.

Das erste, daß eine Scheidung zwischen Geschmack und Verstand, zwischen dem Leben im Gefühl der Schönheit und der Wissenschaft zur Gesundheit des menschlichen Geistes gehöre, wird der Unbefangene leicht einräumen; dieser Grenzscheidung und Grenzbestimmung schärfere Deductionen verlangen aber weitläuftigere Untersuchung. Hingegen das zweyte, dieses volle Recht für das Reich des Geschmackes selbst ist es, was ich hier meine.

Du hast gesehen, daß allerdings diese Weltansicht des Schönheitsgefühls auch im Ernst in unserm Leben liegt — allein sie wird nicht voll als das anerkannt, was sie ist und seyn sollte. Vielmehr halten wir sie allzuoft im Verdacht, daß sie nur mit Täuschungen dem Spiel der Unterhaltung dienen solle. Und woher uns diese Irrung? Ich meine, weil den Verhältnissen unsers Völkerlebens diese lebendigere Weltansicht entfremdet ist.

Das ists, daß uns der Blick in diese Welt des Schönen im eignen Leben so spärlich gewährt wird. In den kleinen Verhältnissen des Privatlebens kennen wir allein die Macht der Begeisterung. Unser jugendliches Leben hat sie in der leidenschaftlichen

Liebe des Verliebten und in leidenschaftlicher Jugendfreundschaft, aber wie oft wird selbst hier ihre ernste Bedeutung verkannt, ihr Wesen getrübt. Im ruhigern männlichen Alter zeigt sich uns diese Begeisterung fast einzig hier und dort für Kunst oder Wissenschaft oder in der zartern Familienanhänglichkeit.

Hingegen die völkerwärmenden Flammen der Andacht, die völkerbewegenden Flammen der Vaterlandsliebe und Volksehre sind uns so verkannt und unbekannt. Und doch in diesen, wie sie im öffentlichen Leben der Völker walten, wärmen, leuchten, könnte erst der tiefe heilige Ernst der Macht der Schönheit über das Menschenleben, über die Geschichte der Menschheit anerkannt werden. Denn klein bleibt die Erscheinung der sittlichen Kräfte im Menschenleben ohne jene republikanischen Tugenden, die sich nur bey der Begeisterung der Vaterlandsliebe und öffentlichen Gerechtigkeit zeigen können, und klein bleibt selbst die Anregung der Dichtungskraft unter den Völkern, wenn nicht eine eigene religiöse Symbolik gestaltend der Geist der Andacht in das öffentliche Leben der Völker tritt.

Ich fiel ihm ein: Mich trift dein Gedanke auf eine sehr verständliche Weise. Zeigt nicht die moderne Ausbildung in unsrer Zeit eine dürre Form des Völkerlebens, in welcher alles nur aus dem Egoismus,

der Habsucht der Einzelnen im Privatleben stammt und auf diese berechnet ist?

Wie kommts nun, daß unter den Griechen und Römern in der guten, kräftigen Zeit dieser Völker große Charaktere mit ihren republikanschen Tugenden freyer und herrlicher hervortreten konnten als bey uns? oder warum fehlt uns der gewaltige Lebensathem anderer Zeiten in religiöser Begeisterung?

Er antwortete: Es scheint mir dieß auf die größte Begebenheit zu gehen, welche wir in der Menschengeschichte verstehen. Fängt nicht die neue Geschichte von Europa an mit dem Sieg des Christenthums über das griechische Heidenthum? Ist sie nicht die Geschichte des Christenthums? Und was ist deren Bedeutung? Von Anfang an, der Sieg des Begriffes über den Geschmack, der Wahrheit über die Schönheit.

Vergleichen wir antike und moderne Bildung mit einander, oder folgen wir den Stufen der Entwicklung der modernen Bildung, so werden wir immer denselben schneidenden Gegensatz geltend und vorherrschend finden. Jener schöne, lebendige, dichterische Kultus machte mit seinen Mythen, je weiter er sich ausbildete, um so weniger Ansprüche daran, die Wahrheit getroffen zu haben. Religiöse Wahrheit verbarg sich in Mysterien oder blieb den Schulen der Philosophen überlassen. Erst als der

Geist der Zeit die Sehnsucht nach Wahrheit in diesen Dingen allgemeiner machte, vorzüglich der Frage nach der Unsterblichkeit der Seele und der Sündenvergebung ein allgemeines Interesse gab, wurde die superstitio judaica Modesache der gebildeten Römer und die Christen siegten durch Petri Tuch und den gekommenen Messias. Denn im mosaischen Glauben war von Beginn her alles heiliger Ernst, des Moses erste Vorschrift: du sollst dir kein Bild machen. Dieses Streben nach heiliger Wahrheit giebt dann den Kampf gegen die Ketzer, führt den Arm der Ikonoklasten gegen die herrlichen Zierden des alten Glaubens, so daß alles Gut des alten Geschmackes zu Trümmern zerschlagen oder unter Schutt begraben wird.

Schulen als Staatsanstalten kannte jenes Alterthum kaum, die Bibliothek und das Musäum zu Alexandrien kamen spät und standen isolirt, fingen aber auch an die neue Zeit vorzubereiten. Jetzt schafft die neue Bildung den Klerus der allein selig machenden Kirche und mit diesem wird die Schule fast die einzige friedliche öffentliche Anstalt. Als der Glaube der katholischen Kirche in höchster Blüthe stand und die Kreuzzüge hervorbrachte, war das Kreuz doch auch das Zeichen der ewigen Wahrheit, der poetische Sinn zeigte sich nur untergeordnet im Ritterwesen und in romanesker Liebe.

Erst als dieser Glaube zu erkalten anfing, gestaltete sich eine größere moderne schöne Kunst. Ihr originelles Leben war Musik und Mahlerey, aber sie blieb arm an Idealen; für Bildhauerey und Baukunst suchte sie sich ihre Muster nur unter den antiken Trümmern, welche sie neu aus dem Schutt hervorzuziehen begann. Ueberhaupt sehr schnell ward sie wieder von der vorstrebenden Wahrheit und Wissenschaft des Verstandes verdrängt. Gerade der Bau der Peterskirche und dessen Ablaßkrämerey mußte die Reformation wecken, deren Ruf mit verstärkter Stimme war: ewige seligmachende Wahrheit für alles Volk. Die Reformation aber führte endlich zur Aufklärung des vorigen Jahrhunderts über, in der wir gleichsam den vollendeten Sieg des wissenschaftlichen Verstandes über das Volksleben sehen.

Eben so zeigt sich, worin wir reich sind und was uns fehlt. Reich waren jene an Schönheit, wir sind es an Wahrheit. Jenes schöne Volk verwendete die Kraft seines öffentlichen Lebens auf seine Tempel, die Zierden seines Landes; das ganze Jahr auf seine großen Feste. Kosteten in Athen diese nicht mehr als der Krieg? Alle ihre schöne Kunst war groß und kräftig ergreifend; Dichtkunst, Baukunst und Plastik füllte gleichsam ihr ganzes öffentliches Leben. — Was haben wir dagegen? Eigenes einzig Musik, aber auch diese hat keine Haltung,

keine Festigkeit des Geschmackes, sie huldigt der Mode. Alles andere ist bey uns Flickwerk und kraftlose Nachahmung. Schmutzige Trümmer, zerbrochene Ueberreste alter Götter und Heroenbilder, neben allerley sogenannten antiquarischen Merkwürdigkeiten, die man auch für etwas hält, schonen wir sorgfältig, sie zeigen uns unerreichte Ideale.

Aber nun die Kehrseite. Vergleiche unsre Wissenschaft und die ihrige. Griechen legten das Samenkorn zu unserm Baum der Erkenntniß und pflegten den aufgehenden Keim. Uns ist er zum Stamm erwachsen mit weit ausgebreiteten Zweigen. Denke an unsre Mathematik und Naturkunde, an unsre Kenntniß von Erde und Himmel und dann an die ihrige. Unsere Schiffahrt, unser Krieg, unser Handel, vor allen aber unser Gedankenverkehr — und dagegen der ihrige. Unser Blick überschaut für Staat und Handel, Kunst und Wissenschaft besonnen die Erde und die Geschichte der Menschen auf ihr, den Alten blieb der Blick an das eigne Volk gefesselt.

So käme denn also mein Streit für den heiligen Ernst des Schönheitsgefühls und dessen wahre Bedeutung unsrer Zeit auf jenen alten vielbesprochenen Streit um die Aufklärung im Volk.

Die Vertheidigung des Strebens nach Aufklärung für die Völker ist sehr leicht. Denn fortschreitende Geistesbildung überhaupt ist ja offen-

bar der ganze Zweck des Menschen in seiner Geschichte, wenn es einen giebt. Es fragt sich also nur wie ächte und unächte Aufklärung von einander zu scheiden seyen.

Der erste und alte Angriff gegen die Aufklärung machte sich durch die Feinde aller Neuerungen im Staat und aller unruhigen Bewegungen in der Geschichte. Deren Wahlspruch ist leicht nur: das Volk muß dumm bleiben, damit es sich regieren lasse; sobald es anfängt mit zu denken, ist nicht mit ihm auszukommen. Sieht man dann zu, wer so spricht, so sind es die Stimmenführer der Reichen, des begüterten Adels, der vornehmen Geistlichkeit, der Monopolisten — kurz aller bey den bestehenden Verhältnissen ausgezeichnet Begünstigten. Diese werden aber mit ihrem Zeugniß kurz weg abgewiesen werden, weil sie Parthey sind.

Ein anderer Angriff dagegen geht nicht gegen die Neuerungen überhaupt, sondern er entsteht durch die Opposition des Geschmackes gegen die Wissenschaft der neuen Zeit. Hier möchte jene Folge unsrer Religionsansicht, daß die Bildung unsers Zeitalters so sehr in Begriff verwandelt wurde, daß man nur die Rechte der Wahrheit anerkannte und alles auf sie bezog, daß man die Sittlichkeit ihr unterordnete und Schönheit beynahe vergaß — geltend zu machen seyn. Dieser Geist der Zeit löste alles Leben des Volkes in trockne Betriebsamkeit fleißi-

ger Arbeiter auf, man achtete es nicht, daß darüber laute Freude und frohes Leben verschwand, die Schönheit des Lebens der Habsucht wich — man freute sich vielmehr nur wie die Polizeyordnung so im Zunehmen sey und der allgemeine Wohlstand.

Dagegen wurde dann später mit Recht gefragt: wozu alles dieses Arbeiten in fremdem Dienst ohne Ziel und Ende? Trägt nicht das Leben seinen Preiß in sich selbst? Wird es nicht mit diesem Handeln und Fabriciren zum todten Instrument zur Spinn- und Webemaschine herabgewürdigt? — Was soll das ganze Volk mit eurer Wissenschaftlichkeit? Ist es nicht genug, daß eure Gelehrten sich mit diesem Wissen plagen? Laßt die andern doch auch ihr Leben wirklich leben. Gebt ihnen die Andacht zurück und die Freude des Lebens nach der Arbeit. Ihr habt das Volk erst zum Irrthum geführt, denn ihr habt ihm das Denken erst zum Geschäft gemacht, und richtig denken lehrt ihr sie außer der Sphäre ihres Geschäftes doch nicht. Vorher irrten sie nicht; sie wollten ja weder Wahrheit noch Irrthum, sie wollten nicht denken, nur phantasieren. Seht ihr nicht wie die rohen Landleute in vielem klüger sind als die halbgebildeten Städter. Diese Bauern wissen, was sie wollen: Geld verdienen und es verzehren. Euere philosophischen Schneider und Friseurs hingegen wollen das Denken nachmachen und verstehens doch nicht —

die sind die wahren Repräsentanten des Irrthums im Volk.

Allerdings, das mag wohl der Fehler jener wissenschaftlichen Ansicht seyn: man hat das eigne Geschäft der Gelehrten nicht nur zum Geschäft des ganzen Volks, das heißt zu seiner abgedrungenen Arbeit, sondern sogar zu Zweck und Ziel des ganzen Lebens im Volke machen wollen. Davon müssen wir zurück kommen. Den Gedanken trift der Tadel, daß man den Werth des Volkes ins Wissen allein und nicht in die volle schöne Erscheinung seines ganzen Lebens setzte. Man wollte alles Volk über die Wahrheiten der positiven Religion und über seine Rechte im Staate aufklären. Ueber dem Treiben darum scheint man aber vergessen zu haben, daß ja selbst die aufgeklärtesten Gelehrten der nämlichen Zeit über die Wahrheiten der positiven Religion und über die Rechte im Staat nicht einig seyen. Woher denn also die Lehrer für diese Schulen nehmen?

Unsern Völkern müßte die Gegenwehr gegen die Wissenschaft werden, daß man unbedingt den Gelehrten ihr Werk und ihren Streit ließe, sich aber eben darüber verstünde, daß dieser nur langsam ins Leben des Volkes einwirken solle und nur mit dem, was volle Klarheit erhalten hat.

Gewiß an die Wahrheit der Tugend, des Rechtes und der Religion macht jeder seine Ansprüche.

Aber Tugend, Recht und Religion sind ja nicht selbst Wahrheiten — sondern sie sind That und Gefühl. Wehret also der nackten Wahrheit, daß sie euch That und Gefühl nicht verdränge. Gehört nicht das schwerste Selbstdenken dazu, um in diesen Dingen eine wahrhafte neue Ausbildung der eigenen Einsicht zu schaffen? Und ohne daß ihr die eigene Einsicht mit gebt, was hilfts da, sogenannte richtige Ueberzeugungen zu verbreiten. Was hilft es, daß man dem, der nicht selbst denkt, seinen Katechismus mit immer neuen Flicken ausziert, wenn er die neuen nicht besser versteht als die alten, wenn er das eine so gedankenlos herbetet, wie das andere? Wo man eine Ausbildung einleitet, die man nicht zu vollenden im Stande ist, wird die zu große Betriebsamkeit für Aufhellung der Religionsbegriffe im Volk gerade nachtheiligen Einfluß auf die sittliche Aufklärung des Volkes haben. Wer nicht denkt, der fühlt sich schon auf niedrigern Stuffen der Geistesbildung an die Aussprüche seines Gewissens gebunden und wird durch dieses Gefühl richtig geleitet werden. Wer zu denken anfängt, dem geräth seine sittliche Ueberzeugung nothwendig ins Schwanken und es gehört dann schon eine große Ausbildung des Selbstdenkens dazu, um unsere Verhältnisse zu einer höhern Weltordnung so deutlich einzusehen, daß sich darauf jener Glaube wieder gründen läßt. Der halbdenkende wird nur

seinen Vortheil dabey suchen, um sich von lästig scheinenden Vorschriften frey zu machen.

An diesen oder jenen Bildern bestimmter Religionsgebräuche wäre allerdings nichts verloren, aber hüte sich, wer sie dem Volke raubt, daß er ihm das Leben des Glaubens, dessen Symbolik sie wurden, nicht mit entwende, daß er nicht anstatt gesunder Klarheit des Gewissens sittliche Zweifelsucht einführe und uns so am Ende Staat und Kirche verderbe und schände.

Jetzt wirst du mich verstehen. Gegen die Einseitigkeit der begreiflichen wissenschaftlichen Ausbildung unsrer Zeit müßte unserm Völkerleben die Geisteswärme im Gefühl wieder gewonnen, Lebensathem dem öffentlichen Wesen in Staat und Kirche eingehaucht werden durch die Begeisterung der Vaterlandsliebe und der Religion!

Vor allem also: wer verleiht uns wieder Lebenswärme in die heiligen Symbole unsrer Völker?

Heiliger Gott! das wäre das große Werk, das unsrer Zeit Noth thut und kommen müßte! Mit aufrichtig klaren Gedanken die Weihe religiöser Symbole zu erhalten; ohne schwächliche Frömmeley und deren Tücke, dem nervigen gesunden Völkerleben Lebenswärme der Andacht und Begeisterung wieder zu geben!

So unterhielten wir uns, als wir bey den letzten Blicken der sinkenden Sonne gegen Genf hinschifften mit des Lichtes Zauberglanz umgeben. Das Gebirge hinter uns strahlte im Purpurschimmer und mit Rosenlicht spielte weithin über die Fläche des Sees jede Welle.

Evagoras an Dora.

Wenige Meilen nur bis hierher nach Mailand bin ich weiter gekommen seit ich dir zum leztenmal schrieb, aber um große Schritte näherte sich die Wirklichkeit meinen Träumen. Das mußt auch du wissen. Mittags kam ich hierher nach Mailand, den Abend war Julius schon bey mir, schloß mich bewegt in die Arme und rief: laß uns zusammen bleiben, Evagoras! — Ich hatte ihn gewonnen. Wir schlossen uns fester aneinander. Anfangs durchliefen wir Kirchen, Palläste und öffentliche Gebäude die Kunstsachen zu besehen. Julius mußte noch länger bleiben, ich blieb mit ihm. Wir waren viel allein zusammen. Laß uns etwas Bestimmteres zusammen treiben, sagte ich ihm. Was denn wohl? erwiederte er. Ich lehre dich Plane zeichnen, entgegnete ich. Er ließ sichs gefallen und fing fleißig an. Das haben wir einige Zeit fortgesezt. Neulich sagte er mir: Evagoras, wir hätten wohl leicht eine unterhaltendere Unterhaltung wählen können. — Habe nur noch einige Stunden Geduld, antwortete ich. — Heute brachte ich ihm ein Heft Zeichnun-

gen, die ich hier entworfen hatte, Plane wichtiger Schlachten aus der Geschichte mancher Zeit. Er meinte, er verstehe die Zeichnungen noch nicht genug. Ich aber wies schweigend auf die Ueberschriften. Da sah er mir erröthend und schweigend ins Auge. Wir schwiegen und zeichneten eifrig fort. Siehst du, liebe Dora, unsre Phantasien haben sich gefunden!

Julius an Eugen.

Du schüttelst den Kopf, lieber Eugen, zu meiner Philosophie, meinen Träumen, meiner Freundschaft mit Evagoras. Mir aber träumt immer mehr, daß das zu manchem gut werden solle und wohl schon zu manchem gut seyn mag. Lies hier einmal wieder eine treue Erzählung. Du kennst den Grafen D. der hier in Rom viel Geld verthut, mit seinem fröhlichen und liederlichen Leben. Die Landsmannschaft hat mich zuweilen mit ihm zusammengebracht und dann oft genug seinen Spöttereyen über mein nüchternes, mönchisches Leben ausgesetzt. Neulich fiel ihm gar ein, mir zu Ehren ein Trinkgelage in seinem Geschmack zu veranstalten. Evagoras trieb mich hinzugehen. Als wir hinkamen, trafen wir eine Gesellschaft meist aus jungen Künstlern bestehend schon in wilder fröhlicher Bewegung. Ein derber junger Mahler mit schwarzem krausen Haar führte vorzüglich das Wort. Ich erzähle dir das genauer, am Ende findest du schon warum. Mein Held stritt sich mit andern Mahlern. Da bewunder-

te einer die glänzenden Farben der Venetianer, ein anderer die Treue der Niederländer, wieder einer die strenge Zeichnung der Römer, lobte einer den Paul von Verona, ein anderer den Titian, noch einer das Licht des Correggio. Mein Held fuhr wild dazwischen: Ist und bleibt doch lauter Lumpenkram; ich geb euch nichts für eure Deutschheit und Niederländerey, ja von allen Italienern nur Michel Angelos Kraft und Raphaels Andacht mag gelten. Da habt ihr die ganze Armuth eurer Kunst: heilige Engel, heilige Kinder, fromme Weiber — aber selbst der reinen Liebe hohes Ideal sucht ihr vergebens. Was ist diese ganze Kunst gegen die Plastik der Griechen! Aber auch dort, so viel vollendet herrliches vom Zeus zum Apollon, zum Adonis: von der Here zur Aphrodite — keiner fand der göttlichen Jungfrau hocherhabenes Ideal, unbefriedigend bleibt jedes Bild der Pallas. Doch immer drauf, staunt ihr nur an; kommt vor Bewunderung nicht zu euch! Denn welch ein Held ist dort der kleinste gegen euch ihr Nachpinsler von Pinslern. Wer vermag unter euch etwas Eigenes? Kopiren und ewig kopiren darin lebt euer heiliger Geist. Oder meint ihr erfinden zu können? Das kommt mir vor, wie die Erfindung unserer Professoren und Rectoren, welche den Catilinas unter ihren Schülern gegen über ganz neue ciceronianische Reden erschaft. Aus sechs alten Bildern

ein neues zusammenstoppeln ist eure ganze Erfindungskunst.

Die Gesellschaft schien sein Schelten wohl gewohnt zu seyn, doch dies wurde persönlich beleidigend. Unser Wirth fürchtete Streit entstehen zu sehen und trat mit dem vollen Becher dazwischen: „Laß seyn, Krates," sagte er, „denen hast du es nun schlimm genug gemacht! Stoß an, Freyheit und Gleichheit! Gieb auch uns unser Theil; schlag den Fürsten und Grafen die Kronen auf dem Kopf zusammen, wenn nur der Wein bleibt!" Erbittert antwortete jener: Mit oder ohne Wein, kommt Zeit, kommt Rath! Weg von Pinsel und Palett ins Leben sollten wir hineinziehen, mit drein schlagen, daß der Jammer ein Ende nähme in Sieg oder Tod. — Schnell wurde dies Gespräch so wild, daß D. bedauerte, den Ton angestimmt zu haben. Doch bald ließ er nach der Gelegenheit des Hauses, in dem wir waren, die Gesellschaft bunter werden. Krates sprang unwillig über eine Reihe Tische und setzte sich in eine Ecke des Saals allein zum Wein. Wir ließen die andern machen und gesellten uns zu ihm. Seltsam behalte ich hier auch einmal Gesellschaft, grüßte er uns. „Wie kommts, daß deine Rolle geendigt hat, schlagen dich die Mädchen aus dem Felde?" erwiederte ich. Wie es trifft, antwortete er, es scheint euch wie mich! Da mustre die einmal der Reihe nach. Sieh dort die große,

schöne Römergestalt; schlage ihr den Kopf vom Rumpf, der Wuchs ist, daß sie dem Bildhauer zum Muster stehen könnte. Aber dann blick einer ins Gesicht, welcher du willst. Der thierisch verzerrte Zug dieses Völkchens ekelt mich an. Meinen Spaß habe ich an der Lust der elenden Gesellen. D. mochte es nicht leiden, daß wir uns absonderten und nöthigte uns zu den übrigen zurück. Hier veranstaltete er künstliche, zum Theil pantomimische Tänze. Darin zeigte sich der Künstler Talent besonders in immer veränderter Gruppirung und Drapperie, worin einer den andern überbot. Es war anfangs eine gefällige Unterhaltung. Krates nahm Theil, ich lobte ihm die Kunst. Schaffe uns nur Köpfe auf unsre Helden und Heldinnen, entgegnete er. Bald nahm der Wein überhand, wir zogen uns mit Krates zurück und man ließ uns ruhig. Wir kamen wieder auf die Kunst zu sprechen. Unter andern sagte Krates: Da in aller der Gemeinheit vor euch seht ihr das rechte Ebenbild unsrer jetzigen Kunst. Platon wollte im Eifer alle Dichter und Pfeiffer aus seiner Republik verbannen. Wenigstens wir für unsre Dichter, Pinsler und Pfeiffer könnten ihn drum loben. — „Evagoras," fiel ich ein, „ihr scheint euch gut zu verstehen. Krates scheint die Verachtung alles Leichtsinns und aller rohen Schilderung in der schönen Kunst mit dir zu theilen."

„Ja meinst du es nicht wie ich,“ sagte Evagoras dem Krates, „daß nur im heiligen Ernst schöne Kunst gedeihen kann, in der feinsten Reinheit und Reinlichkeit des Geistes? Was soll uns denn alle die Gemeinheit des Lebens auf der Leinwand oder im Buch? Das sieht man draußen eben so und lebendig dazu. Nur das Ideal lohnt der Mühe der Darstellung.“

Krates entgegnete: „ihr seht leicht, wie wir auf diese Erbärmlichkeiten gekommen sind. Die schielende Geilheit unserer Dichter, die sich hinter Sittenlehren zu verstecken sucht, ist freylich das Elendeste bey der Sache und der entgegen bekommen wir die offenherzige Liederlichkeit. Ueber alle jene Lügen lobe ich mir freylich bey weitem die kräftig gesunde Schilderung der Lust und ihres Leichtsinns bey Heinse oder Göthe, Ludwig Caracci's lüsterne Scenen und Rubens Ganymed. Aber was soll uns das Ganze in der Kunst? Wer das braucht, der findet es ja im Leben selbst. Soll der Künstler etwa dienen, um die Phantasie der Eingesperrten und der Impotenten zu kitzeln? Ich möchte diese Künstlerzucht fassen und führen, sie sollten mir daran gedenken! Haben denn Homer und Sophokles diesen Genius der Geilheit mit allem Gesindel in seinem Gefolge um die Begeisterung anflehen müssen, auf daß sie Dichter würden? Legt es Shakespeare je im Ernst auf diesen Spaß an? Ja ich wage es

dreist zu behaupten, auch ächte griechische Plastik war keusch. Nur spätere verdorbene Zeiten wohl gar die Römer haben die Schweine und Sperlinge in den Olymp eingeführt mit ihrem weichen, fetten Antinous. — Ja wohl entweder heiliger Ernst für die Kunst, mit dem sie ehedem hocherhabenen Idealen der Religion diente — oder es bleibt ihr nur nichtsgeltende, verächtliche, gemeine Handwerkerey!"

So unterhielten wir uns lang gut mit ihm. Wir kamen spät nach Haus. Ich schlief wenig und mir war den andern Morgen schlecht zu Sinn. Evagoras kam früh zu mir, forderte mich auf den Krates aufzusuchen, seine Arbeiten zu sehen, etwa einiges bey ihm zu kaufen zur Aufmunterung. Ich machte ihm Vorwürfe, daß er mir nach alle den lieblichen früheren Vorstellungen nun diese widerwärtige Erinnerung des gestrigen Abends ins Leben geworfen hätte. „Muß man da nicht hindurch?" erwiederte er, „ich lobe mir den Mann rein in der That; Reinheit und Reinlichkeit der unangetasteten Phantasie ist Schmuck der ersten Jugend, der männlichen Kraft steht sie schlecht. Hier will Erfahrenheit gelten."

Wir kamen darüber ins Gespräch. Ich lobte ihm die Unschuld mit ihrer lieblichen Zartheit der Phantasie, die einmal verloren nicht wiederkehrt. „Das steht schön im Buch," antwortete er, „an-

spruchslos entfaltet sich die Blume dem schmeichelnden Licht, spielt in glänzenden Farben wenige Tage mit dem freundlichen Leben und welkt wieder hin. So geht die Unschuld an uns vorüber sich ihrer unendlichen Schönheit unbewußt. Rühre sie nicht an, sie ist eine Heilige, aber ein sterblicher Engel und eben im Menschenleben wird dies Heilige nur allzu leicht entweiht. Einmal verloren ist sie dem Leben entfremdet, denn die Blüthe welkt nicht neuer Blüthe Platz zu machen, sondern der Frucht.

Unschuld nicht zu haben, sondern nur zu affektiren, ist die widerlichste aller Arten von Affektation, eine Lüge, die sich nie dem Auge entziehen kann, denn so ganz kehrt der Verstand mit seiner Kunst nie wieder in die Natur des Kinderlebens zurück. Ich meine aber der müßte wenig Kraft und Leben haben, der über diese jugendliche Unschuld der Phantasie hinaus sich nicht mehr noch der Bildung seines Wesens erfreuen kann. Doch verstehe mich ja nicht unrecht! Es ist ein großer Unterschied zwischen dieser Unschuld der Phantasie, die in Unwissenheit und Unerfahrenheit solcher Dinge besteht und der Unschuld noch unentweihter, unangeregter Begierde. Diese Unschuld der Begierde zu verlieren ist hier ein Verderbniß der feinern Geistesbildung und innern Gesundheit des Gemüths; ihr Verlust ist das Unglück so manches, sonst schönen Geistes. Dieses

Verlustes Verdammniß nemlich ist Lüsternheit, welche das Werkzeug des Teufels wird.

Damit nun das jugendliche Gemüth Festigkeit des Geistes gewinne zum Schutze dieser Unschuld, werde ihm gerade Erfahrenheit, den gesunden Geist wird diese vor Lüsternheit bewahren.

Sonst, Lieber, gar weit im Leben langt dieser Streit ums Zart- und Reinlichthun, von dem Widerwillen, die Hand nach schmutzigem Küchengeschirr auszustrecken, bis zu den blutigen Waffen. — Still sitzen und sachte thun ist mir in den Tod verhaßt, zugreifen und eignen Willen haben, das lobe ich dir allein!

Ich fuhr fort: „So manches habe ich schon mit dir philosophirt, gieb mir doch auch einmal über dieses Thema der Liebe so recht in der Ordnung deine Meinung!“ Er antwortete: „Darüber habe ich mir neulich etwas aufgeschrieben, ich will dir das mittheilen, laß es uns besprechen.“ Wir verschoben den Gang zu Krates auf den andern Tag, fuhren nach Tivoli hinaus, nahmen uns den Wasserfällen gegenüber einen ruhigen Platz, und er zog sein Papier hervor und fing an zu lesen:

In alle diesem sittlichen Leben, wo es nicht nur auf die strengen Forderungen der Ehre und Gerechtigkeit, sondern meistens auf die feinere Zierde geistiger Schönheit und Reinlichkeit ankommt, stimmt die gewöhnliche Unterweisung schlecht zum

nachfolgenden Leben. Die Regeln der Keuschheit und alle verwandten Anforderungen sittlicher Reinheit werden dem jugendlichen Gemüth unter der schärfsten Form der Pflichtgebote vorgestellt, als ob sie gleichsam das am strengsten verwahrte unter allen sittlichen Geboten seyen.

Kommt aber das wirkliche Leben zur Vergleichung, so findet sich allzu vieles im Widerspruch mit diesen Vorschriften. Ihr heiliger Ernst muß dem jungen Gemüth verdächtig werden, indem die unbedingte Strenge ihrer Anforderung die Vergleichung mit dem Leben nicht aushält, und das wird dann nur allzu leicht Nichtachtung der jugendlich eingeprägten Vorschriften der Sittlichkeit zur Folge haben, zu geistig unreinlichem, ausgelassenem Leben verführen. Ist aber das Zutrauen zu der Strenge jener Vorschriften bey den so feyerlich behandelten Lehren der Keuschheit einmal verschwunden, wie leicht wird dann auch anderes verdächtig? Wie oft sehen wir dann junge Leute von diesen Ausschweifungen endlich zu gänzlicher Unrechtlichkeit, zu Lüge und Betrug, zu ganz charakterlosem Leben heruntersinken. Es wird also höchst wichtig den ächten Geist dieser Gebote und Verbote recht fein zu fassen. Dafür sage ich nun zunächst: damit daß unsre Tugend der Keuschheit und unsre Heilighaltung der Ehe heilige unverbrüchliche Pflicht sey, stimmt das Leben der Völker auf keine Weise. Wollen wir auch

allen Widerspruch unsers Lebens mit diesen Vorschriften schlechthin als pflichtwidrige Schandthat bezeichnen, so würde doch ein ähnliches Urtheil über fremdes Leben der Geschichte gegen über zur baaren Lächerlichkeit.

Bedenke nur die Sitten der gebildetsten Völker um uns her. Wie viele kennen unsre Idee männlicher Keuschheit gar nicht, oder was wußten griechische und römische Männer davon. Sollten wir uns nun da mit neu entdeckter Pflicht gegen die herrlichsten Charaktere des Alterthums brüsten? Das eben wird lächerlich. Wer kann sagen, daß der gebildete Römer pflichtwidrig handelte, wenn er hier der offenkundigen Sitte seines Volkes folgte. Eben so die Beschränkungen unserer Ehe, daß etwa bey uns der Mann zur Zeit nur eine Frau nehmen darf. Vergleiche damit das Leben gebildeter Mahomedaner in den mittlern Ständen, ja selbst das Leben der Kaffern. Offenbar thut dort der Mann recht, der sich nach der bessern Sitte seines Volkes richtet. Geschieht etwa dort der ersten Frau Unrecht, wenn der Mann die zweyte ins Haus führt? Keinesweges! Gar oft wird sie es ihm danken, daß er ihr eine Gehülfin und Gesellschafterin ins Haus brachte, die ihr das Leben erfreut und erleichtert.

Das nemlich ist hier das entscheidende: nicht auf Pflicht und deren strenges jedem Menschen un-

verbrüchliches Gebot sollten wir den guten Rath, den wir in diesen Dingen dem Einzelnen oder den Völkern zu geben haben, stellen, sondern nur von der Schönheit des geistigen Lebens sollte die Rede seyn.

So wäre denn für unsre Betrachtung die erste Bemerkung, daß wir hier nur von der Befriedigung eines sinnlichen Triebes sprechen, die für sich selbst sittlich weder Werth noch Unwerth hat. Für diesen ist, wie für den der Befriedigung von Hunger und Durst, Mäßigkeit die einzige nächste Anforderung für Klugheit und Sittlichkeit zugleich. Mäßigkeit damit die Gesundheit geschont, damit die Rohheit solcher sinnlichen Begierden im Leben nicht übermächtig, damit edlerer Trieb nicht von ihr überwältigt werde, damit Wunsch, Verlangen und Streben des Menschen das höhere Ziel nicht verlieren, indem sie nur diesen niedrigern Anforderungen gehorchen.

Thut das Leben eines Menschen dieser Mäßigkeit und Mäßigung genug, so wird die unmittelbare Anforderung der Pflicht an diese Triebe befriedigt seyn. Unter mannigfaltigen Formen können sich also hier Sitten und Gebräuche der Völker gestalten, ohne daß sie das unbedingte sittliche Verbot trift. Herrlicher steht freylich die Rose und Lilie im Garten als die unscheinbare Blüthe des Grases, doch zeigt auch diese dem genauen Beobachter ihre eigen-

thümliche Schönheit. Selbst mancher Lais und Aspasia wirst du Schönheit des Gemüthes nicht absprechen können, wenn ihr gleich die Würde der Matrone fehlt.

Ich unterbrach ihn: Du gefällst mir mit dieser Schonung des Guten, welches auch in den rohen Formen des Menschenlebens und seinem bedeutungslosen Leichtsinn sich noch zeigen kann, auch sehe ich wol, daß du noch lange nicht ausgesprochen hast: allein ich weiß schon nicht, warum du nur diese Ansicht der Befriedigung eines sinnlichen Triebes an die Spitze stellst, ob sie gleich unstreitig das erste dieses Verhältnisses ist. Wollen wir Keuschheit und Ehe sittlich oder rechtlich beurtheilen, so fällt ja jedem ins Auge, daß diese erste sinnliche Befriedigung nur etwas sehr untergeordnetes ist. Offenbar giebt ja das der Sache die Wichtigkeit, daß hiervon mit Familie und Kindern die Erhaltung des Menschengeschlechtes abhängt.

Er erwiederte: Hätte ich zum Anfang der Betrachtung dieses letztere gewählt, so hättest du mir eben so leicht die umgekehrte Einwendung machen können. Ich habe den unmittelbarsten sittlichen Anspruch an diese Lebensverhältnisse zuerst genannt, du verlangst den unmittelbaren rechtlichen Anspruch zum ersten. Zwischen beiden liegt ein schlimmer Streit über Schuld und Unschuld, eben die Ausbildung des Triebes betreffend, den

wir hier nicht entscheiden werden, dessen genauere Erörterung wir den Aerzten und Pädagogen überlassen können. Ich wählte diesen Anfang, weil da kurz zu entscheiden ist: jede bestimmte Anforderung an Sitten und Lebensgewöhnung, die über Mäßigkeit und Mäßigung hinaus geht, ist nicht unbedingt als Pflicht auszusprechen.

Gehen wir nun zu deinen Gedanken über, zur rechtlichen Ansicht der Sache, so wird diese für sich eben so wenig befriedigen, wie wohl sie jedem Einzelnen unter uns eine so tüchtige Belehrung giebt, daß wir nur dieser zu folgen haben, um aller Strenge des Lebens genug zu thun.

Allerdings sind Familien und Kindererziehung dem Gesetzgeber ein so wichtiges Verhältniß im Menschenleben, daß er wohl darauf bedacht seyn muß, hier seinem Volke strenge Gesetze vorzuschreiben. Fragst du nun aber: was fordert die Gerechtigkeit vor allem positiven Gesetz, eben erst für die Errichtung desselben, daß hier verfügt werde: so wirst du über das Bedürfniß gesellschaftlicher Ordnung hinaus nur hören, auf eine feste und taugliche Art soll für die Kinder gesorgt werden. Ueber Keuschheit, Ehe, und Ehelosigkeit wird aber alles Recht erst durch das positive Gesetz kommen. Wie der Gesetzgeber und die Gewohnheit dieses in einem Volke geordnet haben, so kann es zu Recht bestehen, mit Monogamie oder Polygamie, strengern oder

minder strengen Anforderungen der Keuschheit. Du wirst da eben sowohl ein rechtlich geordnetes römisches oder mahomedanisches Familienleben denken können als unser christliches. Ja es ließe sich vorschlagen, dies ganze Band ehelicher Privatverhältnisse an gar kein positives Gesetz zu knüpfen, und es könnte sogar bei höherer Bildung im Volk eine solche Gesetzgebung unter die bessern gehören, indem ohne allen Zwang des Rechtes, das feinere Gefühl sich selbst überlassen bliebe.

Willst du die Geschichte näher vergleichen, so wirst du ungeachtet aller Verschiedenheit roher oder feinerer Gestalten des Familienlebens doch bey allen Völkern die Ehe finden. Ueberall läßt der herrschende Gebrauch das Weib in ausschließlichen Besitz des Mannes kommen und suchst du den Grund dieses allgemeinen Rechtes, so wird er sich hauptsächlich darin zeigen, daß nur nach dieser Ordnung dem Manne eigne Kinder gehören. Der Wille der Männer eigne Kinder zu haben wird die Grundlage dieser ganzen Gesetzgebung seyn, wenn auch durch Verbildung in seltnen Fällen diesem widersprechende Einrichtungen vorkommen sollten.

Mögen nun hier Sitten und Gebräuche unter den Völkern gleichförmig oder ungleichförmig gefunden werden, ich behaupte, daß in allen diesen Dingen jedes bestimmte Recht oder Unrecht unter den Menschen nur von positiver Abmachung sey, der

Wahl der Völker überlassen bleibe. Es giebt hier keine unbedingte sittliche Vorschrift der unverbrüchlichen Pflicht und ihres Rechtes, sondern, abgesehen von der Sorge für die Kinder und deren Recht, bleiben alle Dinge der Keuschheit und Ehe, den Sitten der Völker überlassen. Es geht also alles Recht hier nur hervor aus dem Versprechen, welches sich Mann und Weib geben, indem sie sich zur Ehe verbinden, oder aus der unmittelbaren Verordnung des Gesetzes.

Obgleich aber dem so ist, obgleich hier alles Recht positiven Ursprungs gefunden wird: so wirst du doch jedem Menschen nach seiner Lage in seinem Volk sehr strenge Anforderungen der Gerechtigkeit in diesen Dingen erwachsen sehen. Eheliche Treue entspringt hier als eine unverbrüchliche Pflicht, welche jeden an die Sitte und öffentliche Meinung seines Volkes bindet, der nicht zum Betrüger werden mag.

Du wirst das Recht dieser ehelichen Treue mannigfaltig verschieden finden, nach der Verschiedenheit der Sitten unter den Völkern, es ist den Mahomedanern, es war den Römern ein anderes als uns. Was hier oder dort die Sitte nicht fordert, das war zur Ehe nicht versprochen, daran wird also kein Recht verletzt. Aber das merke dir wohl: Gesetz und Sitte unsers Volkes geben uns hier das Gesetz, uns bindet strenges Recht an die edlere öffentliche

Meinung in unserm Volke. Wer deren Gesetz bricht, wird untreu, wird Betrüger an Braut oder Weib.

Ich fiel ihm ein: Du hast mir wohl sonst gezeigt, wie alles bestimmte Recht unter den Menschen aus positiven Satzungen hervor geht, das gilt denn auch für diese Forderungen der Gerechtigkeit. Damit hast du mir hier klar gemacht, daß wir dem Einzelnen nach seiner Lage in seinem Volke leicht nachweisen können, was in diesen Dingen der Keuschheit, die Ehre, die Pflicht von ihm fordern. Uns bleibt aber noch die allgemeine Frage: Sitte gegen Sitte, Volk gegen Volk, welche Gestalt des Lebens ist die bessere, schönere?

Er erwiederte: Ja siehst du, das ists eben, wohin ich wollte. Fragst du nur für den unbedingten sittlichen Spruch der Pflicht, was hier gefordert werde, so heißt es Mässigkeit und Mässigung; fragst du für das Volk, was das Recht fordere, so heißt es, was ihr zum Rechte selbst erhoben habt, mag auch als Recht gelten. Aber mit alle dem hat der über diese Dinge Philosophirende den Spruch noch nicht gefunden, den er eigentlich sucht. Dafür dürfen wir weder nach strenger Pflicht noch nach strengem Recht die Entscheidung suchen, sondern die bedeutsame Frage ist: was wird für die Schönheit des öffentlichen Lebens der Völker hier der Sitte und dem positiven Gesetz von der Weisheit zum

Ziel gesetzt? Auf diese Frage werden die Ideale der edlern Ausbildung des geistigen Lebens unter den Menschen, die Ideale der Liebe und Freundschaft antworten. Entscheidet also gleich hier nicht Pflicht, deren nothwendiges unverbrüchliches Gesetz jedem Menschen das gleiche seyn muß, so sollen doch im Familienleben die zartesten Blüthen geistiger Schönheit gepflegt werden.

Ohne erst nach Brauchbarkeit zu fragen, findest du den Werth des Familienlebens unmittelbar in ihm selbst. Welcher Reichthum schöner Gestalten des Lebens liegt in der Freundschaft zwischen Mann und Weib, zwischen Eltern und Kindern, zwischen Herrn und Gesinde!

Es mag den geschlossenen Familienkreisen wohl mit Recht nachgesagt werden, daß sie in unsern Völkern der öffentlichen Tugend und dem Gemeingeist Abbruch thaten durch ihr getrenntes Privatinteresse. Aber dieser Fehler liegt nicht in der Familie, sondern im erbärmlichen Geist unsers öffentlichen Lebens; nur in verbildeten Völkern wird die Familie solchen Schaden stiften und diese Krankheit wird nicht zu heilen seyn, indem man das gesunde, was dies Völkerleben noch hat, das Familienleben, niederdrückt, sondern nur dadurch, daß man den schwachen Theil, das öffentliche Leben, besser nährt und stärkt.

Familie pflegt und bildet uns in ihrem engern Kreise die zartesten Blüthen der Privattugend. In ihrer geheiligten Freystatt haben Freundschaft und alle zartern Tugenden der Liebe und Theilnahme den Schutz gefunden, den ihnen der Eigennutz auf offnem Markt versagt. So wirst du in unserm Völkerleben dem Heiligthum der Familie alle tiefere und feinere Geistesbildung selbst den Schutz des ächten Charakters anvertraut finden.

Du wirst in der Geschichte bestätigt finden, daß gesunder Geschmack und reines Gefühl für die Schönheit des Lebens, für sittliche Geisteskraft, für Rechtlichkeit im öffentlichen Leben der Völker nur da gedeihen, wo das Recht der Familie heilig gehalten wird. Leben hingegen die Vornehmen im Cölibat oder sonst ausser der Ehe, so wirst du in solchen Völkern gleich einen Geist der Menschenverachtung, der Tücke und Gewaltthätigkeit herrschend werden sehen.

Diesem gemäß nun, meine ich, sey zu beurtheilen, welche Gestalt von Sitte und Gesetz die lobenswertheste genannt werden müsse, und dann wirst du leicht bemerken, daß für Sicherheit und Festigkeit der Familie überall der größern Strenge der Einrichtungen der Vorzug gebührt.

Was ich dir hier über die Schönheit des Familienlebens sage, wird dir als ein Beyspiel dienen für die Beurtheilung aller feinern Verhältnisse des

sittlichen Lebens. Fragst du den Erfolg im Leben, worauf es dem Menschen ankommen müsse, so wird dir zur Antwort: daß er sich die Macht, das Geschick, die Klugheit schaffe, seinen Willen zu haben, seinen Mann zu stehen. Leicht aber bemerkt das sittliche Urtheil dagegen, daß dies doch den innern Werth des Menschen nicht entscheide, daß der Mensch vielmehr für diesen sich selbst, dem eignen Willen, das Gesetz geben müsse, welches ihn der Pflicht unterwirft, so daß er im Gehorsam gegen die Pflicht allein den sittlichen Charakter zeigen kann.

Worauf kommts nun an für die Feinheit dieser sittlichen Ausbildung? Ich sage: vor allem auf die reine Bildung des Gefühls zu innerer Lauterkeit und Herzlichkeit, damit der Mensch nicht nur habsüchtig und herrschsüchtig strebe, sich in der Gesellschaft geltend zu machen, sondern daß ihm der innere Wille werde, zu ächter Seelenstärke und geistiger Schönheit zu gelangen, daß er sich selbst nur in Vergleichung mit den Idealen der Schönheit der Seele gefalle.

So wird den Jüngling nicht nur das unwiderstehliche Gebot der heiligen Pflicht führen, sondern es werden ihn auch die Göttin der Schönheit und ihre Grazien an Blüthenketten zu fesseln vermögen.

Ich sprach dazwischen: Ich meine dich zu verstehen. Bleiben wir nun noch beym Familienleben. Ist nicht unter den zarten Blüthen seiner Tugenden

unsre christlich romaneske Liebe die zarteste. Ist es nicht in deren Dienst, daß wir uns alle die strengen Gesetze der Reinlichkeit des Lebens vorschreiben? Was meinst du, ist diese Liebe, die das Leben unsrer Romane und meist der Roman unsers Lebens ist — hier nicht das höchste sittliche Ideal?

Er antwortete: Nehmen wir es auf die Probe! Was ist eigentlich das sittlich bedeutsame in dieser Liebe zwischen Mädchen und Jüngling?

Vieles von dem, was in unsrer Dichtung den ersten Vortheil gewährt, will ich dir gleich streichen. Ich rede nicht vom Lob der Unverbrüchlichkeit und Unwiderstehlichkeit dieser Leidenschaft für ein ganzes Leben, die ist in den Roman hinein gelogen; ins Leben aus dem Roman hinein phantasirt. Für des Lebens Ernst würde diese Leidenschaft nachher schwacher Bürge seyn, wenn ihr nicht milde Freundschaft zu Hülfe kommt. Jenes treu seyn der ersten Minne ist ein verführerisch falscher Gedanke im Gedicht; da wird das Wort auf eine passive Gefühlsstimmung des Affektes gegeben, von der der Mann wissen muß, daß niemand ihrer Meister bleibt, da wird dem Leben in seinen beweglichsten Elementen eine Unwandelbarkeit zugemuthet, die ihm nicht gehört. Im Leben giebt dieser Traum nachher nur Verbindungen wie die in Göthe's Wahlverwandtschaften, aus denen man sich wol gar durch den Hungertod wieder heraus hilft. Nur der Freund-

schaft, die aus der Liebe erwächst, soll die Treue huldigen, diese vermag der Schwur zu heiligen. Also für die Heiligkeit ehelicher Freundschaft, deren Reinheit und Treue mache der Schwur verantwortlich — denn diesem Schwur steht etwa in der Unwiderstehlichkeit einer neuen Leidenschaft nur ein Gespenst im Wege. Leidenschaftliche Liebe ist dem Mann von Kraft nicht unwiderstehlich; die Unwiderstehlichkeit trift nur den Schwachen oder den Gelangweilten. Du trifst in der Dichtung und in phantastischen Lebensverhältnissen freylich leicht und oft eine solche Gewalt leidenschaftlicher Liebe, daß sie ein ganzes Leben unumschränkt beherrscht; du siehst gar manche so mit Glück, Verhältnissen und Pflichtgefühl vergebens kämpfen und immer in der unglücklichen Gewalt einer solchen Leidenschaft bleiben. Aber glaube mir, daß dieß im Leben des Menschen nicht Schicksal sondern Wahl ist. Gar mancher Gedanke kann im Leben der Menschen eine Macht bekommen, die ihn dem Menschen lieber macht als das Leben selbst, ist solch eine Wahl einmal thöricht getroffen, so ist dies Leben an jenen Gedanken verloren. Wie leicht kann also, wie oft wird diese blühendste herrlichste Phantasie des jugendlichen Lebens, die Phantasie der ersten Liebe und ihrer Freundschaftsideale, der Mittheilung und Hingebung, diese Gewalt über das Leben bekommen. Aber glaube mir: es fängt alle solche Leiden-

schaft nicht mit blinder Macht des Gefühls, sondern mit selbst gewählter Stimmung der Phantasie und Nachgeben an diese an. Der Mann, der für innere Bildung des Geistes oder für Ehre und Vaterland ein edles Werk des Lebens zu ergreiffen weiß, wird nie blindlings dieser Gewalt der Leidenschaft erliegen. Wenn freylich diese Gemüthsbewegung der Verliebtheit die einzige lebendige Gewalt in der Seele ist, wenn jemand, ohne sie nur Langeweile kennt, so wird dieser leicht an sie verloren gehen, einem kindischen Leben erliegen, welches nur durch den Wahn unsrer Romane geadelt ist. So denn vor allem entschuldige keiner den Bruch der Treue mit dieser Macht der Leidenschaft. Dem Ruf der Ehre, der hier entscheidet, vermag jeder Mann zu folgen.

Denn es ist, was hier das Verderben und die Untreue bringt, nicht das Edle, Begeisternde in der Liebe, sondern eine hinzutretende niedere Begierde nach dem Besitz, die gar keinen höhern geistigen Werth hat. Frage einmal genauer: Was entzündet die reine Begeisterung der Liebe, welche erst die Sehnsucht nach inniger geistiger Vereinigung, nach dem vollsten Vertrauen mit dem einer im andern, für den andern leben will — hervorbringt?

Es ist in dieser Liebe eine Sehnsucht nach Genuß und Besitz. Aber die ist es nicht, was hier gilt, die ist es nicht, was den Zauber der Begeisterung in seiner vollen Reinheit bringt. Vergleiche

nur der Dichtung reinste Ideale! Schillers unübertroffene Gemählde! Mit der ersten noch so delicaten Behandlung, die anfängt schlüpfrig zu werden, ist der reine Zauber des Gemähldes verschwunden, wenn schon die lüsterne Phantasie an Unterhaltung gewinnt. Nur in der vollen Unschuld entzückt das hohe Ideal. So ist es auch im Leben! Das reine begeisternde Gefühl erwächst uns nur aus der reinen Auffassung der Schönheit im fremden Leben. Wie die Begeisterung bey dem Anschauen eines schönen Gemähldes, entspringt auch diese hier. Aber hier ist das Schöne selbst lebendig und mir gleich. So muß zu reiner Liebe des Wohlgefallens am fremden Leben sich bald die Sehnsucht nach der Vereinigung gesellen.

Das volle Ergreiffen der Schönheit im fremden Leben abgesehen von jeder andern Begierde ist es allein, was dieser Begeisterung das edle, das hohe geben kann. So lebt die Liebe am reinsten, heitersten, herrlichsten in der ersten Entfaltung des jugendlichen Lebens. In der Knospe lebt die Hoffnung voll für die kommende Blüthe und Frucht. So ist das Knospenleben der sich eben entfaltenden Jugend, das Leben der Ahndung und die ungetrübte Erscheinung der Schönheit selbst. Das ist der animalische Magnetismus mit seinem Zauber des Blicks. Was ist uns entzückend Herrlicheres in der Natur als die Unschuld des eben aufblühenden Mädchens! Der

Geist des Menschen ist gleichsam am schönsten beym wohlgeführten Jüngling oder Mädchen, in der Zeit der sich entwickelnden Mannbarkeit mit dieser unschuldig bewegten ahndungsvollen Phantasie, der Empfängerin erhabener Blüthenträume, die nicht mehr kindisch, sondern mit dem ersten ernsten Blick ins Leben sich unbewußt in der Tiefe des Geistes bewegen.

Du findest wohl auch eine Liebe der Bewunderung, mit der der Mann dem ausgebildeten Weibe leidenschaftlich huldigt. Diese aber ist eine gefährliche Leidenschaft, bey der der Mann sich fälschlich unterordnet; deren Zauber bald als Irrthum dastehen wird, wenn man sich näher kommt. Jener gleiche jugendliche Enthusiasmus wird sich hingegen williger nach und nach in die Freundschaft verwandeln, die hier allein das festere sittlich zu erhebende ist.

Du siehst also, ich finde in den Idealen der romanesken Liebe eine feine Zierde unsers geistigen Lebens, allein das wahrhaft ansprechende und herrliche darin ist eine Blüthe des jugendlichen Lebens, welche zu einer edleren Frucht reifen soll für die volle Wohlgestalt des Lebens.

Ich gebe dir daher hier zweyerley zu bedenken. Einmal nemlich die reine und hohe Bedeutung der Liebe ist nicht vom Geschlechtstrieb abhängig, auch ohne ihn wird die leidenschaftliche Liebe im Leben erscheinen. Denke an die Mutterliebe, die Liebe

der Greise gegen Kinder und jene leidenschaftliche Freundschaft bey den Alten, die des Epaminondas heilige Schaar beherrschte, welche Platon als die höchste Schönheit der Seele preißt.

Ferner zum zweyten bedenke, daß aller dieser Schmuck des tiefen und gebildeten Gefühls in leidenschaftlicher schöner Liebe Affekt ist, der nicht besteht. Daher lebt hier der Geist der Gerechtigkeit, die ächte sittliche Kraft der Seele nur in den Idealen der Freundschaft, der wechselseitigen Anhänglichkeit durch Achtung und volles Vertrauen, wo dein Geistesauge klar in das Innerste der Seele deines Freundes blickt. Zu dieser Freundschaft werden wir nur durch die That, durch das Werk des Lebens verbunden; diese Freundschaft fordert gesellschaftliche Begeisterung für gemeinschaftliche Zwecke im Leben. Ihr Wahlspruch ist: Einer für den Andern, beyde für die Idee!

Wer den heiligen Ernst dieser Freundschaft nicht kennt, der kennt auch die geistige Schönheit des Gefühls nicht. Sie soll Mann und Weib, Familie und Kinder verbinden; ja nur in diesem Geist der Freundschaft waltet der Geist Gottes mächtig unter den Völkern.

So wenig, lieber Evagoras, sprachen wir noch von der Freundschaft! sagte ich ihm. Laß sie uns leben, nicht besprechen, antwortete er, schön ists als Leser sich einen Posa denken; groß ists ihn ge-

dichtet zu haben; wäre es aber nicht auch eine Aufgabe, ihn zu leben?

Unsre Unterhaltung war am Ziel und somit am Ende.

Wir kamen nach der Stadt zurück und besuchten den andern Morgen den Krates. Bey ihm sahen wir mehrere seiner Arbeiten, kräftig gemahlt, ein hohes Ideal verrathend, aber mit Härte behandelt und ohne wahre Genialität. Ich lobte die Zeichnung und die Kraft. Er aber lächelte, bedankte sich für Schmeichelworte und Trost und nannte seine Mängel selbst sehr unbefangen und streng. „Glaubt doch nicht," sagte er etwa, „daß ich zum Mahler geboren bin; ich wählte so, weil ich einiges Talent dafür habe, um mir die Freyheit zu sichern und in den Idealen schönerer alter Zeit leben zu dürfen. Wäre es auch nur um den Aufenthalt in Rom. Ihr werdet das fühlen wie ich; kein Ort in Italien, kein Ort in der Welt, wie dieses Rom mit seinen wunderbaren Erinnerungen aus so verschiedener Zeit. So unter den herrlichen Trümmern griechischer schöner Kunst und doppelter untergegangener Weltherrschaft herum zu gehen, ist doch das anziehendste Leben im Traum, wenn man zu träumen verdammt ist."

„Warum denn zum Träumen verdammt?" erwiederte Evagoras.

Krates. Ja schnell würfe ich Pinsel und Palett von mir, zeigte mir jemand den wahren Weg ins Leben selbst!

Evagoras. O der steht unserer Zeit jedem offen!

Krates. Zeige mir ihn! Warum gehst du ihn nicht?

Evagoras. Weißt du ob ich ihn gehe? Werde du Soldat.

Krates. Soldat? In dieser Zeit für die Narreneinbildungen einiger Führer zu morden und brennen und sich dann selbst erschlagen zu lassen! Ja für mein eigen Volk, dann wohl! Aber so im fremden Dienst, das ist abscheulich.

Evagoras. Arminius lernte den Krieg bey den Römern!

Krates. Soll ich Arminius werden?

Evagoras. Wenn auch das nicht, doch einer mit ihm.

Krates. Ich sehe du träumst, träumender als ich! Was hilfts, da würde ich gemeiner Soldat, wünschte und wollte alle Herrlichkeit der Erde in der innern Seele, und in der That mordete und brennte ich unbemerkt, bis auch mich die Kugel träfe.

Evagoras. Ja wohl, in fremdem Dienst als Gemeiner eintreten, ist ein hartes Loos. Aber

sich hier den Fürsten Julius unsers Eugens Bruder. Wenn dieser dir eine Officierstelle schaffte?

Krates. Ja dann, ich wähle nicht lang, schaffe mir die Stelle! Indessen schafftest du mir sie auch und ginge alles gut, schlechte Freude würdet ihr an mir erleben. Ich wäre dem Fürsten ein schlechter Gehülfe! Was ich neulich beym Wein sagte, gilt auch heute bey nüchternem Muthe. Weg mit alle den Thorheiten, dem Tand der Vornehmthuerey! Reiner freyer republikanischer Sinn soll mir allein gelten; allen gleiche Rechte, gleicher Stand; Freyheit und Gleichheit ist die einzig geltende Phantasie, ein kräftig Volk muß sich selbst helfen ohne Führer und Edle, jeder ist der Edle wie in alter Griechenzeit.

Hier fing Evagoras an mit ihm zu streiten. Evagoras sagte ihm etwa: Solche Griechenzeit gab es nie, wird es nie geben. Auch da, wo die Griechen deiner Gleichheit noch am nächsten kamen, hatten sie ja Sklaven. Das war schlimmer als Adel und Gemeine. Wohl aber hast du recht, daß in edlem und kräftigem Gemeingeist das Volk sich selbst gelten, sich selbst helfen muß, wenn geholfen werden soll. Ohne die Gesundheit dieses republikanischen Lebens ist jedes Volk über kurz oder lang an Despotismus und Ehrlosigkeit verloren. Doch diesem ächten republikanischen Geist ist die Abmessung der Stände nicht zuwider, vielmehr sie muß mit

ihm seyn. Fordert es denn nicht eine ganz eigne feine Bildung und Sinnesart, damit einer weise und gut regieren lerne? Unmöglich kannst du denn doch allen im Volk die gleiche Umsicht und Bildung schaffen, darum wirst du einige über die andern erheben müssen, die diese Sorge tragen. Dann muß doch auch der gemeine Haufe Ehrfurcht vor denen bekommen, die ihn führen sollen, so brauchen wir die Auszeichnungen der Edlen.

Krates erwiederte: Du siehst das anders an als ich, so wird mirs ein wenig kraus und gekünstelt. Ich meine, entweder Sklaven oder freye Bengel, das wird das Schicksal der Völker in der Geschichte seyn.

Evagoras erwiederte: Das mag das Schicksal der Völker in der Geschichte oft gewesen seyn. Aber warum wollen wir der Zukunft nichts besseres zutrauen? Giebt uns das Schicksal die Rechten zu Führern, giebt es uns Führer ohne Stolz und falsche Anmassung, die Ruhe mit Kraft verbinden, so wird uns das Bessere kommen. Durch Wunsch und Künste Einzelner wirds freylich nicht gerathen, wenn nicht edler und kräftiger Gemeingeist im Volke lebt; aber auch durch wilde Wuth des Volks wirds nicht gerathen, wenn nicht edle Besonnenheit das öffentliche Wesen leitet, bestehende Formen schonend nicht zerschlagend, umbildend nicht zerstörend. Fände aber irgend ein Volk entflammt vom republika-

nischen Geist und Vaterlandsliebe diese weise Führung, es würde unüberwindlich seyn, würde zum Bessern geleitet.

Krates schwieg allmählig, sie schienen einig. „So schaffe mir dann die Officierstelle,“ schloß er halb zu ihm halb zu mir gewendet. Nun, lieber Eugen, bin ich am Ende, schaffe ihm die Stelle!

Julius an Eugen.

(Aus mehrern Briefen zusammen gezogen.)

Vor der Abreise des Krates zur Armee durchliesen wir nochmals die großen Werke des Alterthums und die Kunstsammlungen. Den letzten Morgen waren wir im Vatican in Bewunderung Raphaelischer Kunst vertieft als Krates uns mit dem Ausruf: er habe sein Ideal gefunden, unter den vielen Fremden auf zwey Frauenzimmer aufmerksam machte, welche ebenfalls die Gemählde betrachteten. Eine ältere Dame von edelm Anstand führte ein aufblühendes Mädchen anscheinend ihre Tochter. Ein Mädchen von schlankem hohem Wuchs, braunen Locken, blauem Auge, deren ernster trüber Blick noch das interessante der edeln Gestalt hob. Ihre Schönheit zog uns von den Gemählden ab ihr nach. Wir setzten sie dadurch in Verlegenheit, sie eilten davon. Zu spät verdroß mich unsre Unbescheidenheit, die sie um die ruhige Betrachtung der Gemählde gebracht hatte. Wir bemühten uns vergebens zu erfahren, wer sie seyen.

Zwey Tage nachher reis'ten auch wir ab nach Neapel, wo der Vesuv wieder zum Ausbruch in

Bewegung war. Die Straße war unsicher, besonders gegen die Grenze hin. Daher bewaffneten wir uns vorsichtig und reis'ten schnell mit Post. Evagoras und ich saßen allein im halbgedeckten Wagen, wir hatten einen Bedienten auf dem Bock. Ich saß rechts. Gegen die Grenze hin kamen wir an einem einzeln stehenden Haus vorbey, gleich dahinter wurden wir von mehrern Menschen angefallen. Einer fiel uns in die Zügel, zwey bedrohten Kutscher und Bedienten mit dem Schuß. Ich ergriff meine Pistolen, warf mich vor und Schuß auf Schuß gegen die beyden. Der eine stürzte, der andere sprang gegen den Graben zurück und fiel gleichfalls. Evagoras vorsichtiger als ich hielt hinter meinem Rücken Hut, ob wir nicht auch angegriffen würden, und in der That ein Reiter von hinten ansprengend hielt auf mich. Evagoras aber kam ihm mit dem Schuß zuvor. Im Augenblick wurde er selbst von der andern Seite angegriffen, ich hieb mit dem Säbel dazwischen, doch traf der Schuß den Evagoras in den Oberarm. Die Angst ließ Kutscher und Bediente in die Pferde schlagen, so daß diese den erschreckten vordersten Menschen nieder warfen und in vollem Lauf davon gingen. Das war vielleicht die Geschichte einer Minute. Die Räuber waren auf so zuvorkommenden Empfang nicht gefaßt und ließen von uns ab. Die Wunde des Evagoras war nur durch das Fleisch des Ober-

arms gegangen, sie blutete sehr; wir verbanden sie im Fahren, so gut es ging.

Das war aber nur der Anfang unsrer Abenteuer. Nicht weit davon fuhren wir bergab am Walde hin. Als wir an das Ende des Waldes kamen, fiel ein Schuß und im Augenblick erblickten wir nahe vor uns einen Wagen, den Räuber anhielten, Weiber riefen um Hülfe. Ein Reiter hielt gewaltsam vor sich ein Mädchen auf dem Pferde und sprengte, als er uns erblickte, seitab ins Feld. Wir erkannten leicht einen Versuch zu gewaltsamer Entführung. Ich hatte noch ein gezogenes Jagdgewehr vor mir stehen. Augenblicklich sprang ich damit aus dem Wagen hielt auf die Hinterbeine des Pferdes und traf so glücklich, daß das Pferd nach hinten zusammen sank und seitwärts überschlug. Damit kam das Mädchen frey auf die Füße zu stehen, der Reiter hingegen unter das Pferd zu liegen. Er schien bedeutend beschädigt. Ich empfing das Mädchen auf den Arm, führte sie an den Wagen zurück, wo Evagoras und der Bediente die andern Räuber in Respekt erhielten. So wie die Menschen mich erblickten, flohen sie ihrem Herrn nach, ich erkannte unter ihnen einen aus D—s Dienerschaft und der Hergang der Geschichte war mir klar.

Nun denke dir meine Ueberraschung als ich zur Besinnung kam, hier jene Fremden aus dem Vati-

can wieder zu erkennen. Wir hielten im nächsten Städtchen an, um unsern bleichen Evagoras vorläufig verbinden zu lassen. Mich kränkte ihn so für mich verwundet zu sehen, doch er versteht sich etwas darauf und fand die Wunde unbedenklich. Die erschreckten Damen, deren Bekanntschaft wir auf eine so interessante Weise gemacht hatten, warteten der Sicherheit wegen auch auf uns, wir erfuhren, daß sie Amerikanerinnen sind, die sich bey dem * * Gesandten in Neapel aufhalten. Die Tochter heißt Cäcilie. Die Mutter bereute sehr ihr Wagstück, diese Reise nach Rom ohne männliche Begleitung unternommen zu haben.

Abends spät kamen wir nach Neapel. Ich schrieb an D. mit Bitterkeit über diese Schandthat, zu der ihn seine Ausgelassenheit schon verleitet habe. Er antwortete nicht, aber er verließ Rom. Ich besuchte die Damen und fand sie auch in Gesellschaften wieder. Ein Ausdruck tiefer Trauer über ihrem ganzen Wesen gab der Herzlichkeit, mit der sie mich im Gefühl des Dankes aufnahmen, noch mehr Bedeutung. Ihre Gesellschaft zog mich sehr an; doch ich will sie dir nicht schildern, ich will nur erzählen.

Die Heilung von Evagoras Wunde hatte guten Verlauf, so daß wir bald den Vesuv zu besuchen im Stande waren. Wir ritten in wunderherrlichem Herbstwetter nach dem Vesuv hinaus. Eine min-

der zusammenhängende phantasirende Unterhaltung bewegte sich zwischen uns, die uns immer wieder auf unser Abenteuer zurück brachte. Mir war sonderbar wohl mit dem lieblichen Bild des Mädchens vor der Seele und in der herrlichen Gegend. Ueberall trafen wir Reisende, welche auch dem Berg, der anfing Feuer zu werfen, näher kommen wollten. So blieben wir in zahlreicher Gesellschaft bis zum Eremiten. Da aber schon heftige Ausbrüche erfolgt waren, traute sich von dort aus, der Gefahr wegen, niemand aufwärts; wir fanden selbst keinen Führer. Doch gingen wir weiter. Zuletzt stiegen wir mühsam über lose Steine und zum Theil noch heiße Asche hinauf. So klimmten wir eine Höhe des alten Kraters hinan, und nun, als wir auf die Höhe traten, stand plötzlich mit fürchterlicher Gewalt aus dem Schlunde hervorbrechend die Feuersäule nahe vor uns. Der Wind hielt Feuer und Dampf abwärts; aber hätte er sich wenig gewendet, so waren wir verloren.

Da schlossen wir uns gewaltig erschüttert in die Arme: befreye dein Vaterland! rief mir Evagoras tief in die Seele und schnell eilten wir wieder abwärts.

Auf dem Rückweg sagte mir Evagoras: „wir sind vorbereitet fürs Leben, laß uns scheiden; jeder gehe an sein Werk.“

Ich antwortete: mir ist klar, was ich zu thun habe, ich gehe zur Armee. Willst du nicht auch mit mir?

Er erwiederte: du weißt wie sehr ich mit deinem Entschluß einverstanden bin. Mein Mitgehen würde wenig helfen. Du wirst meinen Entschluß sonderbar finden, aber laß mich immerhin gewähren. Ich mache mein gelehrtes Treiben zur Nebensache und werde Kaufmann. Geld will ich haben. Ich finde gute Gelegenheit vortheilhafte und große Geschäfte einzuleiten, wenn ich nur Geld erhalte und das wirst du mir leihen."

Ich konnte ihm nicht verbergen, daß ich an dem Plan wenig Geschmack fände. Er erwiederte: „wir könnten von Träumen für die Zukunft uns unterhalten mannigfaltig. Wenn ihr die Führer unsers Volks würdet durch Noth und Tod; brauchtet ihr dann nicht auch vor allem den zuverlässigen Kaufmann euch zur Seite? Doch das wird schwindlicher Traum; ich will dir es einfacher geben. Selbstständigkeit ziemt dem Mann. Die will ich dir gern danken; aber ich will nicht als Schmarozerpflanze auf deinem Stamme haften. Sey dieß das erste Werk unsrer Freundschaft, daß du mir, meiner Geschicklichkeit und meinem Glück bedeutende Kapitale vertraust, damit bereite ich mir meinen eignen Grund und Boden und stifte mir eine Familie."

So haben wir denn beschlossen, daß es seyn sollte. Besorge du ihm das Geld; du wirst ihn kennen lernen und wirst es ihm gern vertrauen.

Wir wollten dem gemäß schnell nach Rom zurück, von wo Evagoras seine Heimreise anzutreten hatte. In Neapel erfuhr ich aber, daß unsre Amerikanerin in einer großen Gesellschaft beleidigt worden sey. Ohne mich weiter zu bedenken ließ ich gleich den Beleidiger fordern. Evagoras schien darüber betroffen: „du hast dich schnell zum Vertheidiger Cäciliens gestellt!“ sagte er mir. Seine Einrede traf mich, ich fühlte lebhaft, daß mich nicht bloß mein Ehrgefühl zu diesem Schritte bestimmt hatte. „Hast du etwas dagegen?“ fragte ich. „O nein, erwiederte er, den Frauen bereitest du damit Verlegenheit; aber wie ihr nun einmal diese geselligen Albernheiten beurtheilt, so ist dies doch besser, als wenn nichts für sie geschähe.“

Wir trafen uns; Evagoras secundirte mir, ich erreichte meinen Zweck, indem ich meinem Gegner einen guten Hieb über den Arm gab.

Gleich darauf reiste ich mit Evagoras nach Rom. Dort schieden wir von einander. Als er mich verlassen hatte, ging ich wieder nach Neapel zurück. Ich besuchte gleich meine Amerikanerinnen, die jetzt ein Landhaus bewohnten, in dem man über Gärten die Aussicht auf den Meerbusen hat, den

Vesuv im Hintergrund. Es ist eine herrliche Wohnung.

Ich muß gestehen, daß ich heimlich wünschte, meine glückliche Ehrenrettung gefeiert zu sehen. Die Mutter kam mir mit der gleichen Herzlichkeit und Rührung entgegen, die ihr die Erinnerung meiner ersten Hülfe gab. Der Zweykampf wurde hingegen gleichgültig besprochen; sie dankte mir für meine Theilnahme, bemerkte aber auch bald, daß das Aufsehen, welches sie erregt hätte, jetzt wieder eine Aufmerksamkeit in den Gesellschaften auf ihre Tochter zöge, die ihr peinlich würde.

Den Abend war ich eine Weile mit Cäcilien allein auf dem Balkon ihres Saals. Der Vesuv warf wieder Feuer; die rothe Feuersäule stand uns gerade gegenüber und mahlte sich spiegelnd über der Meeresfläche. Ich fragte Cäcilien: „deine Mutter scheint es ungern gesehen zu haben, daß ich mich in deine Ehrensache einmengte?" — „Wie wollte sie," antwortete Cäcilie in ihrer edeln Sprache, „wir müssen es dir ja sehr danken, aber verzeihe, wenn ich die Kleinigkeiten nicht wichtig nehmen kann. Ich habe erst durch deine Herausforderung erfahren, daß ich beleidigt worden sey. Einige Freundinnen fanden es sehr wichtig und gefährlich, daß du dich für mich schlagen wolltest. Ich muß dir dagegen gestehen, daß es mich wenig zu fürchten gemacht hat; am meisten freute michs nachher zu

hören, daß du dem Andern keine gefährliche Wunde beygebracht hast. Es hätte dir doch leid seyn müssen, um einer solchen Ursach willen, dem Menschen auf Zeit Lebens Schaden zu thun."

Ich war in einiger Verlegenheit und wußte nicht recht zu antworten, wir schwiegen einen Augenblick, dann fuhr sie bewegt fort: „O die Kleinigkeiten. Ich habe im kurzen Leben zwey wichtige Tage erlebt, den zweyten kennst du, der erste war der Todestag meines Vaters. Der Vater war im Dienst zur See, er befehligte eine Fregatte. Dies Jahr hatte er eine Kauffartheyflotte zu schützen, die nach Europa segelte. Er wollte schon früher uns nach Europa bringen und nahm uns mit. Wir waren unsrer Bestimmung glücklich nahe gekommen, als wir auf überlegene feindliche Macht stießen. Wir konnten nicht ausweichen, mein Vater griff an, auch ging im heißen Kampfe alles gut bis die Nacht uns trennte. Den andern Morgen trafen wir wieder zusammen. Es war schrecklich, wie wir in die Cajüte eingeschlossen so ganz duldend das kommende Schicksal erwarten mußten. Um 9 Uhr öffnete man die Cajüte, meinen Vater brachten die Leute sterbend herein, die Splittern einer zerschmetterten Segelstange hatten ihn gräßlich verwundet. Die Mutter sank ohnmächtig nieder; mich erschütterte der Anblick anders, ich faßte neben ihr den sterbenden Vater in die Arme. „Wars nicht recht," sag=

te er freundlich, „daß ich euch mitnahm, so seyd ihr doch im Tode noch bey mir.“ Ich sah ihm ins brechende Auge; indem trat der zweyte Lieutenant sein nächster Freund herein: „Capitän, die Feinde streichen!“ rief er ihm zu. Mein Vater winkte, daß er ihn verstehe, und der Athem verließ ihn.“ Feyerlich trat Cäcilie zurück, da stand das Mädchen glänzend im rothen wiederstrahlenden Licht des flammenden Berges, sie sagte mir: „Nicht wahr, im Sieg untergehen ist das Erhabenste im Menschenleben!“ Sie war sehr erschüttert; wir schwiegen. „Wollen wir nicht wieder hinein treten, Herr Graf,“ fuhr sie fort. Ich antwortete bewegt: „Nenne mich Julius!“ — Sie faßte schweigend meine Hand und führte mich zu ihrer Mutter. „Ich sehe dirs an Cäcilie, du hast von des Vaters Tode gesprochen,“ redete sie die Mutter an, als wir eintraten.

Jetzt wirst du mich verstehen, lieber Eugen, ich reiche dir die Hand.

* * *

Von alle den Briefen, welche diese Nachricht zwisch en Julius und seiner Familie zur Folge hatte, theilen wir nur weniges im Folgenden mit.

Eugen an Julius.

Deinen Evagoras kenne ich nun und ich muß dir ihn loben. Er hat seine Geschäfte groß angefangen, ich verspreche mir viel Gutes davon. Er sagte mir, wenn er die ersten Spekulationen glücklich beendigt und dann eignes Geld zu wagen habe, wolle er vorzüglich bedacht seyn, unsre jetzt so unglücklichen Manufakturen für das Ausland in solche für das Inland umzuschaffen, um uns dadurch neben dem sichern Vertrieb Einfuhren fremder Waaren zu ersparen. Er machte mich auf einige Verhältnisse aufmerksam, die mir so gefielen, daß ich ihm gleich erwiederte: das möge er immer auch auf unser Geld wagen. Er hat es nicht abgelehnt.

Glaube auch nicht, daß ich eurer Philosophie so feind bin, wenigstens haben wir gute Berührungspunkte zusammen. Da ist viel und wichtiges zu nennen. Des Evagoras Spott über unser geschmackloses Vornehmthun und bedeutungsloses Verschwenden brachte mir einen alten Gedanken wieder lebhaft vor die Seele und ich habe schnell zugegriffen. Besonders in der jetzigen Zeit, wo wir von fremder Gewalt so viel leiden, wäre es doch

eine herrliche Sache, wenn wir diesen eiteln Tand von uns thäten und besonnener unsre Kräfte für das Volk verwendeten. Wie gesagt, ich habe schnell zugegriffen; Bedienung, Ställe, Häuser sind gewaltig reducirt und wir befinden uns in der That viel wohler dabey. Klarissa machte mir anfangs die Einwendung, daß es hart sey, die Leute so schnell des Dienstes zu entlassen. Allein das gab sich ganz anders. Es ist ein Glück für die Leute aus der bequemen Faullenzerey heraus getrieben zu werden und dann ließ sich so mancher hier und dort nützlich anstellen. Die meisten habe ich mit der Frage entlassen, ob sie nicht einen Wunsch hätten, zu heyrathen und ein eignes Geschäft anzufangen; da hatte fast jeder seinen Plan, gab ich ihnen dann dazu einiges Geld mit, so fanden sie sich sehr glücklich.

Stelle dir vor, der Onkel hat nun auch seine Scheidemauer im großen Garten wegbrechen lassen, um ihn ganz dem Volk zu öffnen. Als ich voriges Jahr die Mauer an unserm Theil wegnehmen und ihn zum öffentlichen Spaziergang machen ließ, wollte er gar nicht einstimmen; dieß Frühjahr aber hörte er einmal zu, wie ein junger Bursch dem andern Vorwürfe darüber machte, daß er uns Blumen abbräche, da gefiel ihm die gute Meinung so, daß er jetzt zu Amaliens größter Freude seinen Garten mit dem unsrigen ganz vereinigt hat.

Die allgemeine Stimmung, durch die Unterdrückung herbeygeführt, hat die Gemüther für diese unsre Ansicht empfänglich gemacht; mehrere ahmen mir nach und jetzt verlangt eine Zahl reicher junger Leute einen Bund der Vaterlandsfreunde zu stiften, wenn ich mit beytreten wollte. Ich erbot mich für dich und mich, machte aber zur Bedingung, um ihren Ernst auf die Probe zu stellen, daß wir uns die Gewalt zu besserer Ordnung unsrer Hospitaleinrichtungen schaffen sollten, indem wir sie reicher dotiren. Der Bund ist geschlossen. Als ich dies letzte dem Evagoras erzählte, verwandelte sich seine ganze Miene; ich sahe ihn in einer Begeisterung, daß ich hätte meinen mögen, der Genius der Hoffnung zeige mir die Freyheit unsers Vaterlandes.

Mit dem allen wollte ich dich überraschen, wenn du heimkehrtest. Nun kommst du aber wohl nicht so bald, so muß ich dir wenigstens die Andeutung geben.

Doch liegen mir heute ganz andere Dinge auf dem Herzen. Deine letzten Briefe mußten bey uns großen Eindruck machen. Zweyerley beunruhigt dabey meine Klarissa in innerster Seele; sie wollte dir deswegen selbst schreiben, aber mir schien es besser, ich thue es zuerst. Das gab sie denn zu auf das Versprechen, daß ich dir beydes recht nahe legen wolle.

So fange ich denn mit dem leichteren an, mit deinem Entschluß zur Armee zu gehen. Mit Thränen erinnert sie mich, wie ich auf den Tod verwundet zu euch zurückgebracht worden sey; wie ja das nur ganz besonderes Glück sey, daß meine Heilung so vollständig gelang. Warum, sagte sie dir, willst du mit deinem reinen schönen freudigen Leben nicht hier friedlich, kräftig wirken, da du es kannst? Warum an diesem gräßlichen Werk des Mordes freiwilligen Antheil nehmen? Ist es nicht heilige Pflicht dies reine Leben mit seiner Sicherheit vorzuziehen? Kannst du hier nicht helfen, fördern mehr und sichrer als dort?

Ja sie sieht wohl unsern goldnen Traum der bessern zu bringenden Zeit, warnt aber dagegen mit dem gewagten, dem unsichern. Mord und Verderben könnt ihr leicht anregen, aber wer verspricht euch ein glückliches Ende? Mit dem letzten hat sie nicht ganz Unrecht; die Zeiten sind schlimm! Aber wem lebt nicht die Hoffnung? Thue, was dir zu thun ist! Amalie sagt freundlich, laßt doch die Männer Männerwerk wählen und uns froh seyn, daß wir keine Blutschuld zu tragen bekommen.

Amalie sagt das, Amalie! Sie trifft das zweyte schwerere, welches Klarissa dir zuruft. Deine letzten Briefe nennen Amalien nicht einmal und doch wie schwer, wie tief müssen sie sie treffen. Meine arme Amalie! hat mir heftig weinend Kla-

rissa schon oft geklagt sage es ihr nur noch nicht; laß uns doch erst mit ihm reden! — So blieb es denn auch bis jetzt! Und nun, wie soll ich denn eigentlich mit dir reden? Mir, guter Julius, hat dein letzter Brief einen alten schönen Lieblingstraum zerstört. Wars denn aber nur ein Traum?

Klarissa behauptet mit Heftigkeit, du seyest an Amalien gebunden, sie kenne Amaliens Herz. Das hat sie freylich mir gesagt — nicht dir. Aber, Julius, ich habe dich nicht mit Umschweifen zu behandeln! Denke an das freundliche Leben eurer Jugend! Willst du diese sichre unantastbare zarte Freundschaft wagen an ein immer unsichres neues Verhältniß? Doch was zeige ich dir deinen Vortheil. Denke doch nur an Amalien, denke an uns; dieses so schön heranwachsende Familienleben, warum willst du es stören? Denke an Amalien! Habt ihr nicht stillschweigend den Bund der Treue lang geschlossen gegenseitig gewöhnt eins zum andern in Theilnahme und Mittheilung. Amaliens Liebe hast du ihr entwendet, — Hast du ihr nicht das Recht gegeben, dir zu trauen, sich dir hinzugeben? Amalie ist verlassen, sagt mir Klarissa, auf immer verlassen, allein mit nie schwindendem Schmerz wenn Julius sie verläßt.

Das alles bedenke wohl!

Julius an Evagoras.

Hier, lieber Evagoras, entscheide du über mich! Ich habe in der eignen Sache kein festes Urtheil, bin wenigstens glücklich, dich zu besitzen, in dessen Hand ich sie legen kann. Du hast es ja kommen sehen und lächelnd beobachtet, wie ich hier in die Blüthenfülle der Jugendträume eingeführt wurde. Nun hat mich Eugen aus den schönsten Phantasieen des jugendlichen Lebens aufgeschreckt mit Warnungen und Vorwürfen.

Du kennst jetzt unsre Familie, kennst Amalien, dies reine, zarte, ruhige Gemüth. Kindlich vertraut lebten wir von Jugend auf zusammen wie Bruder und Schwester. Ich schied mit voller Unbefangenheit von ihr, nun aber siehst du hier aus Eugens Brief und kannst es zu Hause noch besser finden, wie man dort mein Verhältniß zu Amalien deutet. Wie es bey mir gekommen ist, wie ich mit Cäcilien stehe, weißt du. Was ist mir nun zu thun das beste? Meine Hand ist frey, ich habe nichts versprochen.

Soll ich bey meiner Familie halten? Meine Bekanntschaft mit Cäcilien würde dann bald als ein

schöner Traum in den Hintergrund der Erinnrung treten, — sie wohl auch mich nur in freundlichem Andenken behalten.

Gern könnte ich mich mit dieser herrlichen Amalie verbinden, ja hätte ich mich nicht so mit Cäcilien getroffen — jetzt muß ich mir sagen, das hätte ich wohl gethan. Früher aber, wie es geht mit solcher jugendlichen Angewöhnung, nie sahe ich mein Verhältniß zu Amalien auf diese Weise an; treues Zutrauen eingewöhnt im reinsten freundlichsten Familienleben gab mir keine andern Gefühle — und doch wie sehr muß ich ihnen recht geben, daß sie eine andere Bedeutung darin fanden. Ich habe unwissend Amalien getäuscht.

Soll ich das wieder gut machen? Kann ich es? Amalie wird ja doch meine Hand nicht nehmen, wenn ich ihr von Cäcilien erzähle — und unlauter bleibt mein Verhältniß mit ihr, wenn ich ihr das nicht sage und ihr doch die Hand reiche.

Und dann dies schöne mir so schuldlos gewordene Leben im Umgang mit Cäcilien — soll ich es nicht behaupten? Ziemt mir nicht dies allein? Was hat denn die Erde Herrlicheres? Sprich du mir darüber dein Gefühl und deine Meinung aus.

Evagoras an Julius.

Es gilt zwischen uns jene feinere Unterhaltung im Gefühl und mit dem Gefühl, welche von der weiblichen Bildung ausgehend in unsern edlern gesellschaftlichen Kreisen so hoch gehalten wird. Die ersten Triebfedern dieser Unterhaltung sind Scherz und Ernst der Herzlichkeit, die zweyte ist die Ostentation. Zeigen will man sich, daß man in diesen Dingen geistiger Schönheit etwas vermöge in gesellschaftlicher Künstlerey, oder daß man die feine geistige Bildung selbst in sich trage in der Sucht zu gefallen, wohl gar angebetet zu werden.

Im Dienste dieser Unterhaltung stehen manche Formen der Dichtung hier für den Scherz dort für die Herzlichkeit. Witz, Satyre, alles Komische dienen freyem Scherz; dem steht entgegen das sentimentale, alles rührende, welches dem innern Ernst der Herzlichkeit, der Liebe und Freundschaft endlich der Begeisterung gehört. Zwischen beyde stellt sich mit halbkrankhafter Stimmung beyde vereinigend gleichsam die geniale Hypochondrie, das launichte, das Bittersüß humoristischer Gefühle, dieser Ernst

im Gefühl verbunden mit dem Spott über sich selbst.

Mit heiterm Scherz ist jedermann zu unterhalten und bey der Unterhaltung ist jedem wohl, aber es fehlt dieser Unterhaltung die tiefere Bedeutung, welche nur der Ernst der Herzlichkeit und der vertraulichen Mittheilung gewähren kann. Man bleibt im Scherz getrennt sich gegen über stehen, erst die innige Vereinigung im Gefühl gewährt jene Herzlichkeit, die sich am Rührenden und in Begeisterung fühlen läßt.

Für diesen Ernst gefühlvoller Unterhaltung treten aber die Gefühlsstimmungen mannigfaltig auseinander, — das gilt dem einen so, dem andern anders. Leicht wird dir bey fremden Gefühlsstimmungen widerwärtig zu Sinn, dein Geschmack wird von ihnen zurück gestoßen. Ja es giebt hier wohl ein Ideal klassischer Reinheit; für die Dichtung eine Schönheit und Erhabenheit, welche sich jedem Tadel entzieht. Sie erscheint uns bey Homer, Sophokles und Pindar oder in deutscher Dichtung am ausgezeichnetsten in einzelnen gelungenen Darstellungen von Göthe und Schiller. — Aber das Gefühl der meisten wird zu diesem noch etwas anders fordern. Warum weicht die Kunst von ihren gewonnenen reinen Idealen immer wieder ins weiche, zerflossene, in die Verwirrung bunt durch einander gedrängter bedeutungsloser Gestalten aus? Doch

wohl weil diese klassische Schönheit ungeachtet der Klarheit des Gemähldes und der erhabenen Begeisterung in ihr, manchem Einzelnen die volle Lebenswärme des innigsten Gefühls nicht hat, welche ihm nur bey einer nähern Berührung mit seiner individuellen Gefühlsstimmung, gerade mit seinem Geschmack für Reiz und Rührung angeregt werden kann. Dieser Geschmack des Einzelnen erkennt aber keine feste Regel.

Und so kommt es, daß viele diese Rührung und Begeisterung in der geselligen Unterhaltung nicht angesprochen wissen wollen; sie soll wenigstens den engst geschlossenen Kreisen bleiben. In denen nun wird sie sehr hoch gehalten, wo man sie recht kennt, denn gerade dieser Herzlichkeit gehört eine gewisse Feinheit der Ausbildung für die sittliche Stimmung zu Vertrauen, Mittheilung und Theilnahme. Wo giebt sich sonst im Leben wie hier recht ernstlich die Innigkeit der guten Meinung, des ehrlichen guten Willens gegen den Andern zu erkennen?

Diese Feinheit der Ausbildung meine ich nun eigentlich hier. Damit, darin lebt euer weibliches Gemüth. Auch ist viel löbliches darin, doch ich — ich mag nicht zu nahe hinzu treten, mich halten zwey Dinge zurück — Verzärtelung und Unlauterkeit.

Sollen wir nemlich die rechte lebendige tagtägliche Unterhaltung mit diesen Gefühlsstimmun-

gen haben, so gehört dazu so viel kleine selbstgeschaffene Noth, so viel wunderliches Wichtigthun um unbedeutenden Kram, daß man wenigstens gleich sagen muß: laßt es den Weibern, was gehts Männer an, die klar sehen und durchgreifen sollen. Aber selbst für die Weiber, wie schwer hält es diese Unterhaltung dem reinen Geschmack zu bewahren, ohne Verzärtelung, ohne einseitige krankhafte Spannungen der Phantasie, die wie Nervenzufälle aussehen und Krampfanfälle befürchten lassen. Die Verzweiflung über dieses Mißverhältniß treibt dann auch eigentlich zum Bittersüß humoristischer Einfälle.

Doch das schlimmere ist die Unlauterkeit oder wenigstens der Verdacht derselben, so wie die Ostentation sie bringt. Denn ach wie lächerlich leicht ists den Gefühlvollen zu machen, wir haben ja alle Romane voll Recepte dazu. Da stehen dann immer das Herz mit seinem Ernst und die Gaukeley der Phantasie gegen einander, — dann rathe einmal, wen von beyden du siehst und hörst! Auch in guten Verhältnissen ist im Grunde der wahre Ernst inniger Mittheilung und Theilnahme nur ein kleines Stück am Geschäft. Mit Phantasie und Poeterey sich zieren, sich geltend machen mit Bildung des Gefühls und für schöne Kunst, mit dem Tragiren der eignen Empfindungen und Gefühle das ist am Ende die Hauptsache. Da gebe ich keinen Pfifferling da-

für. Meine Antwort ist: bleib zu Haus mit deiner Weisheit, das weiß ich alles schon lang! — Dann thun die Leute wunder groß mit ihrer Lieb und Freundschaft und wagt am Ende im Ernst keiner den kleinen Finger für den Andern.

Das Ganze gehört jener krankhaften Lebensansicht, die gern hinter dem warmen Ofen von Sonnenaufgang und Untergang liest, beym Zusehen aber den Schnupfen bekommt. Neulich begegneten mir die schön geputzten Kinder, die zur ersten Communion gezogen waren. Mitten in der Blüthenfülle des Gartens freuten sich die Mädchen mehr über die seidenen Röschen in ihren Haaren als über den lebendigen Schmuck des Gartens. So stehts auch mit diesem hier. Ich aber meine: uns sollte das frische gesunde Leben gelten mit seiner heitern Luft über alle beklommne Stubenluft und deren Parfümerie.

Doch wohin verirre ich mich im heiligen Eifer! Ich wollte ja nicht diese Extreme tadeln, ich wollte grade der feinern Gefühlsbildung ihre Mängel nennen.

Du wirst es finden, man kann darin keiner rechten Lauterkeit kommen, wenn nicht Leidenschaft dabey ist. Es rührt dieses Gefühl im Menschen so oft ans innerste Heiligthum des Geistes; nur Symbole himmlischer Sehnsucht wollen wir darin. Was dann eben so wichtig im Herzen war, so himmlisch

hoch stand vor der Phantasie — wie klein wird es meist, wenn es sich ausgesprochen hat zur That. Eben das ist der Mißbrauch: diese Gefühlsstimmungen, die sich selbst im hohen Ernst auf Leben und Tod gelten, in den kleinlichern Lebensverhältnissen zeigen zu wollen oder sie gar zum Spielzeug der Unterhaltung zu brauchen. Daher dann das Wichtigthun mit Kleinigkeiten und die Unlauterkeit der Ostentation.

Du wirst mich verstehen. Ihr pflegt in eurer Familie auch eine solche feine Gefühlsbildung mit ihrem Austausch der Empfindungen in Mittheilung und Theilnahme. Ich lobe euch drum, ihr seyd dabey so lauter als es eben gehen mag. Doch stelle ich meinen guten Rath mit der Unlauterkeit darin in Gegensatz. Die Fürstin wenigstens wird mir nicht recht geben.

Die Sache zwischen dir und Amalien ist mir rein entschieden! Unbefangen und ohne Schuld hast du dich an Cäcilien angeschlossen, bist du nicht an sie gebunden? Und du liebst sie. Amalien bist du nicht verantwortlich, sie wird Cäcilien nicht verdrängen mögen, und wie ich Amalien kenne, wie wollte sie deine Hand dem Mitleid danken? Die Gräfin aber wird doch Amalien schonen, weich und bedauerlich darum herum thun, ihr endlich die Wahrheit zuweinen wollen, wiewohl Amalie selbst lang fühlt, wie die Sache stehe.

Laß du die gesunde Kraft des jugendlichen Lebens gelten; tritt offen, treu und fromm selbst vor Amalien hin und sage ihr gerade Aug' in Auge, wie du fühlst. Das ist gegen eure Gefühlsceremonien — aber nur, weil die nicht ehrlich, nämlich nicht so ganz im tiefsten Herzensgrunde ehrlich sind. Du aber hast ein gut Gewissen, so gieb dich hin. Das mache ich dir zur Probe; schreibe Amalien selbst klar wie du es meinst. Kannst du das, so bist du gerechtfertigt. Indessen ihr habt Gewöhnungen von Jugend auf an ein ängstliches Einhürden in Familienart und Weise, kannst du davon nicht loskommen, so habe ich nichts gesagt: allein du wirst dir dann nie klar werden.

Das ist meine Meinung! Doch entscheide endlich wie du willst — du hast die Wahl. Aber entscheide bald und denke an dein entehrtes Vaterland — da hast du keine Wahl.

* * *

Julius wandte sich an Amalien selbst und begleitete den Brief mit wenig Worten an Eugen, in denen er sich auf Evagoras berief und schloß: Sobald ich eure Antwort habe, entscheide ich hier, und der letzten Worte des Evagoras eingedenk, gehe ich dann zur Armee.

Hier ist sein Brief an Amalien.

Amalie, geliebte Schwester! Freundlich und fröhlich lebten wir zusammen von Jugend auf,

schlossen uns enger und enger an einander mit gleichem Gefühl gleicher Lebensansicht, gleicher Begeisterung für großes und schönes, ja mit so gleicher Stimmung für ähnliche Lieblingsneigungen in Vertrauen und Mittheilung. That ich darin unrecht? habe ich dich darin betrogen? Wenn ich dir auf der Flöte phantasirte, du mir dagegen sangst, du mir schmeicheltest, mir meine Heldenphantasien weissagend vorzugaukeln, ich dich dann wieder schwärmerisch reisen ließ nach deiner Phantasie zu jenen blühenden Wäldern mit ihrem bunten Gefieder oder zur nachtlos umkreisenden Sonne ohne Auf- und Untergang — war ich da falsch, war ich Betrüger? Du weißts Amalie in deinem reinen Herzen — ich war das nicht! Und bin ich dem untreu geworden, konnte ich dem untreu werden, was ich damals war, dir war! — Schwester Amalie — du weißt, das konnte ich nicht, kann ich nicht!

Und dennoch bist du durch mich hintergangen! Diese unbesonnene kindlich dreiste Bruderliebe, ihr habt sie anders verstanden, du hast sie anders empfunden. Wie sehr wart ihr, warst du dazu berechtigt!

Mich aber führten meine Sterne anders. Ich fand, du weißt ja wie, Cäcilien und mußte sie lieben! Lieben, mit diesem andern Zauber der Begeisterung, mit dem vielleicht der Mensch ach nur das f r e m d e Leben faßt!

Mich störte in alle dem nie der Gedanke an Amalien. Nun ruft deine Schwester mich aus dem Traum: du bist an Amalien gebunden oder du hintergehst sie! Die treue Klarissa hat nicht ihre Wünsche, sie hat gewiß deines Herzens Meinung genannt. So also hast du diesen Ernst des Herzens unter kindlich frohem Sinn unbefangen geborgen, und ich erkannte dich nicht!

Ich muß betroffen Klarissa's Vorwürfe hören, und doch treffen sie mich nicht! Du, du allein sollst richten über mich, über meine Schuld; — und ich weiß es, du hast schon für mich entschieden!

O es muß alles bleiben zwischen uns wie es war! Ich lobe dir die Freundschaft nicht, sie lebt mir in dir. Aber Amalie offen und klar muß alles seyn, zwischen mir und dir, alles!

Liebe Amalie! Wenn du einmal ruhiger die Freundschaft unsers Lebens fassest, wird nicht dann auch dir erst diese Begeisterung erscheinen?

Amalie an Julius.

Mir war es gar eigen, lieber Julius, als ich deinen Brief las. Neues sagte er mir nicht; ich wußte das ja von Eugen und daß Klarissa's Gegenrede nicht tauge; siehst du, das wußte deine Amalie wohl! Aber doch dieser uns ungewohnte Ton klarer, harter, herber Wahrheit! Ich legte den Brief hin und verstand ihn nicht. Abends kam Evagoras. Er fragte: „Ihr habt Briefe von Julius.“ Man antwortete verlegen: Ja! „Amalie wird auch einen haben,“ fragte er weiter und sein großer, ruhiger, doch so lebendiger Blick ruhte auf mir. Das auf einmal bewegte mich ganz anders. Ich stand auf, entfernte mich und las deinen Brief wieder. Lieber Julius, ich habe sehr geweint, das will ich dir sagen. Aber du herrlicher Julius! schöne, reine Seele, du mußtest so vor mich treten! Ach wärst du nur da, ich scheute deinen Blick nicht, wie du nicht meinen. Mir ist traurig wohl!

Lieber Julius! zum Abschied nennst du mir leise Wünsche für die Zukunft, die werden mir nicht gelten! Dein starker Männersinn versteht die

Zartheit des Gefühls im Mädchenherzen nicht. Ich will deine Kraft nicht Härte schelten — aber mir bleibt das Heiligthum meiner Gefühle! Ich habe dich, ich behalte dich! Ich will dich neu finden in deiner Cäcilie!

* * *

Sobald Julius die Sache in seiner Familie entschieden wußte, bot er Cäcilien seine Hand. Sie reiste mit ihrer Mutter zu Eugen; Julius ging zur Armee.

Amalie an Julius.

Cäcilie ist bey uns. Ich habe, lieber Julius, meinen Triumph gefeiert. Immer habe ich für sie gegen Klarissa gestritten; so wie ich sie sah, war ich meines Sieges gewiß, des augenblicklichen selbst über Klarissa. Ich hatte mir es ausbedungen, daß Cäcilie mit ihrer Mutter bey mir in des Onkels Landhaus wohnen sollte. Da habe ich mir Mühe gegeben, ihr alles freundlich einzurichten. Besonders in der Orangerie, die dies Jahr sehr gewonnen hat, suchte ich ihr die Blumen ihres Landes und ihre schönen Vögel zu sammeln. Damit habe ich denn auch rechte Ehre eingelegt. Mittags kamen sie bey uns an, Abends brachte ich sie zu Eugen, wo wir die Nacht blieben. Ich sah es im ersten Augenblick, wie es gerieth. Wir waren fast ungeduldig sie wieder entfernt zu sehen, um ihre Privilegien in unser Familienrecht einzutragen. So wie wir wieder allein waren, fragte Eugen zuerst: Nun Klarissa, was gilt jetzt des Julius Wahl? — Klarissa sprang heftig auf: „Sie ist ein Engel!“ rief sie, „ich mache ihr hiermit die feyerliche Ehrenerklärung.“ Wir sprachen viel zu ihrem

Lobe. Der Onkel nimmt sie für eine Engländerin, was bey seiner Vorliebe für die Engländer wohl das größte Lob ist, das er ihr geben kann.

Nun sind wir schon länger zusammen gewesen. Ich, lieber Julius, ich lebe ganz in ihr. So fremd ihre Gefühlsstimmung, ihre innere Bildung der unsern und doch so klar, so verständlich, so durch und durch ergreifend liebenswürdig einem jeden. Diese Klarheit, dieser Glanz der Liebenswürdigkeit! Wie soll ich es nennen? der reine Geschmack, der ihr ganzes Wesen beherrscht; der Ernst dabey und doch das innere Feuer und dann doch wieder die Freude am Kleinsten. Sie kann ganz anders, weit bestimmter als wir, sich für euer Männerwerk und eure Ideen interessiren und doch bleibt sie so ganz weiblich dabey, greift nirgends selbst dazwischen. Ganz besonders gut steht sie sich mit Evagoras. Der sagte uns gleich etwas ironisch: „seht, die wird eure Lehrerin." Klarissa nahm das nicht einmal übel.

Schon bin ich so weit, daß, wenn wir etwas treiben oder sagen, wozu sie den Kopf schüttelt, oder auf ihre lieblich unbefangene Art sagt: ich verstehe euch nicht! — ich mir schon sage, das taugte wieder einmal nichts. Sie scheint zur gründlichen Sichtung und Läuterung unsrer Empfindeley und Affektation berufen.

Vor allem verehre ich diese Geradheit ihres Vertrauens zu dir. Zwischen dir und ihr versteht sich ihr alles so von selbst; könnte ich ihr sagen, wie wehe sie meinem Herzen, meinem innern Leben thut, lieber Julius, es würde sie nicht einmal irren, würde ihr den Gedanken nicht einmal geben, das habe zwischen dir und ihr mir zu Gunsten anders seyn können! Du kannst dir denken, wie oft wir über den Krieg klagen und über dich und die Gefahr um dich. Sie aber lächelt da freundlich dazu; das kann ja nicht anders seyn, meint sie, besser wärs freylich, wir wären bey ihm oder er bey uns — aber der Gedanke der Gefahr kommt ihr gar nicht erst — du bist es ja! Nun das sagt auch Amalie, du bist es ja!

Cäcilie an Julius.

Schreiben, lieber Julius, schreiben, das muß ich dir wohl; aber ich verspreche dir voraus: oft soll es nicht geschehen. Schreiben mag ich ja wohl, aber nur keine Briefe, keine Briefe an dich. Nein, die gemahlte Mittheilung zwischen uns, sie taugt mir nichts! In der Erinnerung bin ich ja immer mit dir, du mit mir; fürs wirkliche Leben meine ich: ganz oder gar nicht!

Will ich dir meine Gedanken schreiben über dies und das, will ich dir neues erzählen — das ist kein Brief an dich! Will ich dir Gefühle mahlen? das weißt du ja alles. Was soll ich es erst aufschreiben! Herzlich gern will ich dir ja hundertmal dasselbe alte und doch immer neue wieder sagen — wenn du leibhaftig vor mir stehst. Aber nur schreiben nicht! — denn was ists denn anders als daß ich dir ins Auge sehe und immer, immer wieder sage: du schöner, du herrlicher Julius!

Heute kann ich mich glücklich hinter Erzählungen zurück ziehen. Hier bin ich bey Amalien schon seit Wochen. Ach es thut innig wohl von diesen

zarten, freundlichen Wesen so geschmeichelt, so auf den Händen getragen zu werden. Auch der Mutter wird ruhiger wohl, der Schmerz der Trauer wird ihr leichter. — Julius, ich danke dir sehr viel!

Vor allem diese herrliche Amalia! Wie sie schon äußerlich alles uns so heimathlich bereitet hatte. Wie schmeichelte mir ihr Garten mit den Treibhäusern. Unsre heimathlichen Blumen und Blüthenbäume, sogar den Wuchs des Pisang, der Palmen zeigt sie mir. Dann in meinem Zimmer mit Passisioren hat sie mir die Fenster bekränzt und zwischen blühenden Orangen mir die Gespielen meiner Kindheit wieder gebracht die kleinen grünen Vögel mit den rothen Häubchen und die rothe Nachtigall. Loben will ich dir diese Amalie nicht mit ihrem großen milden Auge, durch das man so klar hinein blickt bis in das Innerste ihres Herzens, denn wer so schmeichelt wie sie mit dieser feinen nirgends genirenden rastlosen Aufmerksamkeit, über den hat man kein Urtheil. Und dann die innige herzliche Klarissa, die liebliche Mutter! Von den andern will ich niemand neben die beyden Schwestern stellen als die stille häusliche Dora des Evagoras Frau, die werde ich langsam näher kennen lernen. Ich war schon mehrmals bey ihr, ein Geheimniß haben wir zusammen — den Muth!

Den Eugen sehe ich nur mit Rührung, mit Erschütterung, den mächtigen, festen Mann, ich

sehe ihn, das Bild meines Vaters! — Darin verstehst du mich! Mir und der Mutter gleich wohl thut die Freundlichkeit eures Onkels, bey dem wir wohnen, dem Amalie die früh verlornen Kinder ersetzt und den Gram um die verlorne Frau von der Stirne schmeichelt.

Mit Evagoras verstehe ich mich am besten, wir halten im Streit zusammen. Den milden, blassen Evagoras, wie mir ihn seine Verblutung auf dem Wege nach Neapel erscheinen ließ, fand ich hier ganz verändert. Es fehlt ihm eine gewisse äußere Feinheit oder vielmehr Gewandtheit, aber so klar so untadelhaft ist er — und niemand versteht mich leichter, tiefer als er. Besonders bey dem immer wiederkehrenden Streit über den Krieg halten wir zusammen. Klarissa kämpft heftig gegen uns, Amalie schüttelt den Kopf, Eugen schweigt oft und der Onkel darf gar nicht erst dabey seyn, wenn das Gespräch kommen soll. Ich mag gar zu gern zuhören, wenn sich Eugen und Evagoras von ähnlichem unterhalten. Darüber kannst du noch genug von meiner Hand zu lesen bekommen. Als Eugen mein lebhaftes Interesse für diese Dinge bemerkte, theilte er mir deine Briefe mit. So kam ich auf den Gedanken noch mehr dazu zu sammeln und Evagoras ist sehr gütig gegen mich im Nachhelfen. Was mir im Gespräch besonders gefiel, suchte ich mir wieder aufzuzeichnen. Mir kommt das vor, wie

beym Phantasiren auf dem Clavier, wo man sich wohl einmal wünscht die Phantasie festgehalten zu haben, aber verflogen ist sie. Ich bilde mir ein, vielleicht freut sich Evagoras später einmal selbst darüber, daß seine gelegentliche Rede nicht verhallt ist.

Krieg und Völkerleben beschäftigt sie am meisten. Julius, wenn sie dann so miteinander sprechen und wenn ich dabey den kleinen Alexander sehe auf Klarissa's Schoos — Die Augen gehen mir über. Wie? solltest du dereinst aus dem Kriege wieder kommen, daß das Volk dir seinem Befreyer zujauchzte — und ich könnte dann dazwischen treten mit dem Sohn auf dem Arm!

Julius an Cäcilia.

Cäcilie, liebe Cäcilie, das herrlichste der Erde ist die freye heitere Phantasie der Liebe, ich und du, du und ich; mit ihrer Fülle des geistigen Lebens.

Stehe das Leben noch so rauh dagegen mit Mord und Schlachten. In den Schrecken des Kampfes, wenn die Wohnungen der Menschen durch eignen Grimm in Rauch und Flammen aufwirbeln, gleiches Todes hartes Schicksal Freund und Feind in eine Grube zusammen wirft — rein steht der Liebe reine Phantasie dazwischen mir vor der Seele. Ich schreibe dir hier in dunkler Nacht an dem Wachtfeuer vor dem Feinde. Sehe ich nun hier uıns Feuer den geschäftigen Soldaten der Wache zu; zieht mir dort die Wolke glänzend am Mor.de hin, blinkt hier der Sirius und dort das Zwillingsgestirn mir und Eugen das treue Lieblingsbild unsrer Schutzgeister — schwebt immer hin dein schönes Bild mir vor! Ich denke dein und schaue still hinauf in die ruhig blinkenden Funken des himmlischen Lichtes. O ewig reines Licht, o heiliger

Glanz der Sterne! Daß der Mensch rein, wie sein bester Gedanke ist, das Leben führen könnte!

Liebe Cäcilie! mit deinen letzten weissagenden Worten trittst du über mich, die Erscheinung eines tröstenden Engels, Lilien in der Hand, indem du besänftigst die widerwärtigen Gefühle der Gegenwart, hervorrufst die innerste Kraft des Geistes mit dem Spruche der Hoffnung.

Cäcilie an Julius.

In einer eigen bewegten Stimmung, lieber Julius, wende ich mich heute zu dir, ungewöhnlich noch in dunkler Nacht zur Unterhaltung mit dir aufgeregt. Ich schreibe dir, weil ich schreiben muß — glücklich denke ich, daß ich das Blatt noch habe — brauch' ich dirs doch nicht zu geben wenns vollendet ist!

Denke einmal zurück wie so frey und freudig uns das Leben anlachte als wir in unsern neapolitanischen Gärten im Glanz der herrlichsten Natur uns fanden, als uns da in der Liebe das Licht des innern Lebens neu aufging, dieses Lichtes Zauber all die unendliche Wonne himmlischer Ahndungen über uns ausgoß. Mit ernster Trauer im Herzen lebte ich doch in heitrer Freude, mit leichtem frohem Muth in der entzückenden Umgebung. Du schiedest von uns und wiesest mich hierher. Durch dich fühlte ich mich hier heimisch vom ersten Augenblick an. Klarissens und Amaliens Kuß und Umarmung banden mich an Herzen, denen sich das Innerste meiner Gefühle öffnete. Dieses schmeichelnde Wesen hat mir die Trauer genommen — aber es hat mei-

ner Freude nicht die liebliche Frische des thauigen Morgens gegeben, der mich in Neapel umgab; — es fordert diese Zärtlichkeit Thränen zwischen die lächelnde Freude.

Siehst du, lieber Julius, das fühle ich heute zum erstenmal so. Wärest du bey uns; wären wir mit dir! Ich bin störend in euern Kreis getreten — und doch hast du mich hinein geführt.

Schon wirst du merken, was ich mit dir habe, jetzt da meine Kerze mit dem Mondlicht streitet und die andern schlafen. Doch ich will dir es ordentlich erzählen. Mehrmals schon schien mir es, als ob Klarissa mir über Amalien ein Geheimniß habe. Heute in einer recht vertraulichen Stimmung kamen wir auf deine Jugend und deine Freundschaft mit Amalien zu sprechen. Halb schien sie hier eine Erklärung an mich auf dem Herzen zu haben, halb entdeckte sie mir Amaliens Liebe überrascht vom Gefühl und dem Zug unsrer Unterhaltung. Ich war sehr erschüttert, als ich sie nun auf einmal verstand. Siehst du, lieber Julius, davon muß ich mit dir sprechen. Es ist das erste, was mir in mir selbst nicht klar wird, nicht werden kann. Mußte ich mir doch noch nie sagen, daß ich jemand wehe that und nun ists unabänderlich so? Ich hatte wenig Worte; Klarissa sprach mit Unruhe viel und wurde immer bewegter, endlich sagte sie — (wir haben neulich den Held des Norden gelesen mit der rauhen

Sprache, den wilden Bildern, einer aus Nebel und Gährung sich erst entfaltenden Schöpfung) — Nein, sagte sie, es mußte wohl so seyn, nicht Amalie, nur du allein kannst ihm die erzumpanzerte Sigurfrida werden, die hinter dem Flammenzaun schläft, — sie preßte mich gewaltsam in die Arme — und würdest ihm doch keinen Scheiterhaufen zünden.

Ich weinte heftig — und weine wieder! —

So weit hatte ich geschrieben. Der Mond stand auf dem mittäglichen Thron der Sonne. Ich eilte hinunter in die Nachtkühle des Gartens, verlor mich in die blühenden Gesträuche und verfolgte die Lichtfunken des Rosen und Lilien umschwärmenden Johanniswürmchens. Nun habe ich geschlafen und bin noch immer einsam mit dir. Die ersten Strahlen der Sonne geben den Blumen ihre Farbe wieder; mit ihrem milden rothen Schimmer küßt die Rose mein Auge. Siehst du, ich begreife mich schon besser! Lies immerhin, lieber Julius, was ich geschrieben habe. Zwischen uns ist kein Geheimniß mehr, so wolltest du es ja wohl selbst!

Klarissa hat in ihr wildes Bild alles zusammen gedrängt, was sie ängstigt, Sorge um Amalien und Furcht vor dem Krieg. Mich schließt dies noch fester an Amalien und deutet mir ihre Liebe zu mir! Aber zum ersten mal muß ich dir zurufen: Ach! wärst du nur wieder bey uns!

Noch liegt dies Blatt vor mir, ich zauderte es aus der Hand zu geben. Nun ist der tröstende Engel mir wieder erschienen, der mich beruhigt. So lies es denn. Mir war es nicht möglich Amalien darüber anzureden, aber das ungewöhnlich zärtliche und, wie soll ichs nennen, das feyerliche in unserm Benehmen gegen sie ließ sie gleich errathen, was wir zusammen hatten. Ruhig lächelnd schloß sie mich in die Arme und sagte: „ich verstehe dich „recht gut; Klarissa hat dir über mich geplaudert. „Nun schwankt dein Gefühl darüber, ob Rechte in „unsrer Familie um deinet willen angetastet worden „seyen. Liebe Cäcilie, deren Ansprüche taugen „nichts! Und dann sagte sie: Mir ist auch so „wohl! Habe ich unsern Julius nicht noch und dich „dazu. Mir ists erst durch euch so recht klar ge„worden, wie nichts über diese reine klare Verstän„digung in der Freundschaft ohne allen Rückhalt, „ohne alle Schminke, über dieses volle Gefühl des „rückhaltlosen Vertrauens gehen kann. Das ist das „Licht des Lebens! Wohl denen, denen es leuchtet. „Laß dies unser aller Bund seyn.“ Lieber Julius, ich habe mich durch der Schmeichlerin klares Auge und frommes Herz ganz wieder gefunden. Ja wohl, ich fühle die tiefe Bedeutung von Amaliens Worten. Lauterkeit, Lauterkeit ist die schönste Geistesgabe des Himmels — selbst der Liebe Schönheit entfaltet sich nur in ihrem Lichte.

Völkerleben.

Auf die vorhin angedeutete Weise entstanden Cäciliens Papiere, welche mannigfaltige philosophirende Unterhaltungen in ihrer Familie enthielten. Wir heben davon zwey Abendunterhaltungen aus, wie sie Cäcilie entworfen hatte.

* * *

Wir waren den Abend zusammen bey Eugen. Evagoras war auch dort. Mit der gewöhnlichen Unterhaltung über Julius, den Krieg und wie uns die bessere Zeit zu bringen sey, fingen wir an. Ich sagte dem Evagoras: du hast uns so oft stolz hingeworfen, über das Wesen des Staates im Völkerleben sey leicht klare Auskunft zu geben, soviel sich die Leute in der Schule auch stritten. Ihr mit euerm Krieg, den ihr uns über Land und Haus bringen wollt: müßt da doch besorgt seyn, uns Weiber ein wenig zu belehren, daß wir über euern Drohungen den Glauben und die Geduld nicht verlieren.

Klarissa fiel mir ein: Ja ich verstehe dich schon, liebe Cäcilie, das soll wieder einmal eine recht schulgerechte Unterhaltung oder vielmehr Rede

des Evagoras geben. Ich will unpartheyisch seyn, und nur dir die Bitte abnehmen. Evagoras, also einmal recht förmlich, belehre uns doch darüber, was dir das eigentliche Wesen des Staates scheint.

Evagoras. Ich bin sehr glücklich von schönen Frauen zu einer solchen Unterhaltung aufgefordert zu werden, aber ich fürchte, daß ich ihr die Schönheit nicht zu geben vermag, die mich allein berechtigen könnte an euch meine Rede zu wenden. Ich schmeichle mir, daß ich es verstehe, Blumen zierlich zum Strauß zu ordnen, den will ich euch schweigend überreichen, die Unterhaltung aber möchte ich den Sängern und den Dichtern überlassen.

Eugen. Cäcilien zu gefallen, was thut man da nicht, so werde ich mich wohl ins Mittel schlagen müssen. Wende deine Rede an mich, die andern mögen dann davon nehmen, was ihnen gut dünkt, oder uns im Stich lassen und ihre Sache für sich treiben. Ich weiß wohl, wo wir einig sind und wo wir uns scheiden. Trifts den einzelnen Fall, die bestimmte Forderung für hier oder dort, so verstehen wir uns meist, wenigstens wüßte ich bestimmt mit dir zu streiten. Dann aber die allgemeinen Ansichten eurer Weltweisheit! In der Welt haben gar zu viel Dinge neben einander Platz. Vergieb mir, ich sehe da immer nur eine taube Nuß, vielleicht kann ich indeß nur den kleinen Kern in der großen Schale nicht finden. Doch Klarissa hat befohlen,

die Lehre vom Staat förmlich einzuleiten. Man lehrte mich ja auch darüber streiten ob Recht, Sicherheit, Vollkommenheit oder was sonst die rechten Zwecke des Staates seyen. Mir schien es immer, wenn jemand den Leuten recht für ihre Vollkommenheit zu sorgen wüßte, so würde der überall wohl gelitten seyn, aber worin mag denn diese Vollkommenheit bestehen? Was Recht und Sicherheit betrift, so sehe ich nicht ab, wie man es anfangen soll, diese Rechte so aus dem Menschenleben heraus zu schneiden, daß man für sie sorgen kann, ohne für das ganze Leben mit zu sorgen; und für Sicherheit, wie will ich da sorgen, ohne für das mit zu sorgen, was gesichert werden soll?

Evagoras. Wir dienen heute beyde einer Dame und darum so mache ich mir weder aus deinem Tadel noch Spott viel, du bist doch an meine Rede gebunden. Ich werde also wieder meinen kleinen Kern in einer großen Schale anbieten, doch scheints nach deinen ersten Worten, daß wir so weit nicht auseinander treffen mit unsern Urtheilen. Ich hebe denn also an:

Die Völker, welche wir die gebildeten nennen, leben mit festen Ansiedelungen in Häusern, und bestehen aus ackerbauenden Hirten, aus denen sich gewerbtreibende Stände vorzüglich in den Städten gesondert haben. Diese gewerbtreibenden Menschen sind die einzigen Pfleger der höhern geistigen Cul-

tur für Wahrheit und Schönheit und alle selbstständige Ausbildung unter den Menschen.

Seit langen Zeiten erbt sich in der sogenannten alten Welt, in Asien, Afrika und Europa, eine alte Cultur des Menschengeschlechts fort. Aus dieser Erbschaft haben nach verschiedenen Abstuffungen besonders des Klima's alle diese Völker von Otaheite nach Kamschatka, China, an den Ganges, nach Rußland, wieder zu den Kaffern und zu uns bis an Grönländer und Eskimoes für ihre Heerden dieselben Hausthiere, für ihre Aecker und Gärten dieselben Obst- und Getreidearten, wir wissen nicht woher. Ferner die näher um die Mitte wohnenden haben für ihre Werkstätten denselben Gebrauch der Metalle, wir wissen nicht, wer ihn erfand, endlich neben manchem anderen, die Kunst zu schreiben und in Westen, Süden und Norden die Buchstabenschrift.

Unter diesen Völkern der Mitte giebt es nun eine sogenannte politische Geschichte, wie die Regierungen in Staaten und Völkermassen hier wechseln und sich umwandeln. Das Gesetz dieser Geschichte ist: Kampf der Nomaden mit den festsitzenden Ackersleuten; die Ackersleute erliegen der Faust der Nomaden und besiegen sie durch ihre Geistesbildung. Durch das mittlere Asien ziehen sich von der Wüste Kobi durch die Mongoley, Tartarey, Persien, Arabien nach Egypten zur Wüste Sahra die großen

Wüsten und Steppenländer von wandernden Hirtenvölkern, den Nomaden, jetzt den Mongolen, Kalmücken, Tartaren, Beduinen und Mohren bewohnt, welche jetzt den Religionen des Lama und Mahomed zugethan sind, sonst aber während der ganzen Zeit unsrer Geschichte ihren Kulturzustand zu Hause wenig verändert haben. Der Mangel an festen Wohnsitzen läßt sie einen gewissen Grad der Kultur nicht übersteigen. Sie achten Wohlleben und rohe Pracht, aber nur so wie sie durch Raub nicht wie sie durch Arbeit gewonnen werden. Ihr Geist ist stolz, gewaltthätig, an Gehorsam gewöhnt, aber ohne Sklavensinn; von ihnen kommt vorzüglich das Vorurtheil der edlern Geburt. Sie sind die wandernden Völker, die Ruhestörer, von denen eigentlich der Krieg kommt. Schnell lassen sich ihre Horden unter einem Eroberer vereinigen, aber ihre Staatenverbindungen haben wenig Bestand. Sie haben sich China, Indien, Nordafrika und Europa unterworfen und herrschen da größtentheils noch. Ausgewandert nehmen sie aber früher oder später einen großen Theil der Bildung ihrer Ueberwundenen an.

An beyden Seiten der Wüsten und Steppenländer ziehen sich in der alten Welt die Flußgebiete und Meeresgestade hin. Im Norden durch Nordasien nach Europa und Nordafrika, im Süden von China nach Ostindien und Südafrika. Der Mittel-

punkt beyder Striche ist Persien, Babylon und Egypten, wo die Wüsten am meisten unterbrochen sind, Meere und Flüsse des Süden und Norden sich vereinigen und beyde in Berührung bringen. Eben da ist der Mittelpunkt des alten Völkerverkehrs, durch den mittelbar der chinesische Osten mit dem europäischen Westen in Verbindung stand, — und der Mittelpunkt unsrer Geschichte.

So wie nämlich in solchen Gegenden die Zahl der Hirten und Ackersleute zunimmt, die Menschen näher zusammen rücken, wird sich die Nothwendigkeit und der Vortheil fester Ansiedlungen zeigen. Dadurch bilden sich dann festerer Anspruch an Grundeigenthum und größere Privatvertheilung desselben. Die Angesiedelten lernen die Ruhe lieben, weil sie lange Zeit hindurch den ruhigen, ungestörten Besitz bedürfen; somit werden sie friedeliebend und müssen zum Krieg gezwungen werden, sind aber deswegen meist leicht zu Sklaven zu machen.

Mit der Ruhe wird sich bey ihnen ruhige Geschäftigkeit und Fleiß einfinden und dadurch bilden sich zuerst künstliche Verhältnisse des Verkehrs; der Vortheil der ständischen Vertheilung der Arbeit wird sich zeigen, Gewerbs- Künste entwickeln sich, die Gewerbe treten auseinander, Stadt und Land scheiden sich, indem sich über die ackerbauenden Hirten eigne Stände der städtischen Gewerbe erheben.

So steht im Kampf der Lebensweise der wandernden Nomaden die der festen Ansiedelung entgegen. Ehedem im Orient und bis in die germanischen Wälder haben die Priester mit ihren positiven Religionen in diesem heiligen Kampf für die Bildung des Menschengeschlechtes den Sieg des Hauses über das Zelt oder nach Zoroaster des Hundes über den Wolf zu erringen und die errungene Lebensweise der Angesiedelten zu vertheidigen gesucht.

Endlich wo die Gewerbe sich trennen, wird Austausch der Kunsterzeugnisse gefordert, der Handel muß entstehen. Die ausgedehnteste Begebenheit der Menschengeschichte ist der Welthandel, der den Fleiß der südlichen und nördlichen gewerbtreibenden Völker in Verbindung bringt.

Ich glaube euch hiermit die Basis der Geistesbildung unter unsern Völkern gezeigt zu haben. Aber wie tritt nun der Geist selbst in das Leben eines Volkes? Des Geistes Eigenthum ist der Gedanke. Gedanke lebt innerlich im Einzelnen, er muß erst äußerlich eine feste Gewalt gewinnen, wenn er gesellschaftlich unter den Menschen, wenn er im Volk erscheinen soll.

Die Elemente unsers geistigen Lebens sind verständige Erkenntniß und verständiger Wille. Wodurch erhalten diese nun eine feste äußerliche Gestalt? Ich antworte, die Erkenntniß durch die Sprache; der verständige Wille durch die Vereini-

gung des Volkes unter Gesetz und Regierung im Staat. In dem Geist jeder Sprache lebt eine gewisse dem Volk gehörende Ausbildung der Einsicht, welche sich mit forterbt, so wie jemand seine Muttersprache lernt; es bildet jede Sprache so lange sie in einem Volke lebt, gleichsam einen äußerlich gewordenen Nationalverstand.

Damit hingegen die Kraft der Einzelnen und ihr willkührliches Thun gesellschaftlich zu einem Ganzen vereinigt werde, bedarfs einer verständigen Anordnung der Geschäfte nach Gewohnheiten und Gesetzen und einer Leitung aller Geschäfte der ganzen Gesellschaft durch einen Willen, den der Regierung. Im Staat also durch Gesetz und Regierung bildet sich der Nationalwille aus.

Jede geistige gesellschaftliche Vereinigung unter den Menschen fordert also nach dieser Art zu reden Sprache und Staat. So wie nun aber über das gemeine Bedürfniß der Gedankenmittheilung auf dem Markt für die ausgezeichnete Geistesbildung die Aufgabe der Sprache zur Aufgabe der Literatur wird, durch welche Einsicht des Verstandes in den Wissenschaften und Bildung von Geschmack und Gefühl in der Dichtung zum öffentlichen Eigenthum des Volkes werden, so giebt es für die ausgezeichnete Ausbildung des Geistes auch eine geistige Aufgabe für den Staat. Ueber das gemeine Bedürfniß des Rechtsprechens, um Händel zu

schlichten, und das gemeine Bedürfniß der Sicherheit im Innern so wie des Schutzes gegen außen wird der Nationalwille (constituirt in Gesetz und Regierung,) in Anspruch genommen für jegliches Werk, welches der ganzen Gesellschaft des Volkes förderlich und gut gefunden werden mag.

Wollen wir also von dem Wesen des Staates sprechen, so meinen wir nur diese Lebensverhältnisse unter den Völkern, wo die ausgezeichnetere Kraft des Geistes sich der Staatsformen bemächtigt hat und fragen, wozu dieser Geist im Völkerwillen den Staat wohl brauchen könne und solle.

Despoten mögen mannichfach die ganze Staatsmaschine, die Heerde ihrer Unterthanen für ihre Launen, Fratzen und Gelüste nutzen und vernutzen — nach dieser politischen chronique scandaleuse fragen wir nicht. Auch mögen wohl die Völker selbst oft von Launen getrieben werden und etwa wie die Römer von der Idee der Weltherrschaft nur von einem einseitigen Gedanken besessen seyn. Auch diese Gestalten des Irrthums suchen wir hier nicht kennen zu lernen.

Unsre Frage geht auf die wahren öffentlichen Zwecke der Staaten, auf die republikanischen für die Idee, daß Regent und Volkswille von der gleichen Absicht beseelt sind, das Gute zu thun. Was wäre dann zu thun?

Ich meine auf diese Frage ist die Antwort sehr leicht. Alles wahrhaft Wünschenswerthe im Menschenleben, welches durch die vereinigten Kräfte des ganzen Volkes besser, sicherer gefördert werden kann, als durch die getheilte Kraft der Einzelnen, das würde dann durch den Staat und die Regierung zu besorgen seyn.

Und worin besteht dieses? Ich sage zur Antwort: Die gebildeten Völker theilen sich deswegen in die verschiedenen Gewerbe und messen nach ihnen bürgerliche Stände ab, anstatt nur jeden für sich selbst sorgen zu lassen, weil es dem Einzelnen für Geschicklichkeit, Zeitersparniß auch Lust und Liebe zur Arbeit weit besser gelingt einen gesonderten Theil der Geschäfte der Gesellschaft zu übernehmen und darin für Andere mit zu sorgen, die in diesem Verkehr der getheilten Arbeit dann in andern Dingen wieder für ihn sorgen müssen.

Diese zersplitterte Thätigkeit der Einzelnen muß nun aber zum Ganzen des Staatslebens zweckmäßig vereinigt werden, zu einer Organisation des sich selbsterhaltenden Volkslebens, in dessen Einheit jeder Theil zugleich als Mittel und Zweck eingreift. Hier seht ihr also, daß der Staat selbst durch Regierung und Gesetz für die Selbstständigkeit dieses Ganzen, für Anordnung, Sicherheit und richtige Ausgleichung der Geschäfte der Einzelnen werde sor-

gen müssen durch Bewaffnung, Rechtspflege und Polizey.

Eigentlich war unsre Frage: was ist das wünschenswerthe für den Menschen? und wir antworten leicht: Wohlstand, Geistesbildung und Gerechtigkeit. Wohlstand darin, daß er sich von der Natur die äußern Bedürfnisse seines Lebens sichre, dann aber, daß dies Leben selbst sich innerlich geistig wohl gestalte in der Geistesbildung und vorzüglich in deren edelstem Leben in sittlicher Kraft, deren äußere Erscheinung unter den Völkern die Gerechtigkeit ist.

Für diese Zwecke wird nun eben die ständisch vertheilte Arbeit aller Einzelnen in Anspruch genommen, die Regierung soll aber durch ihre Form und Verwaltung dahin wirken, daß jede Arbeit immer mehr für diese Zwecke zusammenstimme und sie achte. So wird der ächte Geist der Verwaltung überall suchen leitend, ordnend und ausgleichend in den bürgerlichen Verkehr einzugreifen. Er wird die Regierung nie selbst Hand anlegen lassen, wo durch ständische Betriebsamkeit dieselben Zwecke zu erreichen sind, indem die Regierung nur den guten Geist der Einheit für das Ganze bilden soll.

Natürlich wird nun in der Geschichte die Betriebsamkeit der bürgerlichen Stände einerseits und die Leitung der Regierung andererseits mannigfaltig unvollkommen erscheinen. Jede gute Regierung wird suchen müssen in ihrer eignen Form und Ver-

waltung nach und nach rohe Gewöhnungen und despotischen Geist auszumerzen, damit sie immer mehr ihre ganze Kraft für das öffentliche Wohl zu verwenden im Stande sey.

Hier werden die Vertheidigung und die Ordnung immer ihre große Sorge bleiben. Für den Wohlstand wird der bürgerliche Verkehr ohne ihr Zuthun am leichtesten sorgen lernen, schwerer für die Geistesbildung, am schwersten aber für den herrschenden Geist der Gerechtigkeit im Volk. Auf diese Weise wirst du zugeben müssen, daß für den unpartheyischen Zuschauer leicht die Beurtheilung eingeleitet werden kann, was hier oder dort einer Regierung zu thun sey.

Eugen. Richtig! Du bietest mir wieder eine schöne Schale an — wenn nur Kern in der Frucht gefunden wird. Du meinst leicht die rechten Zwecke für die Staaten, auch für den Einzelnen nennen zu können. Ich gebe dir gern zu, daß so mancher Irrthum aus den Reden der Leute über öffentliches Wohl getilgt werden kann, aber im Grunde bringst du nur Ideale des Unpartheyischen heraus. Der gute Mann findet sich nirgendwo in der Nähe und aus der Ferne hört man nicht auf ihn. Nimmst du also nicht Rohheit und Leidenschaft mit in deine Rechnung, so wird nie scharfe Entscheidung kommen, was dann zu thun sey.

Evagoras. Ich streite nicht mit dir. Ich berufe mich auf der Fürstin Befehl und dein Versprechen, daß du mich reden lassen willst. Ehe ich frage, was zu thun sey, muß ich erst wissen, ob dann überhaupt etwas zu thun sey besonnen und planmäßig. Da wird sich mit sehr rohen Leuten nichts anfangen lassen, wenn man sie nicht mit Gewalt dressiren kann; da wird sich in einer Gesellschaft von Räubern nichts kluges bilden lassen, wenn ich nicht die Predigt in ihrem Geschmack erfinde, die sie zur Bekehrung bringt. Und für die Völker — mit denen ist nichts anzufangen, wenn nicht der eigene Geist schon kräftig in ihnen lebt. Die Ausgießung des Geistes, da, wo er nicht ist, ist nicht Menschenwerk; höchstens können wir den schlummernden wecken.

Ich sagte von dem Wesen des Staates wollten wir sprechen, für Völker in denen der Geist des Volkes die Staatsformen mit höherer geistiger Kraft in Anspruch nimmt. Laß uns dafür auf die Geschichte der Völker der alten Welt zurücksehen. Viehzucht und Landbau sind die Grundlage alles Völkerlebens, der Staat aber giebt die Vollendung; nur mit ihm können die höhern Elemente des Lebens gedeihen. Der Kunstfleiß mit der Sicherheit des Besitzes durch die gesetzlichen Formen ist der Stamm des gebildetern gesunden Völkerlebens, Wissenschaft, schöne Kunst, Gerechtigkeit und Charakter sind Blü-

the und Frucht dieses Lebens. Aber Oekonomie, Technik, Handel und alle gesetzlichen Formen der Staaten dienen nur als Mittel, auf sie allein kommt es nicht an, sondern der eigne sie gestaltende Geist entscheidet. Wie die höhere geistige Bildung mehr oder weniger hervortreten, sich fortbilden oder erhalten wird, das hängt weniger von äußern Verhältnissen, selbst von Erbschaft und äußern Begünstigungen, als von der eignen innern geistigen Kraft eines Volkes ab, die der Geist nur sich selbst giebt. Nicht der Kunstfleiß, sondern das intellectuelle des Kunstfleißes entscheidet. Wir sehen Völker Jahrhunderte lang in der Nähe und im friedlichen Verkehr mit den Selbstdenkenden erwachten, ohne daß sie bedeutenden Antheil an dieser höhern Thätigkeit nehmen, entweder, weil die Motive fehlen, ihren Geist zu wecken, oder weil die geistige Empfänglichkeit selbst mangelt.

Laßt uns dafür den jetzigen Kulturzustand der alten Welt vergleichen.

Die schwarze Menschenraçe in Afrika zeigt uns eine im Innern bis zu Gewerben, Handel und despotischen Staatenverbindungen gehobene Bildung ohne Wechsel in der uns bekannten Geschichte. Diese Kultur ist wohl nur eine Erbschaft aus uralter Zeit.

Fast ganz Südasien hat eine Kultur bis auf Kunst, Gesetz und Schrift. Vorzüglich zeigt diese

die Trümmer einer durch nomadische Eroberer zerstörten ehemaligen Kultur in Hindostan, wo sich ehedem, etwa um den Anfang unsrer Zeitrechnung, Wissenschaft und schöne Kunst selbst thätig erzeugten.

Weiter in Osten steht die versteinerte Kultur der Chinesen ziemlich unverändert auf gleicher Höhe so lang wir ihre Geschichte kennen. Der Staat von China ist bey gänzlicher Unbeweglichkeit des Geistes bloß auf alte Einrichtungen und Gewohnheiten gebaut, welche das unüberwindlichste in der ganzen Geschichte der Menschen sind, daher trotzen dort Kultur und Verfassung der Zeit sowohl als den Eroberern. China hat alle Vorzüge unsrer philosophischen Staaten. Gesetz, Verfassung und scharf geregelte bürgerliche Ordnung; keine erblichen Aemter und Würden, keine Bettler, dabey viel Familienanhänglichkeit — und doch ist dort Volk und Staat ein Raub roher Gewaltthätigkeit oder des Betruges, denn es fehlt den Chinesen Geschmack wie uns und Geist, den wir noch haben.

Wenden wir uns von da nördlicher wieder nach Osten, so treffen wir auf die Trümmer der durch Türken und das Wesen ihrer Religion zerstörten arabischen Kultur des Islam, von dem längst aller eigne Geist gewichen ist.

Eigentliche Geschichte der Kultur haben wir endlich nur von Europa und den Gestaden des Mittelmeers, diesen günstigsten Ländern für feste, ei-

genthümliche Kultur durch ihr günstiges Klima, die vielfachen Einschnitte des Meers und die Entlegenheit für nomadische Einfälle. So ist dann der einzige lebendige Zweig an dem Stamm der Menschenbildung die Kultur der Christenheit oder der Europäer, die noch im schnellen Steigen ist. Unsre Lehrer waren Griechen, Römer und Juden, unsre selbstständige Bildung aber gehört den eingewanderten germanischen Stämmen, die sich hier wohl auch aus einer ärmern Erbschaft eigne höhere Bildung würden gegeben haben.

Ihr Werk ist wenigstens die Geschichte der letzten Jahrhunderte, welche in der ganzen Geschichte der Menschheit fortwährend eine große Epoche machen wird. Ihr gehört die moderne europäische Bildung, die sich mit keiner andern vergleichen läßt in ihrer geistigen Ueberlegenheit.

Seit Kolumbus, Vasko de Gama und Kopernikus hat die Geschichte der Europäer einen ganz neuen Sinn erhalten, indem die Wissenschaft hier dem Menschen zuerst den freyen Blick um das ganze Rund der Erde gab; das mußte uns einen andern Geist der Wissenschaft und der technischen Kunst bringen; — das störte zuerst das älteste und festeste Grundverhältniß im Völkerverkehr, indem der uralte Landwelthandel vom Seehandel besiegt wurde.

Mögen unsre Philosophen sagen, was sie wollen, seit jener Zeit halten de facto wir Europäer

uns für die allein wahrhaft Gebildeten und nach dem Argument des Aristoteles, welches den Weisen das Recht der Herrschaft über die Barbaren giebt, für die rechtmäßigen Herren der Erde. Auch ist seitdem Amerika, Südafrika, Nord- und Südasien, ja sogar ein Theil von Südindien der europäisch christlichen Kultur unterworfen worden.

Welches sind nun wohl die Vorzüge, auf die wir solche Ansprüche gründen können?

Das Räthsel aller Menschenbildung ist die Abstammung unsrer Kultur. Offenbar ist alle höhere Kultur an der Erde von einem Stamme. Dies zeigt die allgemeine Verbreitung derselben Hausthiere uud Getreidearten, die nur in einem Striche Asiens wild gewesen zu seyn scheinen. Eben so die Sprachenverwandtschaft und die Uebereinstimmung in den zufälligsten mythologischen Vorstellungen von Peru nach China, Indien, Europa, Island und Grönland. Großentheils auch der Gebrauch der Metalle. Aus diesen Allen gemeinschaftlichen Gütern laß uns nun einmal das Eigenthum der modernen Europäer sondern, — das können wir, indem wir uns erstens mit den Alten vergleichen, deren Bildung wir erbten und dann mit unsern Zeitgenossen.

Für das erste Thema kennt ihr meine Meinung, Wissenschaft ist unser Stolz, schöne Kunst unsre Schmach. Das Leben der Alten unter dem

Genius der Schönheit ist uns verloren, uns ist die schöne Kunst nur Spielzeug einer unbedeutendern Unterhaltung. Die Allgemeinheit unsrer Begriffe hat uns vom öffentlichen Leben abgewendet zum isolirten Privatleben, dessen kleinliche Selbstsucht uns den edleren Volksgeist und seine republicanischen Tugenden entwendete, wiewohl wir allerdings im Privatleben nach unsern häuslichen Verhältnissen und unsern ständischen Abmessungen im Staat viel vor den Alten voraus haben.

Zugleich hat die Nüchternheit unsrer philosophischen Religionsbegriffe uns die große ästhetische Bedeutung der Religion, die religiöse der Schönheit geraubt.

Aber dagegen weit verständiger, weit klüger ist unser öffentliches Leben geworden mit der Besonnenheit seines Ueberblicks der Erde, seiner Einsicht, seiner Naturkenntniß, seinen Planen für Handel und Krieg. Diese höhere Einsicht und Besonnenheit hat unserm Volks- und Völkerleben die durchaus veränderte technische Grundlage gegeben durch Bücherdruck und Fernröhre, neue Schiffahrtskunst und Krieg mit Pulver und Kugeln, unsre festen Staatseinrichtungen und besonders die öffentlichen Schulen.

Mit einem Wort in uns lebt der selbstthätige erfinderische Geist der Wissenschaften wie in den Griechen, aber durch die Erbschaft aller Vorzeit hat die-

ser unser Geist schon viel mehr Kapital gewonnen, mit dem er sich auf weit größere Geschäfte einlassen kann.

Im Verhältniß zu unsern Zeitgenossen zeichnet sich die Grundlage unsers geselligen Lebens aus durch größere Sicherheit des Besitzes, indem unser Recht Achtung des Privateigenthums mit strengem Erbrecht verbindet und durch größere Achtung der Weiber und der Familie. Ohne das erste kann reger Kunstfleiß zu keiner festen Gesundheit gelangen, ohne das andere wird keine höhere und feinere Geistesbildung gedeihen.

Technische Erfindungen haben wir vor unsern Zeitgenossen nicht voraus, aber wir allein machen Gebrauch von den Fernröhren und dem Bücherdruck; China besonders steht durch seine schwerfällige Schrift zurück. Denn uns allein ist der bildungsfähige, rege, vorstrebende Geist eigen, den wohl griechische Erbschaft geweckt und gefördert haben mag, den wir aber doch als eine günstige Gabe der Natur an die germanischen Völkerstämme ansehen müssen. Durch diese Kraft des eignen Geistes kommt und besteht allein das Gute unter den Völkern, auch die heilsamen Institute muß er uns erst bringen.

Diesem Geist danken wir alle Vorzüge über unsre Zeitgenossen, er macht uns zu den Völkern

mit wachendem Verstand, wogegen die andern nur ein träumendes Leben führen. Durch ihn sind wir die tapfersten im Krieg. Ihm danken wir den Freyheitsgeist unsrer Völker; ihm das Ehrgefühl, welches doch in unsre Thätigkeit noch lebendiger einwirkt, als in die unsrer Zeitgenossen; ihm danken wir das begeistertere, lebendigere aller unsrer öffentlichen Institute, vorzüglich der Schulen, ihm das rasche Fortbilden unsrer Wissenschaften und Künste, ihm den philosophischen Geist, der unser Urtheil nur dem Gericht der Wahrheit unterwirft; durch ihn endlich bleibt die besonnene Uebersicht der Erde und ihrer Geschichte unser ausschließliches Eigenthum.

Dagegen aber, was sind bey diesem eignen Geist unsre Fehler? Ich meine nicht die Mängel unsrer Ausbildung, die können sich nur allmählig mindern uud werden vom eignen Geist überwunden werden. Ich meine die verderbendrohenden Fehler, welche diesen Geist selbst niederzudrücken oder gar zu ertödten drohen. Diese sind Unmäßigkeit, Unzucht und Trunk, die Geschmacklosigkeit eines bedeutungslosen Modewechsels, Habsucht und Eigennutz. Diese drängen Freyheitsliebe, Vaterlandsliebe und Gemeingeist nieder, bedrohen uns mit völliger Charkaterlosigkeit der Nationen, mit asiatischer Stumpfheit.

Hier gilts, daß der Geist, der noch lebt, sich mit häßlichen Gewöhnungen in den Kampf begebe, um zu siegen, ehe er selbst überwunden wird.

Stellen wir nun also unsern Geist und seine Fehler gegen einander: gegen die Alten, haben wir mehr gewonnen oder verloren? Für die Zukunft, wird unsre Bildung fortschreiten, oder stehen wir am Wendepunkt zum Verfall?

Ich antworte auf die erste Frage: wir haben viel über die Alten gewonnen. So sehr uns ihr öffentliches Leben und die Schönheit der Griechen fehlt, so ist unsern Völkern doch der Verstand viel reifer geworden. Unsre Einsicht huldigt ja dem Geschmack und jenem schönern öffentlichen Leben der Alten, so können wir uns ihm dereinst auch wieder nähern. Dieser Verstand mit seiner Einsicht ist ja doch die Geisteskraft der besonnenen Thätigkeit, behalten wir das Leben dieser kräftig vorstrebenden Einsicht, so muß uns auch im übrigen geholfen werden. Endlich aber, was das vorzüglichste ist, uns hat der Geist der christlichen Religion eine ganz andere und mächtigere Volksbelehrung gegeben, wodurch jeder Einzelne im Volke einer klareren sittlichen Einsicht, eines feineren sittlichen Gefühls, einer reineren Frömmigkeit theilhaft werden kann.

Werden wir also wohl in der Zukunft die Kraft des Geistes behaupten? Leicht kann man unsre Zeit mit China oder mit dem römischen Reich unter

den Imperatoren vergleichen. Sieht man Sklaverey und Despotismus so fürchterlich unter uns emporsteigen, werden aller wissenschaftlichen Thätigkeit Zügel angelegt, treibt alles Volk scheu unter dem launichten Befehl eines Eigensinnigen, wird das freye stolze Wort eines Mannes mit Mord bezahlt, wird uns durch die willkührlichen Besteurungen alles Gefühl der Sicherheit im Besitz genommen: sollte uns da nicht zu weissagen seyn, daß wir bald in asiatische Stumpfheit verfallen oder gleich den Römern erschlaffen werden, so daß dem Jammer nur durch Barbaren ein Ende kommen kann? Ich sage nein, der Despotismus wird uns nicht erdrücken, der Freyheitsgeist der Völker wird schon wieder erwachen und mit blutiger Rache seine Rechte geltend machen! Ich sage das, weil in unserm wissenschaftlichen Treiben noch volle Thätigkeit der vorstrebenden Kraft ist, weil noch alle unsre Plane wenigstens unter dem Vorwand geistiger Zwecke entworfen werden müssen.

Seht ihr, mag immerhin der Tyrann nur sich wollen und unter sich afrikanische Sklaven, bey unsern Völkern ist er doch gezwungen seine Anstalten für den Krieg und seinen großen Beutel mit einer wissenschaftlichen Berechnung zu machen und so wird er am Ende immer wieder selbst den Geist beschwören, dessen Fesselung er geschworen hatte.

Keine Zeit der Entartung wird euch im Volke noch diesen erfinderischen, der eignen Kraft froh werdenden Geist sehen lassen. Darum hüten wir uns nur, den Geist nicht zu verlieren, streben wir, ihm noch neue Kraft zu gewinnen!

Eugen. Lenke ein, daß wir den Faden deiner Rede nicht verlieren. Nicht wahr? du wolltest uns hier am Beyspiel der Europäer nur den allgemeinen Satz lebendiger aussprechen: Oekonomie, Künste, Literatur und Gesetze sind oft nur altes Erbtheil, das sich mechanisch erhält und weiter liefert; aber die wahre Kraft der Geistesbildung liegt nicht im Besitz, sondern im eignen Vorwärtsstreben; den Völkern, die dies behalten, gehört die Welt.

Evagoras. Richtig. Laßt uns also wieder zurück sehen auf unsre Frage nach Wesen und Zweck der Staaten. Wir bemerken: nur für solche Staaten, in denen dieser eigne Geist waltet, lohnt es, Rathschläge zu geben. Doch noch nicht genug, ich fordre noch mehr Beschränkung.

Eugen hat mir vorhin zugegeben, daß es sehr leicht sey im allgemeinen zu bezeichnen, was dem Menschen wünschenswerth sey für Wohlstand, Geistesbildung und Gerechtigkeit, auch daß für den einzelnen Fall wohl auszumitteln sey, in welchen Dingen ein Volk hier der öffentlichen Vorsorge durch die Regierung bedürfe.

Allein wo wird dieser republikanische gute Rath gehört, angenommen, befolgt werden? Wo der Geist waltet; und noch mehr — nur wo er sich zu kräftigem Gemeingeist gestaltet. — Auch den Gemeingeist können wir nicht geben, wo er fehlt, höchstens den schlummernden wecken — aber er ist die fernere Bedingung, die ich voraussetze. Denen, die ihn nicht kennen oder wollen, habe ich nichts zu sagen.

Durch öffentliche Institute mancher Art, durch Gesetze, bestimmte Regierungsform und Verwaltungsart besteht allein ein Staat in seiner Einheit, Individualität und Festigkeit.

Die Ausbildung des Menschen kann im Großen nur durch die Ordnungen der Gesetzgebung im Staate erhalten werden; diese Ordnungen aber dürfen nicht nur die Folge todter Gewohnheiten bleiben, sondern sie müssen vom Geist geschützt und beherrscht werden.

Man kann uns allerdings ein öffentliches Leben im Staat berechnen, in welchem der Pflicht und dem Rechte vollkommne Genüge geschieht, indem eine allgemeine Rechtlichkeit des Verkehrs, der Verfassung und Verwaltung durch gute Gesetzgebung hergestellt wäre, ohne daß irgend ein öffentliches Interesse des Gemeingeistes das Volk zu einem Ganzen verbände. Allein einem solchen Staat würde nicht nur die Schönheit, sondern alle innere

Kraft seines Lebens fehlen, er wäre in jedem Augenblick der Gefahr an das Ausland verrathen und verkauft.

Aus der Freundschaft hohen Idealen entsprungen ist es also der Gemeingeist allein, welcher den Völkern die innere Kraft des selbstständigen Lebens, die wahre Gesundheit des Völkerlebens verleiht, ihnen die Tapferkeit giebt, welche den Sieg gefesselt hält, den unüberwindlichen.

Wie wollt ihr ohne solchen Gemeingeist nur alle das Einzelleben der Menschen zu einem Ganzen des Völkerlebens zum lebendigen Staat verbinden? Unmöglich! Nichts bleibt euch als die Furcht vor dem Despoten, womit ihr die ganze Sklavenheerde in einen Pferch zusammen treiben könnt. Oder auch noch jenes gemeine Leben nach gewöhnlicher Weise gebildeter Völker, wo wohl jeder sich gegen den andern brüstet, von andern gelobt, verehrt, unter dem Volke ausgezeichnet seyn will, keiner aber für den andern für das Ganze etwas zu thun weiß. — Wie erbärmlich steht dies da neben den Idealen republikanischer Tugend, wo gleicher Geist des Volkes einen zum andern treten, jeden für die gleiche Idee leben und sterben läßt. Nur da kann die volle Kraft des sittlichen Lebens, der Tugend walten unter den Völkern. Denk an die Tugend edler Griechen, die Epaminondas und Timoleon, denk an die

Zeit der Scipione oder an den unüberwindlichen Geist Saracenischer Heere.

Doch dabey müssen wir uns wohl besinnen, daß wir diesen Gemeingeist lobend nicht nach dem Maaß der Pflicht und des Rechts messen, sondern nach dem Maaß der Schönheit über diese hinzu. Der Geist der Rechtlichkeit im Volke ist feiner und höher als jener Gemeingeist, aber nicht ohne ihn. Daher kann der Gemeingeist oft sehr roh und in bloßer Gewaltthätigkeit erscheinen.

Der Geist der Gerechtigkeit aber als Gemeingeist und seine Begeisterung wäre die reine öffentliche Tugend, die zugleich Pflicht ist. In ihm vereinigen sich Größe und Schönheit der Seele zum vollen Ideal des Völkerlebens.

Weg also mit jeder thatenscheuen Moral, welche in den öffentlichen Verhältnissen der Staaten sich nur auf Gottes Walten verlassen will und gegen die Feinde des Vaterlandes Kyrie eleison singen lehrt! Nein! Gottes Schickung waltet über allen, uns aber wies er an zur eignen That! Die Faust entscheide, die geführt wird vom guten Muth der gerechten Sache! Hört die ja nicht, welche gegen Vaterlandsliebe und Nationalstolz und gegen die Gewalt religiöser Begeisterung absprechen. Was können Weltbürgersinn und philanthropische Ideale dem Volke taugen, das nicht einmal Volkssinn und Volksehre kennt und seine Selbstständigkeit zu be-

haupten oder unterzugehen weiß. Jedes Volk für seine Ordnung, seine Sitten, seine Altäre kann allein die heilige Begeisterung des Gemeingeistes erhalten — Volksehre und Religion sind die Gestalten, unter denen er in der Geschichte auftreten muß, walten soll.

Uns aber wäre freylich der Verstand zur Manneskraft erwachsen, daß er uns, wenn wir uns in der Volkskraft eigner Ehre fühlten und in der Frömmigkeit eines öffentlichen Gott ahndenden Lebens, daß er uns dann lehrte auch fremdes Recht zu achten und mit seiner heiligen Begeisterung das Werk der Gerechtigkeit zu ergreifen.

Wie also soll unserm gesunkenen Völkerleben die neue Kraft kommen? Die Idee läßt sich wohl nennen, welche dieses neue Leben gestalten müßte, aber welche Zeit und welches Schicksal werden den Funken unter der Asche zur flammenden Gluth anfachen? — Das wissen die Götter! die Idee der neuen Zeit aber wäre die zugleich patriotische und religiöse, die reine Idee der Gerechtigkeit. Dem Gotte der Gerechtigkeit müßte der jugendliche Enthusiasmus einer neuen Religion und eines neuen Lebens der Völker dienen und im Kampf mit der Gewaltthätigkeit und Heimtücke unsers charakterlosen Lebens müßte er heranwachsen.

Doch halt im Eifer der Rede gebe ich euch meinen ganzen Gedanken auf einmal und bin am Ende ehe ichs wollte.

Ich habe gesagt: nur für die Völker mit geistiger Selbstständigkeit ist unser guter Rath gemeint und zwar wenn Gemeingeist in ihnen lebt.

Eugen. Nun und wie heißt dann dein guter Rath?

Evagoras. Wie ich es zuletzt gesagt habe: Rechtlichkeit! Sehet zu, daß das Werk der Ehre und der Gerechtigkeit gedeihe, so wird euch alles andere von selbst zufallen. Ich will nicht guten Rath geben, wie man Schurken in dem Mühlwerk des Staates gut als Räder verwenden könne, sondern daß man sie zu vertreiben strebe, wo sie sich blicken lassen; ich will nicht guten Rath geben, wie ein Räubervolk sich gegen die innere Bosheit bestens verwahren könne, daß es sich nicht zu schnell selbst verzehre, sondern ich werde mich freuen, wenn es recht schnell andern zur Warnung in der eignen Verworfenheit zu Grunde geht. Ich gebe unsern gelehrten Leuten keinen Pfifferling für ihre Politik, Staatsklugheit und Staatswirthschaftslehre mit der Kunst zu betrügen, Schelme zu controlliren und die Nation zu bereichern. Selbst ehrlich zu werden, die Schelme zu verfolgen bis zum Tode, das gilt allein und wißt ihr denn, ob dem wahrhaft edeln Volke nur irgend an euerm Lumpenreichthum gelegen

seyn werde. Der Wahlspruch: lieber arm und ehrlich, als reich und schurkisch, gilt nirgend mehr als im Völkerleben. Nur die Kraft der Rechtlichkeit im Völkerleben kann jene schöne Gesundheit der Seele bringen, bey der sich jeder wohl fühlt und frey, vom Kleinsten bis zum Größten. Ich meine das im vollsten, schwersten Ernst. Alle die Rechnerey für bessere und bessere Formen der ständischen Abmessungen der Regierung und ihrer Verwaltung, alle die Rechnerey für Handelsfreyheit und Handelssperre ist eine alberne Rede, die vor dem Leben zu Schanden wird, wenn sie sich nicht dem Geist der Gerechtigkeit unterwirft; — für diesen zu sorgen lohnt allein der Mühe.

Schonet die Formen, die ihr habt, in ihnen seyd ihr zum Volk erwachsen, was aber in ihnen und in alle eurem Verkehr zu bessern stehe, das wird euch der Geist der Gerechtigkeit leicht klar machen, ohne ihn bleibt ihr im Verderben, mit aller eurer Pfiffigkeit.

Königreich oder Republik, Adel und Gemeine oder gleiche Bürgerrechte — das entscheidet nicht, Form ist gleichgültig und in gar mancher Form kann edler Geist sich frey bewegen.

Eugen. Also das ist dein letztes Wort, für Gerechtigkeit, für Rechtlichkeit im öffentlichen Leben sollen wir sorgen, damit dem Staate wohl sey. Aber wie nun anfangen? Lang kennen wir jene

Ermahnungen der Sittenlehre und wiederhohlen sie in den Wind. Sags noch so oft, es scheint dem Leben dennoch nicht zu helfen!

Evagoras. Ich meine hier gilts den Leuten nur immer, immer wieder ins Ohr zu schreyen, ohne Aufhören. Sie müssen's endlich doch vernehmen.

Bedenke doch wie so vieles zur Gewohnheit im Volke geworden, nun unserm Leben ganz eigen ist. Das Ablassen von Mord und Gewaltthätigkeiten, die Reinlichkeit, Schamhaftigkeit, und alle kleinere Regeln in Sitten und Gebräuchen, deren Recht jetzt niemand mehr zu brechen denkt. Eben so sollten Charakter und Tugend von den Voraussetzungen der Gewohnheit in Schutz genommen seyn und du würdest bald das öffentliche Leben für sie gesunden sehen.

Eugen. Bringe aber die Gewalt der Leidenschaften mit in die Rechnung. Sollte nicht, was von keiner heftigen Begierde vertheidigt wird, sich zwar leicht in die Gewöhnung zur Ordnung fügen, sollte aber nicht dagegen selbst die schon gewonnene Gewöhnung und Ordnung täglich neu von den Leidenschaften bestürmt, wieder gebrochen werden? Und wogegen steht die Gewalt der Leidenschaft im Einzelnen mehr, als gegen diesen Geist der Rechtlichkeit?

Evagoras. Ich finde dann doch, daß gegen alle Heftigkeit des Geschlechtstriebes unser Familien-

leben in der Regel einen festen Anfang der Gewöhnung zur Ordnung gemacht hat. Daß das heilige Recht der Familie doch noch so oft geschändet wird, ist nicht die Folge der Wuth der Begierde allein, sondern die Folge häßlicher Ordnungen, nach denen die Stiftung reinlicher Familie hier und dort gehindert wird.

Ich finde weiter, daß in unserm öffentlichen Leben durch Gesetz und Recht auch für die Rechtlichkeit schon viel geschehen ist, dem die Ordnung unsers Lebens willig folgt. Ich finde den Widerhalt für die noch bestehende Unehrlichkeit und Macht der Schurken nicht eben in der Gewalt der Leidenschaften, sondern in der Rohheit gewisser Vorurtheile. Kämen wir im öffentlichen Leben von der Schmach jenes elenden Geredes los, daß man den Menschen nur durch Habsucht und Eigennutz ködern könne, so würde hier alles eine edlere Gestalt gewinnen. Dies zu ändern wäre Sache der Einsicht, welche allmählig bessere Lebensgewöhnungen herbeyführte. Laß nur Ehre und Rechtlichkeit von der öffentlichen Gewohnheit in Schutz genommen seyn, so wird das Bessere bestehen.

Ich will dir wohl sagen, wo uns der Fehler liegt. Von oben herab könnte das Gute am leichtesten kommen. Freylich so eine Diebsschule, wo einmal emporgekommene Knechte und Wechseljuden mit den Staatsbedienungen handeln dürfen, verdirbt den

ganzen Stamm der Staatsbeamten auf lange Zeit, indem sie die Ehrlosigkeit erblich macht. Aber gerade dagegen vermöchte ein Machthaber mit innerer Kraft des Geistes sehr viel. Laß nur einmal die Fürsten, laß die Machthaber sich entschließen, sich selbst bürgerlicher Tugend zu befleißigen, die doch allein das geistig schöne ist!

Eugen. Je nun vielleicht entschließen sich Fürsten bald dazu.

Evagoras. Wohl! so scheiden wir in Frieden.

Eugen. Halt! doch noch einen Augenblick. Sprich mir das eine noch klarer aus. Was hilft nun deine Rede für den einzelnen Staat? Hier zur Stelle sage, wie soll man es machen, daß es besser werde?

Evagoras. Ich antworte wie vorhin: frage erst, kann man es denn machen? Ich meine ein einfaches Beyspiel wird uns verständigen. Die wohlhabenden Landbesitzer bauen Taback und Krapp und doch sind noch viele im Volk, die nicht satt Brod zu essen haben. Ist das nicht schlecht? Allerdings! Wollen wir also den Taback und Krappbau beschränken? Das würde in der Regel nichts helfen. Es ist ja Korn genug im Lande; wenn es nur nicht verbrannt würde anstatt verbacken zu werden. Sollen wir also daß Brandweinbrennen verbieten. Zuweilen; im Ganzen würde es aber auch nichts helfen. Es ist ja Korn genug auf dem Markt. Die

Armen hungern nicht, weil im Lande Mangel ist, sondern weil sie kein Geld haben, um an dem Vorrath Theil zu nehmen.

Warum aber haben sie kein Geld? Oft um der Noth willen, daß sie keine Arbeit finden, oder weil sie Kinder der Bettler sind u. s. w. — im letzten Grunde aber, weil die Begierden im Volke nicht geregelt sind. Die Reichen entziehen den Armen die Früchte ihrer Arbeit, können selbst nie reich genug werden, oder werfen ihren Ueberfluß gegen Tand auf eine bedeutungslose Weise weg. Dagegen tilgt der Luxus in den ärmern Klassen die strenge Scheide in der Lebensweise der Stände; die regellose Begierde nach immer mehrerem Aufwand läßt die Jugend nichts erübrigen und bringt so das Alter oder die hinterlassene Familie ins Elend.

Wenn du dies überlegst, so wirst du dir sagen müssen, in einer edlern Lebensweise der Reichen und in regelmäßigen ständischen Abstuffungen der Bedürfnisse kann allein der Geist der Gerechtigkeit im Innern des Volkslebens erscheinen — hier ist seine Ensarkosis, seine Verkörperung.

Wie nun helfen? Offenbar nicht anders als durch Bildung eines neuen Geistes der Ordnung und Mäßigung. Den aber werden wir durch Gesetz und Verordnung allein nie erzwingen, das Volk muß ihn sich selbst geben und könnte das am leichtesten durch das gute Beyspiel seiner Obern.

Was aber hier durch die stille Wirksamkeit der Gebildeten allmählich geschafft werden kann, ist nur Ausspruch und Ausbreitung besserer Einsicht — Hinwirkung auf Nationalunterricht. Verbesserung des Religionsunterrichtes für alles Volk ist hier die lösliche Aufgabe. Laß hier die Lehre des geistigen Selbstvertrauens und der Schönheit der Seele Mark und Bein alles Volkes durchdringen und du wirst eine sehr geänderte Gestalt des öffentlichen Lebens hervorgehen sehen. Nicht eben Fortbildung des Wissens und der Geschicklichkeit meine ich, sondern nur eine Fortbildung des sittlichen Gefühls für Ehre und Recht verbunden mit feinerer Ausbildung des Gefühles, welches das Schöne liebt sowohl innen im Gemüth als draußen in der Natur. — Solche Bildung wäre leicht an jedes jugendliche Gemüth zu bringen.

Eugen. Jetzt muß ich dir recht geben. Wie wird nun wohl der Geist unsers Volks zu unsern frommen Wünschen stimmen?

Evagoras. Gebe nur der gütige Himmel, daß ihr ihn bald auf die Probe nehmen könnt!

Vorsehung.

Lebhaft blieb mir vorzüglich Weihnachtsabend in der Erinnerung. Wir waren alle bey uns versammelt, denn Amalie war die Königin des Festes. Unter alle den Herrlichkeiten für die Kinder hatte ich meinem Liebling, Dora's kleinem Philanthes, ein phantastisches Kleid mit Bogen und Pfeil geschenkt, was ihm zu unsrer aller Gefahr von allen Geschenken die größte Freude machte. Klarissa sagte dem Jungen: dir fehlen nur die bunten Flügel, um den Amor vorzustellen. Er aber bedrohte uns mit seinen Pfeilen, die eben nicht Liebespfeile zu seyn schienen. Ich antwortete: nimm es nur nicht zu niedlich, es giebt wohl noch andere Götter mit Bogen und Pfeil als Amoretten. Klarissa erwiederte: wo dachte ich auch hin mit dir Kriegträumerin, wenigstens haben wirs doch mit Apollo dem Eidechsentödter zu thun. Evagoras fiel ein: Ihr wollt so gute Christen seyn und nun soll euch der Gott der Liebe unter den Göttern verachtet werden. Wißt ihr denn nicht, daß Hesiodos den Eros den stärksten, mächtigsten, ältesten unter den Göttern besingt, die Liebe als Weltenschöpfer, und ist nicht

uns Gott als Liebe zu verehren? Ist nicht die weltenerschaffende Liebe der Gedanke der größten Schönheit dessen des Menschen Geist fähig ist?

Die vielen kleinen Lichter verschwanden mit den Kindern, unsrer eignen Unterhaltung überlassen kam jedem der Gedanke der Besorgniß für Julius wieder, von dem wir den Tag Briefe hatten, wie er im heißen Gedräng des gefährlichen Kampfes stehe, dabey das Heer an allem Mangel leide. Eine herzlichere Berührung des Gefühls lebt dann gegenseitig in der Familie, man ist sich näher, weil nun aber keiner gern etwas gemeines zur Unterhaltung bringen will, so stockt die Unterhaltung leicht.

So saßen auch wir zusammen als Klarissa den glücklichen Gedanken hatte, den Evagoras über seinen frühern Spruch zur Rede zu stellen. Dir ist die Liebe als Weltenschöpfer der schönste menschliche Gedanke, sagte sie, warum denn ziehst du dich immer ironisch zurück, wenn ich in meinem guten Glauben von der göttlichen Liebe hoffe, daß sie uns zum erfreulichen Ziel führen werde.

Evagoras. Ich bin ein schulgerechter Mann. Deine Rede hält da nicht Stich. Gewiß lasse ich dich gehen, wenn du mich nicht fragst, aber wenn du mich selbst angreifst, muß ich mich denn da nicht gegen dich vertheidigen?

Klarissa. Laß auch uns deiner Gerechtigkeit theilhaftig werden! Gieb uns einmal recht klar

deine Meinung über Vorsehung und göttliche Weltleitung.

Evagoras. In gar wenig Worten ist diese meine Meinung ausgesprochen und wenn ich sie so bringe, werdet ihr mir alle unbedenklich Recht geben, aber das würde uns wenig fördern. Abwehrung des Irrthums ist hier immer das schwerste und allein durch den Verstand zu erringende; denn das reine Gefühl religiöser Ahndung wohnt in jeder Menschenbrust auf gleiche Weise. Darum also, wenn ihr mich hören wollt, muß ich Geduld von euch fordern.

Eugen. Bringe was du willst, du weißt, wir hören dir immer gern zu.

Evagoras. Nun dann Klarissa wende ich mich an dich mit einer Behauptung, deren Wahrheit leicht nachgewiesen ist. Der Mensch versteht den Zweck der Welt nicht und kann ihn nicht verstehen. Laß uns einmal vergleichen.

Wir bilden uns gewöhnlich ein, so leidlich gut zu wissen, was wir in diesem Leben wollen; woher und wie wir in dieses Leben gekommen seyen, möchte allenfalls auf sich beruhen; aber weiter, was wird nun aus diesem Leben werden? Welches ist das künftige? Die religiösen Hoffnungen und Erwartungen für diese Zukunft sind es, welche der Frage nach dem Zweck der Welt und allen ähnlichen jedem bis zu Religion gebildeten Menschen das große Interesse geben, daran schließt sich dann auch

die Wißbegierde an und verlangt den Ablauf der Vergangenheit zu verstehen. Du wirst mir Recht geben, deine Frage nach Vorsehung und göttlicher Leitung der Weltbegebenheiten ist die Frage darnach, wie das Schicksal aller Dinge in der Welt einem göttlichen Zwecke gemäß falle, der allen Weltbegebenheiten vorgeschrieben ist und das wahre Interesse an dieser Frage ist religiöser Art, ist eben das Interesse jener andern Fragen: was hab' ich jenseits der Schranken dieses zeitlichens Lebens, jenseits der Schranken von Geburt und Grab zu erwarten. Denn bald wird sich der Mensch bewußt, daß eine herrschende Macht, das ganze ihm unter Naturordnungen erscheinende Weltall zusammen hält und unumschränkt regiert. Frage ich also nach dem kleinen Schicksal meines Lebens oder nach dem Schicksal der größten Weltbegebenheiten, antworten müßte mir immer der, der den Gedanken der allmächtigen Leitung aller Dinge zu fassen weiß.

Auf alle diese Fragen meine ich nun zuerst antworten zu müssen: nur durch die Beschränktheit unsers sinnlich angeregten Lebens kommt es, daß die Menschenerkenntniß das Wesen der Dinge in dem unendlichen Raum und der unendlichen Zeit fassen muß. Das wahre und ewige Seyn der Dinge kennt keine Zeit und keinen Raum, aber die Ueberzeugung der Menschen berührt dies wahre Wesen der Dinge nur mit dem lebendigen Glauben jeder Vernunft:

daß die ewige Güte das Urwesen sey, durch welches alle Dinge sind. Dieser Glaube aber läßt sich nicht in den Begriffen einer Wissenschaft festhalten, sondern wohl verstanden gehört er nur der Idee des Schönen und Erhabenen, mit welcher das Gefühl des Menschen das Leben in der Natur faßt.

So also setze ich dir Begriff und Geschmack, das Reich des wissenschaftlichen Begreiffens und das des reinen Gefühls in unserm Geiste gegen einander, und sage dann: alle Ideen religiöser Erhebung, Begeisterung, Frömmigkeit und Andacht, leben in diesem reinen Gefühl und müssen der Wissenschaft fremd bleiben.

Klarissa. Das will ich dir gern gelten lassen. Sieh zu, wem das fördert, mir oder dir!

Evagoras. Sagte ichs nicht, unsre Präliminarien sind schnell abgeschlossen, bald aber wirst du dich mit ihnen getäuscht finden. Ich darf dir nun also schon behaupten, daß wir den Zweck der Welt nicht verstehen und nicht verstehen können, denn das liegt im Vorigen. Die Idee des Zweckes der Welt gehört nur dem Glauben und Gefühl. Doch damit wir uns in der Ausführung nicht mißverstehen, will ich dir den Gedanken noch bestimmter zu geben suchen.

Achte einmal darauf, wenn wir auch im Kleinsten die Zweckmäßigkeit eines Dinges verstehen sollen, so muß unsre Einsicht auf das Wesen dieses

Dinges immer erst mit einer gewissen Vollständigkeit eingedrungen seyn. Lassen wir uns z. B. die Einrichtungen einer Reihe von Uhrwerken oder Maschinen zeigen; du wirst den Unterschied zwischen Feder- und Pendeluhren, zwischen Wind- und Wassermühlen, zwischen Spinn- und Webemaschinen u. s. w. leicht verstehen, aber es fällt dir nicht ein, dich näher auf die Zweckmäßigkeit der einzelnen Einrichtungen einzulassen, denn dann müßtest du weitläuftig prüfen, wie alle Theile der Maschine in einander greiffen, und müßtest dem Mathematiker in seinen Rechnungen folgen, wie dem gemäß die Kräfte gegen einander wirken und wie das mit dem vorgesetzten Zweck stimme.

Einsicht in den Zweck eines Dinges ist immer die zuletzt zu erhaltende, welche die beste Einsicht in sein Wesen voraussetzt.

Und gehst du dann von den kleinen Einrichtungen menschlicher Kunst auf das Ganze der Natur über: so wird dir leicht klar, du kennst dich selbst nicht ganz, so kann dir selbst deine eigne Bestimmung nicht ganz klar werden. Und was kennst du von der Welt? Nur so kleines in zerstreuten Theilen in so unvollständigen Andeutungen, daß dir es nicht einfallen kann, daraus die Bedeutung des Ganzen zu erforschen. Sollten wir uns auf den Endzweck der Welt verstehen, so müßten wir nothwendig das Ganze des Weltlaufes übersehen, denn

nur der Geist dieses Ganzen könnte der Zweck seyn. Des Menschen Blick faßt aber nur aus einem schrankenlos Unendlichen einen kleinen Punkt und vermag selbst den nicht ganz zu durchschauen. Unser Wissen um diesen einzelnen Moment des Erdenlebens steht ja mit dem unendlichen Daseyn aller Himmel in gar keinem Verhältniß.

Was kann denn etwa der Mensch wissen? Wirf den Blick zuerst hinaus in die unendlichen Himmelsräume, sieh wie nach den einfachen kosmischen Gesetzen alle Bewegung der Gestirne abgemessen wird; komme dann näher an unser Sonnensystem herab und finde in diesem endlich unsre Erde. Das Licht der Sonne ist ihr Lebenserreger, die Axendrehung mißt ihr den Wechsel der Tageszeiten, die schräge Stellung ihrer Axe den Wechsel der Jahrszeiten ab. An ihrer Oberfläche bildet das Licht durch die Wechselwirkung der Atmosphäre mit dem Wasser das Leben des Pflanzen- und Thierreichs.

Hier finden wir in den ältesten Perioden der Gebirgsbildung keine Spnr eines organischen Lebens, allmählich zeigen sich Pflanzen- und Wasserthiere, dann auch Landthiere, aber von Arten, die nun lebend nicht mehr vorhanden sind; erst zu aller letzt tritt das Geschlecht der Menschen mit auf.

Auch dessen Geschichte geht in alte Perioden zurück, in denen sich jener erbliche Unterschied der Raçen bildete. Vielfach verschieden ist die Natur

und Lebensweise der Völker, nur bey wenigen erwacht der Verstand zu eigner Selbstthätigkeit.

Mit dieser Selbstthätigkeit des Verstandes fängt aber eigentlich erst eine Geschichte des menschlichen Lebens im Großen an, in der Vererbung und dem Wachsthum der Geistesbildung bey einzelnen Völkern. Die größte Geschichte der Art, die wir kennen, ist die asiatisch-europäische Kultur, die aus dem Orient an das Mittelmeer und von da an die germanische Christenheit gelangte. Deren Erzählung nennen wir die Weltgeschichte.

An diesem Faden werden wir eine recht unterhaltende Zusammenstellung gewinnen können, aber beachte wie klein hier in der Natur der Dinge das menschlich größte erscheint, wie klein das ist, was wir die Geschichte der Welt nennen.

Von all den Millionen Sonnen zu unsrer herab, von dieser zur kleinen Erde, deren Oberfläche wir allein betrachten können; und dann, wieder wie unermeßlich groß die Geschichte dieser Oberfläche gegen Menschengeschichte und endlich noch wie groß doch wieder diese Menschengeschichte über alle Länder der Erde gegen die asiatische Kulturgeschichte von der allein wir etwas mehr wissen.

So kommt es also, daß wir selbst die Frage nach Zwecken in der Welt nur für diese kleinen Verhältnisse des Menschenlebens recht auszusprechen wissen, für das große Ganze der Natur bleibt selbst

die Frage ohne Bedeutung. Selbstthätiger Verstand giebt sich selbst die Aufgabe seiner Ausbildung im Völkerleben und wie die Völker von denen wir unsre Bildung erbten, in diesem großen Werk allmählich fortgeschritten sind, das ist es, um was wir die Weltgeschichte fragen, des Menschen eignes Werk mit unserm Blick verfolgend, aber nicht Gottes Zweck mit dem Weltall selbst.

Klarissa. Erlaube daß ich dich unterbreche. Was du da sagst, mag alles gut und recht seyn. Ich habe nichts dagegen, aber es klingt mir viel zu künstlich und weitläuftig. Ich meine es viel einfacher und kürzer. Ist es nicht ein schöner Gedanke: für alles Lebendige sorgt Gott, sich zum Wohlgefallen schuf er es; er will die Glückseligkeit aller. Kann ich die nicht Zweck der Welt nennen?

Evagoras. Das scheint mir unmöglich. Den Wünschen der Menschen werden es freylich viele gemäß finden, daß sich Gott einen solchen Zweck vorgesetzt haben möchte, aber er hat ihn gewiß nicht. Darüber ließe sich sehr viel sagen. Bedenke etwa nur folgendes. Wenn der Herr der Erde gewollt hätte, daß um des Glückes und Genusses willen die Menschen bey einander leben sollten, so hätte er wahrlich wenig Macht haben müssen, daß er diesen brennenden unbewohnbaren Sand und dies weite Meer da liegen ließ, wo die lachendsten Gefilde seyn könnten; dagegen man dort oben sich

mühsam vorm rauhen Nord schützen muß, der so manchen zu früh dem Glück des Lebens entreißt. Oder noch mehr hätte ers hindern sollen, daß nicht so mancher am Elend und Schmerz des Andern seine Freude fände, denn unendlich weniger schmerzt es durch die Hand des Schicksals zu leiden, als durch die Bosheit des Stärkern gegen den man zur Rache zu schwach ist. Reitzt nicht oft den unpartheyischen Dritten das bloße Mitgefühl zur wilden Rache gegen den stolzen Verbrecher, der die Unschuld zu Tode martert. Die Götter aber leiden das und lassen ihre Sonne aufgehen nach wie vor über Gerechte und Ungerechte.

Klarissa. Du widersprichst dir offenbar. Anfangs sagtest du selbst, daß wir den Zweck der Welt nicht begriffen und nun willst du die Fügungen der Vorsehung tadeln. Sprichst du da nicht mit viel zu großer Einbildung auf deine Einsicht? Weißt du denn, was einem Menschen zu seinem wahren Glück nöthig ist? weißt du, wozu ihm gerade dieses oder jenes Leiden gut ist.

Evagoras. Sagte ichs nicht voraus, daß wir in der Anwendung jenes ersten Gedankens gleich uneins werden würden? Ich kehre deinen Vorwurf grade um. Du hast mit Anmaßung gesprochen, nicht ich. Ich sagte mit deiner Einstimmung, die Begriffe des Menschenverstandes vermöchten den Zweck der Welt nicht zu fassen. Du sagst dagegen:

Glückseligkeit aller Lebendigen sey der Zweck der Welt. Indem du ihn also dem Verstande nennst, widersprichst du dem vorigen. Glück und Genuß sind menschliche Gedanken, der Weltzweck aber ist ein göttlicher, den unser Verstand nicht auszudenken vermag. Ich habe ja den Gang der Vorsehung nicht getadelt. Ich sage nur im Vertrauen zu ihrer Allmacht: Genuß und Glück sind ihre Zwecke nicht, sonst könnte es kein Leiden und kein Unglück geben. Allerdings werden Schmerz, Leiden und Unglück aller Art dem Menschen zu vielem gut seyn — aber nur nicht unmittelbar zu Genuß und Glück, denn dessen Gegentheil sind sie ja. Ich kenne gar wohl dies fromme Vornehmthun mit unsrer Unwissenheit, womit auch du mir antwortest, indem du den Unglücklichen damit zu trösten räthst, daß er ja selbst nicht wisse, wozu ihm dies und jenes gut sey.

Aber grade wenn du diesen Gedanken geltend machen willst, mußt du deinen ersten Spruch zurück nehmen. Glückseligkeit ist ein menschlicher Begriff, darum schon mußt du sie nicht zu Gottes Zweck erheben.

Klarissa. Nun gut! Ich mag mit Glück nicht das rechte Wort getroffen haben, aber meinen Gedanken hast du nicht widerlegt.

Eugen. Mir scheints denn doch, als wenn du schon einen vorsichtigen Rückzug anfingest.

Klarissa. Das weiß ich noch nicht, laß mich nur gewähren. Ich nehme es ganz einfach. Wir glauben Gott hat alles gut gemacht. Und diesem Glauben entspricht unsre gebildetere Einsicht in die Natur. Vergleiche alle die wunderbaren Fügungen im Menschenleben, die Zufall scheinen und die der Fromme doch dankbar als ein Geschenk göttlicher Güte erkennt, deren Betrachtung ihn zur Andacht stimmt und erbaut.

Ferner betrachte alle die unendliche Kunst in den Natureinrichtungen, die ihr nie erklären werdet und die der frommen Betrachtung so reichen Stoff geben. Ich weiß es wohl, daß Evagoras mich gerade mit diesem ironisch behandelt, mit dieser Betrachtung der besondern göttlichen Leitnng und der Zweckmäßigkeit in der Natur. Erklärt so viel ihr wollt aus euern Gesetzen der Schwere; ich werde mich nicht irre machen lassen, den unendlichen Reichthum der Natur an Schönheit und Kunst und die liebliche Fülle ihres Lebens zu bewundern. Ich will dir nicht wieder alle die Feinheit und Herrlichkeit im Pflanzen- und Thierleben nennen, wie sie uns die Mikroskope zeigen, nur eins, was ich neulich las, führe ich dir an: dieser wunderbare Verkehr der Insekten mit den Blüthen; wie die Blüthe der Aristolochia ihre Mücke fängt, bis sie den Staub auf die Narbe schüttelt und wie sie sie dann wieder entläßt, oder wie die Datteln, die Fei-

gen befruchtet werden und so viel ähnliches. Wo bleiben da eure Erklärungen?

Evagoras. Recht gut! Ich unternehme es ja nicht, dir hier Erklärungen zu geben und theile deine Freude an dieser Naturbetrachtung; sehe der unendlichen Schönheit des Blüthenlebens so gern zu, wie der Freude spielender Kinder. Aber was ists, was uns hier entzückt? Ich sage nur: geheimnißvoll tritt unserm Gefühl die Erscheinung des geistigen Lebens hier aus den Körperformen hervor. Eben nur dein Gefühl ahndet in der Schönheit der lebendigen Natur die ewige Wahrheit, die in unserm Geiste lebt. Geistesverwandtschaft entzückt uns hier! Wir wollen aber nicht dem Verstande Belege schaffen für seine Begriffe. Daß die Natur zweckmäßig bilde, wirst du dem Verstande nie nachweisen, denn eben mit Begriffen diese Betrachtungen zu messen lehnst du ja gerade ab, erklären willst du nicht. Eben weil wir keinen Zweck der Natur nennen können, der gilt, so hat ja der Verstand hier gar nichts zu fordern.

Ich gebe dir eine einfache Vergleichung. Du schlingst dem Kinde den Faden verwickelt um die Finger und mit einem geheimen Zug löst du ihn wieder auf. Dem Kinde erregst du die Neugierde, das Kunststück auch zu lernen, eben so wie wir verstehen wollen, auf welche Weise uns der Taschenspieler täusche. Hat nun mit dieser Neugierde, die

Zweckmäßigkeit zu verstehen, jenes Interesse an der Naturbetrachtung Verwandschaft? Willst du eben so der Natur ihr Kunststück errathen?

Ich sage nein: das gerade nicht! Eben in die Unerklärlichkeit legst du den Werth. Aber drum bleibe auch dieser Betrachtungsweise treu, vermenge diese Betrachtung des Gefühls nicht mit dem Interesse des deutenden Verstandes. Der Verstand vermag gar keine Zweckmäßigkeit der Natur zu begreifen, das wird leicht deutlich werden, so oft auch für jene Naturbetrachtung des Gefühls der Verstand fälschlich in Dienst genommen ist.

Nicht leicht ist eine philosophische Betrachtung so lange kindlich geblieben, wie diese der Zweckmäßigkeit in der Natur. Das Eigenthümliche des Menschenwerks ist es, das Gute zu fördern, welches noch nicht in unsrer Gewalt ist. So ordnet der Wille des Menschen seine Geschäfte und diesem Gesetze gemäß muß eben jene größte Aufgabe in der Geschichte, die selbstthätige Fortbildung des menschlichen Verstandes gelöst werden. Alle Zweckmäßigkeit, auf die sich unser Verstand versteht, geht daher darauf hinaus, daß ein gutes Ziel endlich erreicht, daß kleine Kraft im Kampfe mit Hindernissen mannigfacher Art geschickt geleitet werde, um durch viele Vermittelungen endlich ihren Zweck zu treffen. Was soll aber das für göttliche Zwecke, für Zwecke des Allmächtigen bedeuten? Gott wird das Gute

erschaffen in voller Reinheit, unmittelbar in sich selbst, aber nicht mit allmählichem Besserwerden durch die Zeit und mit halbem Gelingen.

Will man mit Begriffen unsers Verstandes die Zwecke der Welt deuten, so muß man zufrieden seyn, wenn die Natur die Zwecke, welche wir ihr unterschieben, nur zuweilen einmal erreicht. Doch wirst du zugeben, hätten wir auch nur einen einzigen göttlichen Zweck wirklich errathen, so müßte sich diesem alles aufs genaueste auschließen ohne ihn je wieder zu verlassen. Manche entschuldigen Gott, daß er niedere Zwecke oft höhern nachsetze und aufopfere, aber gewiß Gott würde sie alle neben einander, wenn sie nur seine Zwecke wären, mit gleicher Leichtigkeit vollkommen erreichen.

Der Mensch ordnet in seinem maschinenmäßigen Thun und Treiben Mittel unter Zwecke und freut sich der für sich bedeutungslosen Mühe und Arbeit, wenn sie nur zuletzt mit dem Zwecke belohnt. Der Mensch freut sich der allmählichen Entwicklung zum Bessern, wie der Keim zur Pflanze sich gestaltet und diese zu Blüthe und Frucht gelangt, wie die Familie heranwächst vom ersten Kinderleben bis zur männlichen Selbstständigkeit; wie endlich der eigene Geist herangebildet wird von erster sinnlicher Anregung zum verständigen Selbstbewußtseyn und dessen geistigem Lebenswerk.

Aber das alles, was soll es als Naturzweck? Besser werden ist keine Idee für die Welt, sondern nur vollendetes Gutseyn.

Cäcilie. Aus dem, was du sagst, folgt auch, daß du die Idee einer göttlichen Erziehung des Menschengeschlechtes, welche in manchen Darstellungen so einnehmend erscheint, ganz verwerfen mußt. Was Klarissa vorhin anführte, die besondern Fügungen der Vorsehung für den Einzelnen und, im größern dasselbe, dieses einzelne Erblicken der Hand der Vorsehung in der Leitung der Geschichte zum Bessern, das wirst du, wenn ich dich verstehe, alles nicht gelten lassen. Sprich darüber deutlicher.

Evagoras. Ich will da keine Meinung für mich haben. Urtheilt ihr selbst. Die unerwarteten Fügungen in der Geschichte, wodurch das Bessere gebracht wird, oder die unerwarteten Fügungen in der Lebensgeschichte Einzelner fordern leicht zu einer eignen andächtigen Betrachtung auf. Trifft es unser eignes Leben, daß aus der Hand des Schicksals uns unerwartetes Glück gespendet wurde, so wird die Andacht gewaltsam zum Dank gegen den höhern Geber getrieben.

Aber bedenkt wohl, daß mit dieser Betrachtung eure Klugheit oder vorgebliche Weisheit nicht zu prahlen versuche, macht euch keine Lehre der göttli-

chen Leitung daraus — sondern laßt dem Gefühl, was dem Gefühl gehört.

Sonst wird euch der vorhin angedeutete Widersinn immer wieder stören. Eben so oft als zum Guten wird durch unerwarteten Zufall, durch blinde Hand des Schicksals die Macht des Bösen und der Verfall des Guten herbeygeführt; immer bleibt es kindlich unbesonnen, dies ganze Geschäft des mühsam zu erkämpfenden Bessern göttlich nennen zu wollen.

Dem ungewarnten werden allerdings lebendige Darstellungen einer göttlichen Erziehung des Menschengeschlechts schön erscheinen, ist er aber den Irrthum einmal inne geworden, so reizt der Kinderglaube darin unwillkührlich zur Ironie. Wie komisch nimmt sichs nicht bey Lessing aus, daß die Juden gerade um ihrer Rohheit und Häßlichkeit willen zum Volk Gottes, zu Gottes auserwähltem Werkzeug erkoren werden.

Nein, solches kann nicht Werk des Allmächtigen heißen. Besser geht es noch mit jenem Glauben des unwissendern Alterthums, wo der Geist des Guten nur mühsam kämpft gegen den bösen Geist, der eigentlich der Herr dieser Welt ist und dem sie erst mit dem Ablauf der Zeit abgerungen werden muß. Wenn ihr nicht diese widerspänstige Macht des Bösen der Gottheit gegenüber stellt, so bekommt diese ganze Lehre keine innere Haltung.

Dem Göttlichen ziemts nicht besser zu werden, sondern von Beginn her gut zu seyn.

Eben deshalb machte ich euch anfangs aufmerksam, welche untergeordnete Stelle in der Natur vor unsern Augen die sogenannte Weltgeschichte einnimmt, damit wir uns hier besser verstehen. Das fortblühende Leben des menschlichen Geistes ist des Menschen eigne Sorge, sein Verstand soll lernen sich selbst zu helfen, die Macht des Geistes im Menschenleben zu gründen, zu erhalten, weiter auszudehnen. Dies Menschenwerk nennt mir nur nicht Gottes Werk.

Das möchte aber das schönste in der Darstellung der Menschengeschichte seyn, daß wir das geistig-reinste, die geistig-fördernde Kraft, wie sie wirklich erschien, hervorheben, andern zur Betrachtung, zur Bewunderung, zum Vorbild. Was ein Anderer vermochte, ist auch mir aufgegeben, daß ich es erstrebe!

Dem Menschen ists aufgegeben sich selbst zu helfen! Vom Schicksal haben wir nichts zu hoffen; das Schicksal bringt mit blinder Macht bald dem Guten bald dem Schlimmen Gedeihen und Untergang, Wachsthum und Zerstörung.

C ä c i l i e. Dies letzte ist eine trostlose Lehre! Der Mensch fühlt sich so tausendfältig abhängig, ganz in die Gewalt gegeben unwiderstehlichen höhern

Mächten. Wie nun, wenn sein Gedanke sich diesen nicht vertrauenvoll nähern darf?

Evagoras. O geliebte Freundin! wenn ich sagen müßte, daß er das nicht könnte, dann freylich träfe alle Lehre, die ich ausspreche, der härteste Tadel. Aber die trostlose Lehre braucht eben nicht die schlimmste zu seyn! Der ist der sicherste, der gar nicht erst des Trostes bedarf, trostlos ist, nicht weil ihm Trost fehlt, den er sucht, sondern weil er keinen braucht.

Das ist es, wofür ich bey dem falschen Gedanken an die Vorsehung warnen muß. Unwillkührlich dankend erhebt der Fromme den Blick gen Himmel für erhaltenes Glück. Aber er soll kein Glück von oben fordern, er soll sich sagen, daß das grausamste Schicksal ihn so gut treffen könne, wie jeden andern, er soll Gott nicht die Sorge für seinen Eigennutz übertragen, soll sich nicht durch den Zauber der Gebetsformeln vor Unglück verwahren wollen.

Bedenke nur alle das gräßliche Elend, was Menschen treffen kann. Wenn durch die Wuth des Uebermächtigen einer ein halbes Leben im Kerker verschmachten muß; wenn nicht du selbst, wenn der, der dir der Nächste ist, Mann, Weib, dein Kind in Wahnsinn lebt; wenn ein Feingebildeter durch eigne geringe Schuld in äußerster Armuth mit jeder Entbehrung kämpfend durch lange, lange Jahre am Krebs leidend zu Tode gemartert wird.

Dora. Mahle das gräßliche nicht weiter, wer bedarf der Bilder?

Evagoras. Höre mich aus, Liebe! Es könnte doch wohl frommen. Wollt ihr von der Vorsehung durch euer Gebet hoffen, daß solcher Greuel von euch abgewendet bleibe? Ich sage nein! die Sonne geht auf über Gerechte, wie über Ungerechte! Euer guter Trost gegen solchen Jammer kann nur seyn: die Wahrscheinlichkeit, daß wir ja wohl verschont bleiben, weil dies Aeußerste doch nur wenige trifft.

Klarissa. Siehst du, das ist wieder der Ton, den ich nicht hören mag. Ich vertraue der Güte Gottes! Du glaubst doch eigentlich keine Vorsehung. Mir aber gilt der Trost für alles Unglück, daß eine ewige Ausgleichung uns zu Theil werde.

Evagoras. Ja, deinen Worten nach glaube ich sie nicht! Aber eben dieser Vorsehung bedarf ich nicht — rein heraus gesagt, die mag ich nicht. Nur das soll gelten, daß, wie Cäcilie sagte, der Mensch vertrauensvoll zu den höhern Mächten aufblicken kann, denn er glaubt, daß, wie alles gesunde Leben in der Natur ihm entgegenklingt, weil es ihm des eignen Geistes tiefstes Innere verkündigt — daß die allmächtige Liebe die Welt erschaffen hat, jedes Wesen nur vom Geiste der ewigen Schönheit seinen Lebenshauch empfing.

Klarissa. Nun sprichst du wieder anders und recht schön. Andere Worte für meinen Gedanken.

Evagoras. Vielleicht doch richtigere für deine unrichtigern.

Cäcilie. Laß mich versuchen euch auszugleichen. Ihr scheint mir denn doch einig zu seyn der Absicht nach. Aber ich sehe, es kommt in diesen Dingen gar viel auf jugendliche Bildung des Urtheils an und die mit ihr gegebene Stimmung der Phantasie. Wenn man einmal eine Lieblingsphantasie religiöser Beruhigung gewonnen hat, so ist es schwer davon zu kommen und seinen Sinn wieder zu ändern. So in dem Ton frommer Betrachtung, so in den Gewöhnungen des Gebetes.

Klarissa. Gewiß! und dann kommt ja in diesen Sachen des Gefühls gar wenig auf die trockne verständige Richtigkeit des Ausdrucks an. Lebt nicht alle dieses Gefühl und seine Andacht nur in geheiligten Bildern, die dem einen so dem andern anders erwachsen sind und blühen?

Evagoras. Allerdings, diesen geheiligten Bildern lasse ich ihr volles Recht, ohne sie spricht keine Andacht unter den Menschen sich aus. Allein bedenke wie weit dies langt. Es greift in diese Bildersprache der Ahndung der hohe Ernst sittlicher Ideen, der sich nicht in Bildern ausspricht, sondern in unverhüllter Wahrheit. Diese sittlichen

Ideen klar und rein zu erhalten, das ist das Wichtige.

Eben darum wird dem, der diese Dinge versteht, jeder Irrthum hierin verhaßt. Deine Ansicht der Vorsehung und dein Vertrauen zu ihr verbirgt immer jenen eitlen Stolz, der sich selbst neben andern Gott verhaßten Nebenmenschen, neben Ketzern, zum Kind des Lichts, zum Gott geliebten Auserwählten ausruft. Ohne diesen Stolz kann dir das Vertrauen nie erwachsen, daß Gottes gütige Vorsicht dich ja wohl vor Unglück schützen werde, das er doch über den Nachbar verhängt. Was den andern traf, dürfte eben so gerecht dich auch treffen.

Daher bedarfs einer ganz andern Besinnung, wenn wir uns zum ächten Vertrauen auf die heilige Vorsehung, welche die Welt regiert, erheben sollen. Die lautere und gesunde Andacht lebt in den Ideen der Ergebenheit. In der vollen Besinnung unsers religiösen Gefühls muß das Bewußtseyn der Selbstständigkeit unsers geistigen Lebens entscheiden und mit diesem das Gefühl der Erhebung über alles Spiel von Freud und Leid. Nach christlicher Lehre: unser Wandel ist im Himmel! Nur in der innern Schönheit der geistigen Entfaltung des Lebens liegt des Lebens Werth. Mögen die Verhältnisse dieses meines endlichen Daseyns im Glücke schimmern oder das tiefste Elend zeigen, das ists nicht, was gilt, sondern nur des Geistes innere

Schönheit hat die Bedeutung. Alle Hoffnung, alle Furcht, die dem Wechsel endlichen Glücks oder Unglücks folgt, verschwindet vor dem erhabenen Gedanken des Todes, der mich zum Urquell des ewigen Lichtes, zur heiligen Liebe zurückführt.

Klarissa. Du hast mich überwunden! Ja das ist dasselbe, was du uns früher schon gesagt hast. Nur in der innern Schönheit des geistigen Lebens liegt dem Menschen wahrer Werth. Heute hast du mich völlig überführt; ich meine, ich werde in diesen Dingen nicht mehr mit dir streiten.

Der Friede Gottes im eignen Herzen, die feste innere Ruhe im Vertrauen zur ewigen Liebe hat es ja mit diesem Spiel von Freud' und Leid und seinen Wechseln nicht zu thun, erhebt uns vielmehr ganz darüber und läßt uns nur in dem Gefühl der innern Hoheit des Geistes zur ächten andächtigen Selbstverständigung gelangen.

Evagoras. Wir sind einig. Also nur noch eine Bemerkung, um uns auch einig zu erhalten. Ihr seht wie die Werke des Begriffes und Geschmacks sich scheiden und wie nur der letzte mit seinen Belebungen des Gefühls der Andacht dienen kann. Aber im gebildeten Geist will doch auch der Verstand durch Begriffe diesem Leben im Gefühl, dieser Anschauung des Schönen in der Natur Hülfe leisten. Wir wollen uns gleichsam ein regelmäßiges Geschäft daraus machen.

Darin werdet ihr neben manchem andern auch finden, warum uns die Idee einer göttlichen Erziehung des Menschengeschlechts anzieht, wiewohl jede gediegene Geschichtsforschung sie verwerfen muß.

Der unbefangene Unkundige sagt: das ist allein die Stütze unsers Glaubens, es wird mit der Menschheit allmählich immer besser! Er bedenkt aber nicht, daß jede strenge Geschichtsforschung ihm kalt widersprechen muß: dieselben Gesetze des Auflebens und Absterbens beherrschen von Beginn her allen Weltlauf! Er bedenkt ferner nicht, daß jener Trost doch in der That keinem Menschen zu gut kommt. Ich dächte: kann ich mich zwischen Geburt und Grab mit der Welt begnügen, wie sie heut zu Tage ist, so mögens meine Kinder auch, was kann es helfen, daß andere mir ganz fremde Völker nach Jahrtausenden durch meine kleine Arbeit endlich einmal ein wenig besser werden. Soll mir mit diesem Besserwerden geholfen seyn, so muß es doch wohl dorthin fallen, wo ich mit dem Tode hingehe?

So geht denn wieder klar hervor, soll mein Leben einen Werth haben, so muß dieser abgesehen von allem Erfolg nur in der innern Schönheit der geistigen Kraft selbst liegen.

Was bleibt nun da eigentlich das interessante in unsrer Betrachtung der Fortschritte des menschlichen Geistes in der Geschichte?

Das Bild des Guten in der Natur, die Erscheinung des heiligen Geistes in den Naturverwandlungen ist dem Menschen an die Entfaltungen des Lebens gebunden. So betrachten wir den Blüthenschmuck der Flur, das Heranwachsen des Geistes im Kinde — endlich das Heranwachsen des Verstandes in der Geschichte der Völker.

Es ist uns hier das interessanteste, wenn der erklärende Verstand beschäftigt wird und bey diesem Geschäft doch das Gefühl beständig mit anregt. So mögt ihr zum Beyspiel gern Botanik treiben, oder einige unter euch spielen wohl gar mit dem Griechischen. An den vielen Namen und ihren kleinen Unterscheidungen könnte den andern, die nicht eitle Närrinnen sind, wohl nichts liegen, aber über diesem Treiben hat man ja doch immer die Schönheit des Pflanzenlebens vor dem Auge!

Aehnlich ist es nun auch mit der Geschichte. Wenn ihr nicht vom innern Werth des Menschenlebens, nicht vom Bösen und Guten in ihm redet, sondern nur von den Stufen der geistigen Ausbildung, so werdet ihr in der Geschichte allerdings, so weit sie eben Geschichte ist, und nicht etwa nur Register todtschlagender und todtgeschlagener Despoten — ich sage, ihr werdet in ihr einen klaren regelmäßigen Fortschritt finden vom alten Asien mit seinen Religionen, bildenden und herrschenden Priestern, zur Freyheit und Schönheit der Griechen, zur Welt-

Herrschaft der Römer, zur Christenheit, zum neuen Europa. Es ist der Baum der Erkenntniß den ihr Aufkeimen, Emportreiben, seine Zweige immer weiter ausbreiten seht. Dessen Geschichte können wir allein mit erklärendem Verstande verfolgen. Indem wir das aber thun, fassen wir alle Schönheit und Erhabenheit geistiger Kraft in der Geschichte zugleich mit ins Auge und so wirkt wieder der wissenschaftliche Fortschritt zugleich belebend aufs Gefühl.

Ich meine jeder Fehler in den Meinungen über die Vorsehung stammt von den zwey Irrthümern, einmal daß der Zweck der Welt mit der irdischen Bestimmung des Menschen, mit der Aufgabe, welche dem Menschen selbst für dieses Leben gegeben ist, verwechselt wird und zweytens, daß man sich über die irdische Bestimmung des Menschen selbst mißversteht.

Wir dagegen werden in diesen Dingen die ruhige Selbstverständigung behaupten, sobald wir uns fest besinnen, daß ja aller Werth dieses irdischen Lebens nur in der Entfaltung geistiger Schönheit liege, wie diese in der Geschichte des Menschen durch alle Herausbildung des innern geistigen Lebens besteht, vorzüglich aber durch die Ideale der Ehre und Gerechtigkeit, der Liebe und Freundschaft, und der Andacht.

Wem dies klar wurde, der wird für die Spiele von Freud' und Leid, von Glück und Unglück nichts

von der Vorsehung fordern, sondern ruhig und demüthig hinnehmen, was sie gab. Wir werden mit jeder ihrer Gaben zufrieden seyn, denn wir leben des frohen Glaubens an die ewige Schönheit des himmlischen Lebens, an die weltenerschaffende heilige Liebe!

Wie kommen wir nun aber gleichsam zum Umgang mit diesem Glauben in uns? Dafür brauchen wir ausgesprochenes Wort und Bild. Doch überschätzet mir auch hier das Bild nicht. Nur in der Herrlichkeit sich aufopfernder Geisteskraft im ganzen Volke kann dem Traum der religiösen Dichtung die heilige Bedeutung lebendig bleiben.

Unsre christliche Frömmigkeit ist bilderarm und besonders die deinige. Dir ists nicht zu thun um das Bild des göttlichen Siegers, der Riesen, Ungeheuer, böse Geister niederkämpft als Ordner zum Guten, ja dir ists nicht um das Bild des Rächers, dessen Flammenblick alle Herzen durchschaut, der widerkehren wird zum Weltgericht — dir ists nur um das Bild des Trösters, welcher die heilige Liebe ist; dir ists nur um die göttliche Liebe, welche Auge, Licht und Sonne der Geisteswelt ist.

Klarissa winkte ihm freundlich Beyfall zu und sagte: es scheint du könntest meinen Gefühlen auch schmeicheln, wenn du wolltest.

Julius hatte mehrere glänzende Feldzüge gemacht, war der Führer des vaterländischen Heers, ach! noch im Sklavendienst geworden; Krates der erste nach ihm. Der Friede kam, er eilte nach Haus und vertraute dem Krates den Befehl der Truppen an. Kurze Zeit der Ruhe war erschienen. Julius heyrathete Cäcilien; sie lebten im traulichen Kreise der Familie, bereis'ten wieder mit Amalien die Schweiz und Italien, Cäcilie gab dem Julius einen Sohn, der nach dem Bruder Eugen genannt wurde. Aber schon nach einigen Jahren fing der Krieg wieder an. Julius ging zum zweytenmal zur Armee. Als er von Eugen und Evagoras Abschied nahm, sagten sich die Freunde: „dies waren unsre Jugendträume; wir erwachen, eine rauhe Wirklichkeit kommt!"

Zwey Dinge müssen hier dazwischen erwähnt werden, das Wachsthum des Bundes und die Geschäfte des Evagoras. Zusammenhalten für eine kräftigere, geistig gesundere Lebensweise war das Gesetz des Bundes ohne alles Geheimniß; er verbreitete sich schnell in unserm Vaterland, Eugen

und Julius standen an der Spitze, nicht durch Wahl, nicht nach Gesetz und Ordnung, sondern durch den Anfang der neuen Sitte. Evagoras hatte sich nicht mit verbunden, wiewohl er den Geschäften des Bundes bestens diente. Schon in seinem ersten Werk waren die Verbündeten mit der fremden Regierung des Statthalters hart zusammen getroffen. Kaum hatten sie die Anstalten der öffentlichen Wohlthätigkeit reicher dotirt, als eine gewaltsame Maaßregel dieser Regierung sich aller Gemeindegüter bemächtigte und mit ihnen auch dieser Stiftungen. Gegenvorstellungen blieben fruchtlos, doch vermittelte Evagoras endlich, daß die Fürsten, denn der Bund durfte kein Eigenthum haben, diese Stiftungen nach gewöhnlicher Art der Verschleuderung von Staatseigenthum für sich wohlfeil zurückkaufen konnten.

Bey dieser Gelegenheit traten zuerst die jungen Leute des Bundes gleichsam in geschlossenen Reihen gegen eine andere Parthey auf, welche sich mehr an die neue Regierung anschloß. Evagoras verhinderte mit Mühe den Ausbruch von Thätlichkeiten.

Er konnte das nach seiner jetzigen Lage am leichtesten. Durch Unterstützung seiner fürstlichen Freunde, durch seine ersten Spekulationen und die glückliche Wendung, die er dem Manufakturwesen seines Vaterlandes gab, war er in Besitz sehr großer Fonds gekommen. Durch diese gelang es ihm

von der Regierung die Pachtung eines Monopols der Pulvermühlen, der Gewehrfabriken und der Kanonengießereyen seines Vaterlandes zu erhalten.

Schon dieses nahm ihm Eugen übel, als er aber später sich auch auf die Pacht der Spielhäuser in der Hauptstadt einließ, wurde das Mißverständniß noch größer und entschiedener. Eugen sah wohl, daß das erstere zu großen Resultaten führen könne, mußte es auch loben, wie sehr die Uebernahme der Spielhäuser durch Evagoras zur öffentlichen Reinleichkeit der Sitten in der Hauptstadt und zur Vertreibung des Betruges dabey gewirkt habe. Aber er fand das Monopol ungerecht und das andere Gewerbe zu niedrig. Sprach er nun mit Evagoras davon, so antwortete dieser: „Wir wollen nicht streiten und nicht träumen! Ich bin ein Kaufmann!“ Eugen hatte schon mehr darüber mit Julius gesprochen, an ihn geschrieben, Julius aber antwortete: „Mir scheints wie dir; doch Evagoras ist mein Lehrer, ich kann ihn nicht richten!“

Jetzt war Julius schon wieder einige Zeit im Felde, da kam es hiermit an ein Aeußerstes. Zwey sehr reiche unabhängige junge Leute, der oben genannte Graf D. und ein gewisser P. waren der Mittelpunkt und die Triebfedern alles ausgelassenen Lebens in der Hauptstadt. Sie spielten sehr hoch und unbesonnen, waren dadurch schon in Schulden, als sie eines Abends halb trunken zusammen an ei-

ner von des Evagoras Banken auf das höchste kamen, in immer steigendem Unglück standen, endlich alle ihre Kapitale und liegenden Güter auf dem Spiel hatten und verloren. Die Gesetze berechtigten den Evogaras alles in Besitz zu nehmen und dies ließ er auch sogleich ausführen.

In der Verzweiflung dachten die beyden vielleicht noch durch Eugen den Evagoras zu einem gütlichen Vergleich zu bringen. Eugen erschrack über die That des Evagoras und ließ ihn zu sich bitten mit dem D. zusammen.

Eugen stellte dem Evagoras die verzweifelte Lage der jungen Leute vor und daß P. nach D—s Versicherung nahe daran sey sich selbst das Leben zu nehmen. Er möge sich doch mit ihnen vergleichen.

Evagoras erwiederte: Nun und nimmermehr! Ich habe unsrer Stadt den schweren Sieg erfochten. Sind diese zwey gefallen, die wenigen andern Gesellen verlaufen sich bald und unsre Mitbürger sind von dem Schimpf befreyt mit den Beamten der geheimen Polizey und der schlechten Steuern Genossenschaft zu pflegen.

Was den Selbstmord betrift, so ist mir es recht, wenn diese Elenden auf eine ihnen beliebige Weise abtreten. Aber fürchtet euch doch davor nicht! Der gehetzte Eber rennt sich endlich seinem Jäger auf, aber diese zahmen Schweine ersparen ihrem Schlachter die Mühe nicht. Dieses Volk fin-

det immer noch leicht sein reichliches Futter in den Cloaken des öffentlichen politischen Lebens unter Molchen und Käfern.

D. stampfte vor Wuth und knirschte mit den Zähnen. Evagoras sagte ihm: „Ganz gut, nur den Grimm nicht gegen mich, sondern gegen dich selbst! Du bist noch jung und kannst vielleicht jetzt für ein Werk der Ehre zur Besinnung kommen. Ich bin dem jungen Mann zu vielem Dienst erbötig, dem liederlichen Menschen, dem elenden Gesellen von Douaniers und Spürhunden der geheimen Polizey wünsche ich nur ein baldiges Ende."

Als Evagoras sie verlassen hatte, rief D. in der ersten Uebereilung: „Das muß ich mir von dem elenden Wucherer gefallen lassen!" Eugen erröthete für seinen Freund, schalt aber doch den D. und bedeutete ihn, daß Evagoras ihn ja nicht unbedingt abgewiesen, sondern ihm den Weg gezeigt habe, sich mit ihm zu vergleichen.

Die Noth brachte ihn dann auch zur Besinnung; er nahm ein Amt an und lebte mit Ehre in angesehenen Stellen bis in den Kampf um unsre Befreyung, dem er als Opfer fiel. P. hingegen erfüllte gleich des Evagoras Voraussagung; er war nach wenigen Tagen im Dienst der geheimen Polizey. Durch diesen näherte er sich dem Statthalter, fand bey ihm Gehör mit der Erzählung seines unglücklichen Schicksals. Der Statthalter sah

wohl, daß man dem Evagoras rechtlich nicht beykommen könne, weil aber doch so gar viel Geld auf dem Spiele stand, so dachte er bey Hofe einen Gewaltstreich gegen den Evagoras zu bewirken.

Für Evagoras wurde dies bald höchst gefährlich, vielleicht selbst bis an das Leben. Er sprach darüber nicht mit Eugen, das wurde diesem noch trüber. Eugen schrieb alles an Julius und sprach diesem seine Verlegenheit aus, wie da zu helfen sey. Julius antwortete wie folgt:

Es wird schon noch Zeit seyn bis ich komme: Durch diese Lage des Evagoras lernte ich endlich die meinige fühlen. Anstatt der viel wiederhohlten sanften Vorstellungen ging ich zum Obergeneral und klagte heftig gegen die schändliche Hintansetzung unsrer Regimenter. Er lächelte und zuckte die Achseln. Ich warf ihm den Commandostab vor die Füße und sagte den Dienst auf. Er schien in der ersten Wuth Lust zu haben mich arretiren zu lassen, — dann ließ er es doch bleiben. Ich fühle es, die Zeit reift zur That, zu unsrer That! Wohlauf ich komme!

Er kam. Eugen erschrack und bedeutete ihn, er mache es ja damit nur noch viel schlimmer; er werde ja doch nichts für Evagoras thun können. „Du scheinst Recht zu haben," antwortete Julius, „aber giebt es nicht ein Aeußerstes, wo die Vorsicht bricht, ihr Ende hat und das Ungestüm des Ge-

fühls mit seiner Kühnheit herrscht! Sind es nicht der Freundschaft heilige Rechte? Mir ist keine Wahl, mit Evagoras siegen oder fallen! Ich weiß es doch, ich weiß es jetzt, wir dringen durch!" Eugen antwortete ruhig lächelnd: „Wohlauf, wir gehen mit einander!"

Evagoras fühlte tief erschüttert das ganze Gewicht der Aufopferungen, die Julius für ihn gemacht hatte, und wie nun alles durch sein Schweigen sich so unerwartet einer gefährlichen Entscheidung entgegen drängte. Als er sich wieder aus Julius Armen losriß, stellte er sich vor Eugen Aug in Auge, seine Hände auf dessen Schultern: „Reiner, gerader, fester Mann!" sagte er, „wir werden uns bald wieder verstehen, wenn auch nicht jetzt im Augenblick! Du hältst mich für so eine Art schlechten Krämer, nicht wahr? Bedenke! wozu sollte ich denn als Krämer alle die Noth um tausend Spekulationen durch einander brauchen und selbst nur das Geld, das ich zusammen werfe? Oder wenn ich nun so etwas bin, warum fürchtest du da so sehr für mich? Höre mich an! Kennst du das Lied des Mephistopheles von dem König und seinem großen Floh? Verstehst du dich nun darauf die Minister Floh und Wanze zu behandeln? Schwerlich! Glaube mir aber ich bin als Tanzmeister und Schneidermeister in ihrem Dienst gewesen!"

Julius fiel ein: Lieber, was bedeutet die wunderliche Ironie? Wie ists denn mit dir?

Evagoras antwortete: „Ach das ists, da trittst du mit der ganzen Gewalt deines Wesens für mich hin, opferst dich auf für mich, ich fühls im Innersten der Seele! Und was thut es Noth? Hier bedarfs der Kraft deines Geistes nicht!“

„Wessen denn?“ fragte Eugen. Er antwortete: ein Paar Juden, die eine Auction ausrufen lassen. Ich habe die reichsten Besitzungen des P. versteigern lassen; der Statthalter hat ein sehr niedriges Gebot darauf gethan und dafür sind sie ihm zugeschlagen. Nun sind wir gute Freunde, ohne daß ich ihn gesehen habe. Er mag nun zusehen, wie er die Sache bey seinem Machthaber wieder in Ordnung bringt.

So war für den Augenblick Ruhe gewonnen. Aber diese Entscheidung konnte Eugen und Julius eben so wenig gefallen als des Evagoras ganzes Verfahren. Sie beschlossen sich ernstlich mit ihm zu verständigen. Er aber kam ihnen zuvor. Denn als er gleich nachher den Eugen allein fand, sagte er ihm gerade: „Ich mag es nicht länger leiden, daß wir uns mißverstehen! Dein edler fester Sinn mag mit Gemeinem und Niedrigem sich nicht befassen. Aber glaube mir, so führt man in unserm Volke nichts aus.

Eugen. Du magst Recht haben. Aber geht es so nicht, so läßt man es lieber.

Evagoras. Das ist der schlimme Vorwand aller stillsitzenden reinen Seelen, der uns den ganzen Jammer unsrer Zeit gebracht hat. O du hast die Stelle auch, wo du diesem Worte untreu würdest. Ich spekulire lang hinaus mit unsichern Hoffnungen. Dir müßte bey aller Gefahr der Ausführung doch die Sicherheit gewährt werden, daß man zur That schreiten könne und du trätest mir auch bey.

Eugen. Nein, du beredest mich nicht! Weil ich unter Schurken und Leuten von niedriger Denkungsart lebe, soll ich selbst nach niedrigen Maximen handeln? Nimmermehr! Du treibst die Teufel aus durch den Obersten der Teufel; in wessen Dienst lebst du aber dann?

Evagoras. Die Sache ist ja einfach genug. Sinnesart, Denkungsart, Absicht macht den Mann, bestimmt den Werth seines Lebens. Wie aber will er Absicht und Denkungsart nicht nur durch schöne Worte sondern durch ernste That geltend machen? Hänge ich denn im Leben nicht von Andern ab, von ihrer Gemeinheit und ihrem Schmutz? Muß ich mich nicht darnach richten, wenn ich irgend wirken will?

Eugen. Hinter der Entschuldigung deckt sich auch jeder Schurke.

Evagoras. Ganz recht! Darum eben sind die Schurken unsers Lebens Meister. Wie schwer hält es nicht irgend einen andern Menschen richtig zu beurtheilen. Guter Rath für geistige Schönheit ist dem Menschen leicht gegeben. Aber diese reine Lehre der Ethik richtet sich ja nur innerlich an dich selbst und die Gesinnung in dir, stellt dir so ihre Ideale vor zur Wahl; zeigt dir, was das Schöne sey in dir wie im Völkerleben. Aber wie soll nun deine schönste Gesinnung sich äußerlich zur That gestalten? Hängt das nicht gar viel von deinen Umgebungen, hängt es nicht ganz besonders von der Gestalt des Völkerlebens um dich her ab. Darum haben wir ja diesen Eifer für eine Aenderung der Dinge, weil geistige Schönheit im Menschenleben nur durch die schöne Gestalt des öffentlichen Lebens im Volke gewonnen werden kann. Gilt es nun aber noch diese schönere Gestalt des öffentlichen Lebens erst herbey zu führen, sind wir im Volke noch von Rohheit und Gemeinheit umgeben, so müssen wir ja in diese hinein greiffen, dem Guten erst Grund und Boden zu erobern.

Was hilft mir für die That hoher Sinn der Gerechtigkeit im Busen, alle Gluth der Liebe und Freundschaft im Herzen, wenn ich von Rohheit und Niederträchtigkeit umgeben lebe. Diese Umgebung kann ich ja doch nur durch Gewalt bändigen.

Eugen. Du kommst so leicht in Eifer, wenn das Lob jener gemeinen Lebensklugheit und sogenannten Weltkenntniß, wenn das Lob dieser feinen Pfiffigkeit gehört wird. Wie ists aber nun? Was giebst du jetzt anders, als eine Vertheidigung eben dieser Lehre?

Evagoras. Laß uns von meinem eignen Thun bestimmter reden, dann kannst du mich nicht mehr mißverstehen. Du kannst mir nicht Schuld geben, daß ich irgend an Lüge und Betrug Antheil genommen habe. Aber du wirfst mir vor, daß ich die schlechten Gesetze und Rechte, die jetzt bey uns bestehen, gewaltthätig zu meinem Vortheil brauche, du wirfst mir vor, daß ich die Handlungen niedriger Menschen so beurtheile, wie sie zu beurtheilen sind, und daraus Vortheil ziehe.

Eugen. Das mag es seyn!

Evagoras. So antworte ich denn, daß ich in meiner Lage bisher nicht anders handeln konnte. Fast alle Monopole sind eine schlechte Staatseinrichtung, ungerecht gegen das Volk, verderblich für den Verkehr. Das habe ich immer und bey jeder Gelegenheit behauptet, aber habe ich damit unsre schlechte Einrichtung bis jetzt ändern können? Mir blieb vor der Hand nichts übrig, als der guten Sache die Gewalt zuzuwenden, die mit diesen Monopolen vergeben wird. Ich kaufte sie.

Es ist niedrig wenn der Staat aus Spielhäusern und ähnlichem ein Gewerbe macht, aber konnte ichs ändern, daß man es bey uns thut. Ich kaufte auch dieses Monopol und du siehst selbst, daß ich damit viel Gutes gestiftet habe. Habe ich nicht damit dem gesunderen Geist der Jugend eures Bundes den Sieg verschaft? Und bald wirst du zugeben müssen, daß ohne alle diese Mittel, uns zu bereichern, wir jetzt nicht im Stande wären, den Kampf für unsre Freyheit zu beginnen.

Wenn es darauf ankommt Zwecke zu nennen, Plane für die Zukunft zu machen, zu sagen, welches die edlere Gestalt des Menschenlebens sey: so führt uns jene Klugheit der Pfiffigen auf die Verdammniß ihres Urtheils, welches alles Geisteswerk niederhält und das aufstrebende zur Entartung führt: Aus dem Erdenkloß, sagen sie, ist der Mensch gebildet, über den Erdenklos wird er sich nie erheben! Dagegen müssen wir auftreten lehrend und dreinschlagend, so weit es langen mag! Aber wie weit mag es langen? Du mußt ja doch deine Kraft berechnen gegen die der andern; Gewalt mußt du stellen gegen Gewalt und diese Gewalt dir gewinnen.

Am Ende wirst du wohl das Gewicht der Aufopferungen fühlen, die ich für euch gemacht habe. Ich habe dich und deinen Julius rein gelassen, ganz rein, daß ihr untadelhaft die Führer des Bundes

seyn solltet. Ich trat vom Bunde zurück; wenn ich nun aber alle die Hülfsmittel, die ich sammelte, für die Sache des Bundes verwende, wo ist dann meine Schuld?

Eugen umarmte ihn schweigend.

In dieser Zwischenzeit kurzer Ruhe und Einigkeit traf den Julius der schnelle Tod Cäciliens. Ein Fieber, das sie befiel, führte sie in wenig Tagen unwiderstehlich dem Tode entgegen. Ganz besonders lebhaft blieb dem jungen Philanthes die Erinnerung dieser Tage. Die Sorge der ganzen Familie war nur auf Cäcilien gerichtet. Amalie und Dora wichen nicht von ihrem Bette, auch Klarissa blieb immer in ihrer Nähe.

Die ersten Tage lag sie träumend in wilden Phantasieen. Sie sah immer nur ihren Julius im Kampf um die Befreyung des Vaterlandes. Bald beklagte sie den zum Tode Verwundeten; bald drängte sie sich mit in den Kampf den Gefangenen zu befreyen, bald feyerte sie seine Siege.

So rieben sich schnell die gestörten Kräfte ihres Lebens auf, es folgte die Ruhe todtenähnlichen Schlafes, um den mit noch bangerer Erwartung, ob er zu Tod oder Leben enden werde, die Freunde versammelt waren. Endlich erwachte sie wieder zu vollem Bewußtseyn. Es war das letzte Auffrackern der verlöschenden Flamme. Klarissa gab sich schnell

frohen Hoffnungen hin, grüßte sie zur Wiedergenesung. Cäcilie aber antwortete sanft lächelnd: nicht diesen Ton, Geliebte, täusche uns nicht! Ist es nicht schön, daß mir noch diese ruhige Klarheit zum Abschied wurde. Alle waren um sie. Amalie brachte ihr den kleinen Eugen. Julius faßte Cäcilien in den einen Arm und nahm den Kleinen auf den andern. Da sagte ihm Cäcilie: ich werde bald erwachen aus unserm langen Traum, aber das ewige Licht soll mich nicht blenden! Ueber dir Fortträumenden will ich still warten, bis auch du erwachst. — Damit sank sie zurück und schied von uns. Dem Julius ist das Bild des über ihm lächelnden Schutzgeistes immer geblieben.

Traurend saßen einmal Klarissa und Julius zusammen; Philanthes weinte neben ihnen. Julius sagte: diese Augenblicke des schmerzlichsten Verlustes gehören doch zu den größten im Menschenleben, wenn für den Augenblick so aller Tumult des äußern Wirkens und Schaffens um uns her verstummt, die Seele sich so ganz in sich zurückgedrängt fühlt, so wird ihr ja aus ihrem innern Geisteslicht die höchste Erhebung. Liebe Klarissa, ich fühle mich nun ganz allein! und in diesem Gefühl kommt mir doch wieder die Sehnsucht aus dieser Ruhe heraus: hinaus, hinaus mit Cäciliens Phantasieen! Dort ist ja immer noch die frohe Erwartung meines Erdenlebens. Wären wir erst mitten darin! Kein wohlthätigers

Gefühl und nichts herrlichers ist in unserm Leben, als sich aufopfern für eine große Sache!

Klarissa erwiederte: Wohl euch! daß ihr mit so frommer Hoffnung diesem selbstgeschaffnen Werk entgegenseht. Aber vergieb mir, ich warne, wie immer, der Mensch sollte sich nicht vermessen, so in den Kampf mit der ewigen Schickung zu treten, eigensinnig für eignes Werk. Was ist ihm dieses Erdenleben? Soll er nicht eingedenk seiner himmlischen Heimath, den Lauf dieses Endlichen der höheren Hand zur Führung überlassen. Ihr seht nach Trost auf dieses Erdenleben zurück und sucht euch da, was in ihm noch gilt! Vergieb mir, treibts euch da nicht hin, eben weil euch doch der feste Trost über das Jenseits fehlt, den wir noch haben? Oder wie denkst du dir das?

Julius erwiederte: Liebe Klarissa, ich mag jetzt nicht mit dir streiten! Laß uns beym Letzten bleiben, in dem wir einig sind! Sind wir nicht alle Kinder, die mit Bildern spielen? Weißt du es nicht so gut wie ich, daß wir uns auf dieses Jenseits nicht verstehen, und daß denn doch der Glaube die innerste Stärke unsers Geistes ist, der Glaube, aus dem uns für dieses Jenseits so fest die frohen Erwartungen hervorgehen. Weißt du was Paulus sagt: wir sehen jetzt durch einen Spiegel in unverstandnen Bildern; dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkennen wir stückweis, dann aber

werden wir erkennen, gleichwie wir erkannt sind. Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drey bleiben ewig; und die Liebe ist die größeste unter ihnen. Nicht wahr? So glauben wir beyde an die Ewigkeit der Liebe!

Ist nicht in jeder Stimmung der Erhebung des Gefühls der reine Gedanke an Gott der läuternde und allbesänftigende? In dem Wechsel frischer Bilder liegt nicht der Ernst — ich mag das unausgesprochene Gefühl in der Tiefe des Geistes, jenes Gefühl, dessen Bedeutung ist: ich allein in der Nacht des Todes der ewigen Liebe gegenüber!

Klarissa neigte sich sanft zu ihm: Ja ihr steht rein und fest; ich lasse euch, wie ihr mich laßt und doch sehe und höre ich euch gern.

Evagoras war in diesen Tagen nicht in der Stadt, eine Geschäftsreise hielt ihn entfernt. Erst nach Cäciliens Tode kehrte er zurück. Mit der innigsten Rührung trat er wieder vor seinen Freund, aber sonderbar bewegt empfing ihn dieser mit den Worten: Ist es nicht ein Sieg für dich und dein Mißtrauen? Nimm die Maske des Mitleids nicht vor, die dir nicht steht! Du hast doch nur das Vaterland im Auge und denkst: ist Cäcilie mir entrissen, so bleibt mir nichts als das Vaterland.

Evagoras antwortete: Wahrlich, Mitleiden bedarf es da nicht! Aber diesmal habe ich vom Schmerz der Trennung, vom Mitgefühl noch nicht

bis zu kälterer Vergleichung fürs Vaterland kommen können. Lieber Julius, heute nimm mich nicht so hart auf! mein Gefühl ist einzig mit deiner Trauer!

Julius umarmte ihn mit Thränen, und sagte: Ach der Traum flog schnell vorüber! Du glaubst nicht, daß ich der Schickung zürne, die mir dies bereitete. Ich erkenne die ganze Herrlichkeit dieses meines Lebens mit Cäcilien. Es konnte ja reiner, heiliger nicht bleiben, als in dieser schnellschwindenden Engelserscheinung!

Nun wohl! Ich fühle, wie ich entschieden ganz dem Vaterlande leben kann, leben werde!

Die Lage unsrer Freunde änderte sich bald wieder. Der Statthalter hatte sich mit Evagoras Sache so weit compromittirt, daß man ihn zurückrief, ihm aber freylich seine erbeuteten Schätze ließ. Zu erwarten war ein neuer, gleich habsüchtiger Befehlshaber. Nun traten die Freunde unter sich näher zusammen. Sie sahen die Ankunft des neuen Statthalters als den entscheidenden Augenblick für ihre Sache an, besprachen die Hülfsmittel und fanden, daß bey den geringen feindlichen Besatzungen im Lande ein kleiner Kern bewaffneter Macht hinlänglich seyn werde, um dem Volk den Anstoß zur eignen Gegenwehr zu geben. Evagoras legte seine Hülfsmittel vor, besonders wie er im Gebirge Artillerie und Waffen auf eigne Rechnung vorbereitet habe, wie er unter dem Vorwand, neue Einrichtungen des Geschützes zu probiren, allmählich immer mehr die ihm ergebenen Gebirgsbewohner in der Gegend der Gießereyen geübt habe, mit Artillerie umzugehen. Dazu kamen die immer wiederholten Klagen des Krates über Beschimpfung und Un-

terdrückung der Hülfstruppen: man entschloß sich, daß Evagoras den Krates in Besitz bedeutender Summen setzen sollte, wodurch es ihm möglich gemacht würde, bey guter Gelegenheit auf eigne Hand nach Hause zurück zu kehren. Eine concentrirte Stellung dieses Heers an der Küste begünstigte dies Vorhaben.

Indessen wurde der neue Statthalter erwartet. Der Rath trat zusammen um zu berathschlagen, mit welchen Summen zum Geschenk man ihm entgegen kommen solle, den Gehorsam zu beweisen und ihn gnädig zu stimmen. Die ersten Mitglieder stritten nur um Art und Größe des Geschenks. Als aber Eugen zum Sprechen aufgefordert wurde, sagte er: „Mitbürger, Männer von Ehre! Dieser Gebrauch ist ein Gebrauch von Sklaven, ihre knechtische Gesinnung gleich kund zu geben, wer sich aber zum Sklaven macht, darf sich nicht beklagen, daß der Herr ihn unter die Füße tritt! Laßt uns dem neuen Statthalter zeigen, daß Männer von Ehre ihn für einen Mann von Ehre halten! Laßt uns uns selbst und auch seine Gesinnung nicht herabwürdigen. Ich stimme dafür, ihm mit gar keinem Geschenk entgegen zu kommen.“ — Man stritt sich, man nannte es gefährlich; man sagte, er werde es ganz anders verstehen. Da rief Julius heftig dazwischen: „Freylich wohl! das kann leicht kommen! Dann auf zum Kampf!“ Und alle jungen Männer im Rathe riefen ihm nach: dann

auf zum Kampf! Der Rath ging ohne Entscheidung auseinander; aber durch das ganze Land liefen die Worte: dann auf zum Kampf!

Der alte Graf, den wir als Onkel des Julius genannt haben, war mit diesem Schritt sehr unzufrieden. Er warf dem Julius besonders seine Kühnheit vor und gab ihm Schuld nach Thron und Krone zu trachten zum Verderben des Vaterlandes. Julius erwiederte: O meine Rosenkränze verwelkten, und mit dem Blüthenschmuck des Lebens sind alle thörichten Wünsche hinweg aus meinem Leben, seit Cäcilie mir unter die Unsterblichen trat. Was soll mir Diadem und Scepter, seit ich ihren Scheitel nicht mehr kränzen, ihre Hand nicht schmücken kann. Mir lebt nur die Ehre und das Vaterland. Ich kann in diesem Kampfe nichts verlieren, ich will in diesem Kampfe nichts gewinnen! Aufopferung ist der große Gedanke, der meine Sehnsucht stillt — nach der ich kindisch hastig greiffe.

Der Onkel entgegnete: Ihr bereitet euch Verderben und uns!

Julius aber erwiederte: Der Lauf ist begonnen! Wir hoffen, wie es der Jugend ziemt. Euer Alter fürchtet mehr für uns als für sich selbst. Sieh' dich habe ich immer wie Vater geachtet und geliebt. Es schmerzt mich, daß ich jetzt meinen Weg allein ohne dich gehen soll! Harre drum noch wenige Jahre unter uns, du wirst uns dann Recht geben!

So hofft ihr, sagte der Onkel, indem er ihm die Hand reichte, ich muß euch gewähren lassen!

Der Statthalter nahm diese Nachläßigkeit sehr übel und die Rache blieb nicht aus. Immer mehr feile und niedrig gesinnte Ausländer wurden in die Beamtenstellen, selbst in die Gerichte gezogen, man drängte dem Volk immer mehr fremdes Recht, ja sogar fremde Sprache auf; die gesetzlich geschützten Räuberbanden im Dienst der schlechten Steuern und der Auflaurerey wurden immer zahlreicher und frecher. Selbst bis ins Innere der Familien verfolgte man freye Aeußerungen über den Staat und die Regierenden; keine Flasche Wein, kein Brod konnte man über die Straße tragen, ohne Gefahr unterwegs von diesen Räubern angefallen und ausgeplündert zu werden. Evagoras aber freute sich über jede solche neue Erfindung, ihre günstige Wirkung auf die Stimmung des Volks beachtend.

Sobald Krates das Geld erhielt, suchte er insgeheim Fahrzeuge zusammen zu bringen, um die Truppen, deren er versichert war, einzuschiffen. Er führte den Plan schnell aus. So gewagt es war, sich mit meistentheils so kleinen Schiffen dem Meer anzuvertrauen, unternahmen es seine Leute doch gern. Er entfernte sich heimlich, indem er eine Meldung an den Obergeneral zurück ließ, in welcher er die Ursache seiner Entfernung klar nannte. Der Schande wolle er nicht länger dienen, nur um

die Helfershelfer plündernder Commissarien zu machen, würden sie ausgeschickt und dann von diesen Commissarien selbst bestohlen.

Er landete glücklich unfern der Hauptstadt. Der Statthalter wußte nicht genau, wie er das zu nehmen habe, befahl ihm also nur die Leute auseinander gehen zu lassen und die Waffen abzuliefern. Krates ließ ihm zur Antwort sagen: er wolle ihm die Waffen entgegen bringen, dann möge er sie nehmen.

Wenige Tage nachher waren die drey Freunde zum Berathschlagen beysammen. Sie fanden, daß nichts mehr aufzuschieben wäre, daß Krates Schritt entscheidend sey. „Jetzt oder nie!" riefen sie einander zu. Indem hörten sie Kriegsmusik. Sie traten auf den Balkon des Saals, der die Aussicht eine Straße entlang hatte. Krates zog kühn zur offnen Stadt mit klingendem Spiel ein! Es war der Marsch des Evagoras. Unter dem Hause des Fürsten riefen die Krieger: „Heil den Führern des Bundes!" Da trat Evagoras hinter den Julius, mit den Worten: „Hörst du die Hexen rufen: Heil dir Than von Cawdor, heil dir Than von Glamis, der einst König wird seyn!" — „Ich höre deine Töne," erwiederte Julius. — „Meine Töne von deinen Trommeln," entgegnete Evagoras. Der Schlag war gefallen; sie eilten hinab. Den Abend hatten die Fürsten schon viel Volk um die Regimenter des Krates geordnet.

Der Statthalter konnte mit seiner geringen Bedeckung sich nicht halten. In der Gefahr sammelten sich zwar auch die Banden der Regie, Douane und geheimen Polizey zu einem bewaffneten Trupp, aber die Gesellschaft der Niederträchtigen und Feigen gebiert keinen Muth. Im Aufstand wichen diese schon den Steinwürfen des Volkes.

Das ganze Land stand auf. Die beyden Brüder eilten mit dem Heer nach den nördlichen Grenzen. Evagoras blieb zurück, die südlichen entferntesten und am leichtesten zu schützenden Gegenden zur letzten Gegenwehr in Fällen der Noth vorzubereiten, zu befestigen und mit Hülfsmitteln aller Art zu versehen.

Hier ist noch ein Brief des Julius an den Evagoras:

Julius an Evagoras.

Heil dir! Heil uns! Uns leuchten heitre Sterne zum Abend des größten Tages in unserm Leben. Wir haben ihn heute durchlebt. — Eugen und ich, wir standen an der Spitze unsrer Mitbürger, freyer Bürger! Muth und Freyheitssinn war stärker als die Uebung. Wir führten unsre Schaaren in die Schlacht, standen in ihr bis an den Abend; aufgerieben oder versprengt ist das feindliche Heer, wie dir die Berichte melden. Ich grüße dich, den Lehrer des wiedergebornen Volkes! Das größte ist uns geworden! Einmal standen wir frey an der Spitze der Freyen im Sieg! Komme nun, was die ewige Schickung will! Wir unterwerfen uns kühn und froh! Sieg oder Untergang im guten Kampf der Ehre! Der Kampf der Ehre gilt allein! Die Kraft ist da! Hart wird der Kampf noch seyn, doch die gesunde Jünglingsstärke kämpfen sie so leicht nicht nieder!

So weit ging die Sammlung dieser Papiere; die Worte waren verstummt: es galt die That, mehrerer Jahre ununterbrochner rascher Thatenlauf durch Noth und Tod! Vier Heere der Feinde waren vernichtet. Folgendes ist aus dem letzten Feldzug vor dem Frieden.

Es war den Morgen nach der Schlacht bey Z. Die Wachtfeuer waren niedergebrannt. Evagoras aus kurzem Schlafe früh erwacht deckte auch seinen Mantel sanft über Alexandern, der noch am Boden schlief; sein trauriger Blick haftete auf dem schönen kaum noch zum Jüngling gewordenen Knaben, dessen freundlich-ruhige Miene von der nahen Gluth des Feuers erleuchtet wohl sehen ließ, wie schmeichelnde Träume ihm die herbe Gegenwart weggetäuscht hatten. Dann blickte Evagoras ruhiger gegen das kommende Morgenroth und mühte sich mit Gunst der Wachen dem jungen Freunde einen warmen Trank zum Frühstück zu bereiten. Eine Bewegung im Schlafe drückte Alexanders verwundeten Arm und der Schmerz der Wunde weckte auch ihn. Schnell kniete Evagoras zu ihm nieder, nach dem Verband zu sehen und ihn neu zu ordnen. Fester heftete des

Jünglings schönes Auge den ersten Blick auf den sorgenden Freund, aber wie des Lichtes erster Strahl es wieder traf, sank der ganze Jammer des gestrigen Tages wieder schwer auf ihn nieder: „O Vater, o Vaterland, o Freyheit," rief er aus, der Vater todt, das Vaterland verloren, wir gefangen! Ihm antwortete nur des Freundes milder ernster Blick.

Der Verband war geordnet; Evagoras sagte: weißt du was deines sterbenden Vaters letzte Worte waren? — sage deinem Julius: ich falle, aber das Vaterland bleibt im Sieg; bald bin ich bey seiner Cäcilie! — „Aber mich nannte er nicht, auch die Mutter nicht," entgegnete Alexander. — „Alexander!" antwortete Evagoras strafend. „So laß, laß mich," rief jener, warf sich schmerzlich an den Boden, drückte die Wange ins thauige Gras. — „Ach ich will ja deinen Gram nicht brechen, schöner Jüngling," erwiederte Evagoras, „schone deinen Arm, Alexander!"

Alexander richtete sich wieder auf. Nun sagte Evagoras: „tritt hier zu mir, sieh hinaus nach dem kommenden Licht!" Jener aber dagegen: „O unerträglich wie das kalte Maschinenwerk abläuft, bedeutungslos einen Tag wie den andern; den gestrigen Morgen wie den heutigen, als ob nichts dazwischen läge, gar nichts — wären auch wir mit dem Vater!" „Findet dein Gram Worte," erwiederte Evagoras, „so setze dich hier zu mir; du weißt

wohl, daß du falches sagst! Dort wird die Sonne hervortreten! Laß uns anderes sprechen!"

Alexander antwortete: „Anderes, was denn anderes?" „Ach nichts anderes, du Lieber" erwiederte Evagoras weich, „nur dieses eben dieses so, daß du es fassest. Ist doch heute der erhabensten Morgen einer in deinem Leben! Was war nicht gestern alles und was ist heute! Nicht wahr, wir werden auch so ruhig seyn, wie gestern dein Vater?"

Da sprang Alexander rasch auf, stellte sich fest vor den edlen Freund hin und faßte ihn Auge in Auge: „Ja wohl, das wirst du mir geben; sieh, das weiß ich; so rede dann, ich werde dich schon finden, schon verstehen."

„Denken wir unserm gestrigen Schicksale nach," fuhr Evagoras fort, „wie schmeichelte uns der Sieg. Nur noch eine halbe Stunde, noch der eine Angriff im Rücken des Feindes! Aber so sollte es nicht seyn!"

Alexander. „Ach du wolltest ja vorher schon die Schlacht nicht!"

Evagoras. „Freylich wohl! Aber wir mußten doch schlagen, unser großer Eugen übersah das sichrer als ich. Was wäre auch der Verlust der Schlacht, hätten wir ihn nur noch." — Sie schwiegen. — „Alexander, wende den Blick dort hin nach dem glänzend aufsteigenden Licht, es verkündigt sich uns der ewige Glanz der heiligen Ru-

he! Kannst du es nun besonnener fassen? Das Leben deines Vaters ist jetzt ein vollendet herrliches Gemählde, unvergänglich, unantastbar den Launen der Zeit! Freude uns, wenn unserm Leben ähnliche Vollendung wird! Kraft und Ehre gab er hier dem Vaterland; die Stärke seines Geistes, seines Arms führte herbey, gründete, stützte das neue Leben in uns, in unserm Volke. In all den Millionen hochherziges Selbstgefühl der Volksehre durch ihn, mit ihm! Und er, der bescheidene, herrschsuchtlose, freyeste der Freyen — mit williger Aufopferung ging er dahin!"

„Ja so herrlich war es," entgegnete Alexander, nun aber die Blüthe seiner männlichen Kraft gebrochen — todt. Alle dies herrliche zerstört, unwiederbringlich untergegangen! — ohne ihn haben wir ferner Leid und Freud! wohl nur der Leiden Uebermaaß. Nur er konnte des Vaterlands Ehre retten! das Vaterland am Rande des Abgrundes, da sank er; alles wird mit ihm in die Tiefe stürzen. Vernichtet sehe ich mit ihm jeden Glanz, jede Hoffnung der Zukunft."

„Der Schmerz," antwortete Evagoras, „führt dich zu Ungeduld und Irrthum. Du darfst ja doch dem Tode gegenüber mit der Zeit nicht rechten wollen. Nicht wahr, unsre heilige Lehre gilt: Was war, das ist und bleibt! Glaube nicht, daß dieses herrliche Leben deines Vaters dem schwindenden Au-

genblick der Gegenwart gehörte; nein, ewig wie die Erinnerung, aber nicht nur in der Erinnerung ist dies alles.

Was ich jetzt eben nicht mehr sagen kann, galt mir doch früher in einem bedeutungslosern, planlosern Leben: damals war es mir ein Gedanke stiller Beruhigung, wenn ein Freund sterbend von meiner Seite schied. Das vollendete Bild tröstete mich; die launige, untreue Zeit, dachte ich, kann diesem reinen Leben nun keinen Flecken mehr geben.

„Nein," fiel Alexander ein, „so fühle ich aber nicht!"

„Verlangte ich denn das," erwiederte Evagoras, „sage ich nicht selbst: befangen in unserm großen Werk fühle ich jetzt nicht mehr so. Die zerrissenen uns selbst so groß dünkenden Plane zerstören diesen Gedanken der Ruhe. Aber eins, was ich dir damit bedeuten wollte, merke dir wohl! Weißt du, was vor allem den Menschen fälschlich mit seiner Schickung unzufrieden seyn läßt? Nicht die Leiden der Gegenwart, sie sind zu ertragen; nicht der Jammer der Vergangenheit, er ist überwunden, — sondern die Vergleichung von Gegenwart und Zukunft mit den Hoffnungen der Vergangenheit. Wer giebt uns das Recht, der Zukunft abzufordern, was der Vergangenheit gehörte? Bleibe bey dem, was geschehen ist, und verlange nicht mehr! Aber wir leben in Hoffnungen und wollen dies schöne Ge-

schenk der Hoffnung doch nicht in sich selbst gelten lassen, schlagen ihren schönsten Traum ohne Erfüllung für nichts an. Hoffnungen abzubrechen sollte der Mensch sich stark gewöhnen; sonst tritt er nur mit kindischem Eigensinn gegen die ewige Schickung auf, indem er sagt: so habe ich es verlangt, so sollst du mir es geben! Wir haben ja doch nichts anders von ihr zu verlangen, als wie sie es eben giebt. Nimm jeden Moment des Lebens in ihm selbst, vergleiche ihn nicht falsch mit kindlichen Hoffnungen und du wirst lernen, die Ruhe zu behalten oder sie schnell wieder zu finden. — So hoffte ich wohl, aber so sollte es nicht kommen, sagt sich ruhig das gottergebene Gemüth.

Was schmerzt uns jetzt? Ein Verlust, ein großer Verlust! — Unser Leben mit deinem Vater war schön, sehr schön! Dieses schöne Leben bleibt unser unverlierbarer Gewinn! Aber wir wollen dasselbe Leben auch in die Zukunft fortleben; vergleichen nun damit Gegenwart und Hoffnung; sind deswegen unzufrieden in der Zeit, die alles endet, grade mit dem Ende, welches die ewige Schickung brachte, wollten der ewigen Schickung wohl gar darum zürnen. Siehe also nur ab von diesen falschen Vergleichungen, nimm das Leben jeder Zeit nur in ihr selbst und es wird dir jedes Augenblickes eigne Schönheit erscheinen, es wird dir jedes neuen Lebens eigne Bedeutung leicht klar werden, du wirst

dir den innern Frieden behalten. Kannst du dir dann nur hell im Innern sagen: ich that, was ich konnte, so wird dir die Ruhe bleiben und die Zufriedenheit. So mit getroster Freudigkeit den großen Schmerz tragen in der Brust, ist selbst ein schönes Leben."

Alexander blickte in das Morgenroth hinaus mit nassen Augen: „deine Rede thut mir wohl," sagte er, „du unser aller Tröster und Lehrer; du nimmst mir die Trauer nicht, aber mit Ruhe sie getrost zu fassen und zu tragen, das wirst du mich bald gewinnen lassen. So sagt mir es wenigstens der Augenblick — aber siehe! dann denke ich wieder an das Vaterland und unsre Lage. Die Ehre auf dem Spiel, das Vaterland am Rande des Verderbens! — und wir, hier sitzen wir unthätig, still — da wäre der Tod ein schöneres Loos! O die verwünschenswerthe Lage des Gefangenen!"

„Fasse dich, schöner Jüngling," erwiederte Evagoras, „halte meine Gedanken nur noch wenige Augenblicke fest und du wirst mich verstehen. Weißt du, was wir uns immer sagten seit der Kampf begann! Mag immerhin das Leben des Achilles unsers Vaterlands Leben seyn; nur wenige Jahre dieses Kampfes sind ja herrlicher als hundertjährige Ruhe jenes scheuen, ohnmächtig-unterdrückten Lebens, wenn dem gleich volle Märkte blieben und feiger Reichthum. So werden wir auch im Unter-

gang des kühn=durchlebten uns erfreu'n! Und nun: war es unsre Schuld, daß wir entwaffnet unterlagen? Nein! So wollte es die Schickung — wir tragen's treu! Eine leichte Aufgabe ist uns jetzt geworden, die leichteste von allen. Ohne alle Unruhe der unsichern That, ohne alle Gefahr des Fehlens — nur ruhig Ausharren in Geduld!— Laß uns diese treulich lösen! Sage nicht, daß so ein bedeutungsloses Leben das unsere werde. Noch bleiben wir uns und blieben wir uns bald nicht mehr: siehe, so steht jeder von uns allein vor Gott. Tritt in Gedanken vor den Urquell der ewigen Güte und fasse da dein Leben. Gott, der alles lenkt, führt auch dich! Immer wird dir es bleiben: der heiligen Sammlung deiner Gedanken zu leben, der innern Läuterung des Geistes, vielleicht zur Stählung für kommende Thaten."

Alexander unterbrach ihn beruhigter: Siehst du dort tritt die Sonne hervor über das Meer, hier die Berge dort das ferne Gestade hinab, wie alles jubelt dem wiederkehrenden Lichte entgegen, wie alles deiner Worte Wahrheit bezeugt." Und freudig schloß Evagoras den Jüngling in die Arme: „Glaube mir, rief er entzückt, so schrecklich uns der Augenblick für Vaterland und seine Ehre scheint — sein Schutzgeist verläßt es nicht. Eugens Sterbensworte werden uns Worte der Weissagung seyn."

Der Officier von der Wache, der die Gefangenen geleitete, hatte ihnen lang zugehört, er trat vor und sagte ihnen: „besser ists mit euch gefangen, als mit uns frey zu seyn, lebt dieser Geist in vielen unter euch, so brechen wir euren stolzen Sinn nicht. Doch jetzt bringt man euch Pferde, wir müssen fort.“ Sie stiegen auf und ritten schnell den ganzen Tag und die folgende Nacht. Am Morgen führte man sie in ein wohlbewachtes Gebäude. Hier fanden sie die Fürstin Klarissa, Eugens Wittwe, Dora des Evagoras Gattin und den Knaben Philanthes ihren Sohn, die auch gefangen waren, den Tod des Eugen erfahren hatten, auch den Verlust des Evagoras und Alexander.

Mächtiger als die Trauer war im ersten Augenblick Klarissa's Freude, den Sohn lebendig zu sehen, dessen Tod sie auch hatte befürchten müssen. Tief erschüttert drückte sie ihn an die Brust. Evagoras seinen Jungen erblickend rief bewegt: Du schon gefangen, armer Knabe, ehe du noch ein Schwerdt trugst. Philanthes aber erwiederte unverständig freudig: o sie werden uns schon wieder befreyen und da du jetzt gar bey uns bist! Nicht wahr Mutter? — Dora verhüllte das Gesicht. Dann eilte Philanthes zu seinem schönen Freunde freudetrunken an seinem Blicke hängend: wußte ichs doch, sagte er, daß du nicht todt wärest! Und ach wie schön! Du trägst den Arm verbunden; die

schöne Wunde nicht wahr sie ist tief und schmerzt — Du Glücklicher! Wir haben keine Wunden und sind doch auch gefangen. O wann werde ich dir meine erste Wunde zeigen können.

Klarissa hatte sich niedergelassen, Evagoras blickte ernst nach ihr hin. „Nicht wahr" brach sie in Klagen aus, „jetzt haben wir das Ende, die traurige Entscheidung! War es nicht meine alte warnende Klage, das ungeheure Spiel nicht zu beginnen. Mir ahndete wohl, wie es enden würde. Ist das nicht alles eure, unsre Schuld? Wären wir in friedlicher behaglicher Ruhe geblieben unter dem Schutz des sichern Schicksals, freundlich hätte uns das Leben gelacht und Eugen hätte mit uns bis ins Alter seine schöne Familie und eure aufblühen sehen. Nein Evagoras, der Mensch soll nicht stolz in das Rad der Schickung greifen, es reißt ihn mit sich fort, schleudert ihn in den Abgrund."

Der Mutter Klagen hörend riß Alexander sich von Philanthes los und rief: O Mutter, Mutter, rede nicht so; sieh wie du jetzt, dachte auch ich noch gestern Morgen! Evagoras sage ihr das auch wie mir! — Heftig schlug er sich auf die Brust — mir hat er schnell den Schmerz in der Brust beruhigt.

Evagoras erwiederte sanft: Schone deinen Arm, Alexander! dann wandte er sich an die Fürstin: wir werden nicht streiten, Klarissa. Noch nie griff ein Mensch in das Rad der Schickung, der, der

dieses Rad führt, leitet sanft oder schleudert jeden dahin, wohin er will — und damit wird ihm das Beste!

Klarissa antwortete: So schnell beredest du mich nicht. Alle dies Unglück über uns ist eure, unsre Wahl; vor allen dein Werk.

Evagoras aber sagte: Ja, Klarissa, es ist unser Werk, unser schönes Werk, darauf sind wir stolz, siegend, sterbend oder gefangen. Nicht wahr, Alexander!

Der Jüngling lächelte ihm Beyfall und bewegt hing Philanthes an seinem blitzenden Auge.

Ueberwältigt dich jetzt der Schmerz, fuhr Evagoras fort, lang wird er es nicht! Freudig hast du ja so viel hartes ertragen, in eigner Brust das Hochgefühl eines freyen Volkes. Kurz mag Heldenleben seyn, doch ists das größte was dem Menschen werden kann. Gern tauschte ich mit deinem Eugen! Nicht wahr, das fühlst du selbst?

Stolzer blickte Klarissa nach ihm hin. Nun siehe, und wenn ihr hundert Jahre die bedeutungslose süße Ruhe in euern Gärten genossen hättet, hättest du auch diesen Blick dabey gehabt oder kauftest du sie für diesen Blick? Klarissa, laß uns heute bey diesem feyerlichen Wiedersehen, bey diesem Rückblick auf die erste Schlußscene unsers großen Spiels oft besprochenes uns lebhaft erneuern.

Vaterlandsliebe, Volksehre, wer dessen Feuertaufe seinem Volke geben kann, sey es auch nur zu kurzem unglücklichem Kampf, der erkauft sie nicht zu theuer durch jeden Schmerz, durch noch so frühen Tod. Darin sieh unsern Stolz, den unverlierbaren sichern Gewinn. Vergleiche feiges Sklavenleben, mit seinem elenden Wucher, seiner Behaglichkeit, seinem langen Frieden, dann aber der scheuen Ohnmacht in jeder Brust, wo jeder den Blick vom andern abwendet, keiner mit dem andern etwas will, als wie die Juden einen Handel, keiner dem andern traut, keiner sich selbst. Dagegen all die Kraft, die Lebensfülle nur eines Tages in jeder muthigen Brust eines freyen eines um Freyheit kämpfenden Volkes mit seinem Stolz in der Aufopferung. O bedenke wie dieser Feuerstrom jedes Leben im Volke durchströmt bis in das Niedrigste, Kleinste. Der Muth des Führers glänzt wieder zum Muth des Gemeinen; die Kraft des Mannes im stolzen Vertrauen des Weibes auf ihn. Siehst du, so trinkt im muthig freyen Volk das höhere Leben schon jedes Kind aus der Mutterbrust. Denn gar anders schlägt hier das Herz unter dem Busen der Nährerin.

Nicht wahr, Klarissa, getrost werden wir unsers Eugens Tod uns eine große Begebenheit nennen, nicht wissend, ob wir den Schmerz darin das Ueberwiegende nennen sollen oder die Erhebung. Denn eins ist in dem andern.

Erinnere dich, wie wir die Zeit vor deines Eugens großem Tage in letzter verzweifelter Gegenwehr in den wilden Gegenden der südlichen Gebirge lagen; wie die Fürstin mit dem Heer an den Wachtfeuern wohnte, die zarte Hand uns die Wurzeln zum Feuer ordnete. Wie war uns damals froh oder trüb?

Klarissa fiel ihm ein: Ja wohl wog dieses Leben jedes Alltagsleben auf, das erhabene Gefühl so tief in der Brust.

Und dein Alexander noch ein Knabe, weißt du, wie gut er das alles verstand; klagte er je über Hunger oder eine der Entbehrungen? War er nicht stolz darauf sie zu ertragen.

Klarissa antwortete: wie jetzt auf den Schmerz seiner Wunde.

Und Evagoras fuhr fort: Du kennst den Mann mit der feyerlich ernsten Miene, meinen Kampfgenossen, dessen Wesen dich so anzog, den Philotas. Laß dir ihn zum Beyspiel nennen von dem, was Eugen that, wir mit ihm. Es war an deines Eugens großem Tage als Julius in M. eingeschlossen lag, Eugen uns nun aus dem Gebirge plötzlich verführte dem Feind in den Rücken und in schnellem Ueberfall das ganze feindliche Heer vernichtete. Ich führte die heilige Schaar gegen ein Dorf, welches der Feind im Weichen anzündete. Philotas ging mit den Jägern durch das Dorf, ich führ-

te die andern an der Höhe herum, hinter dem Dorfe vereinigten wir uns wieder. Sonderbar traurig, gerührt und doch mit heiliger Erhebung trat Philotas wieder vor mich. „Was ist dir,“ fragte ich ihn, „dir ist etwas großes tief erschütterndes begegnet?“ — Dort brannte meine Heimath, erwiederte er, ich hatte da ein Weib mit zwey Kindern wohnen, der wüthende Feind drang auf sie ein; ich fand sie alle vor ihrer Thüre todt hingestreckt. Zwölfjährig war mein ältester Knabe, die breite Todeswunde vorn auf der Brust lag er neben der erschlagnen Mutter. Gewiß der tapfere Junge hob den schwachen Arm zum Schutz der Mutter gegen die rohe Wuth. So habe ich alle das Meinige verloren; nichts bleibt mir als das Vaterland! Heil dem Vaterland! Dies Gefühl erhob ihn, er ist jetzt einer der ersten bey der heiligen Schaar.

Klarissa erwiederte: Wir wissens ja wohl, lieber Evagoras, daß du recht hast; ich widerspreche dir schon nicht mehr. Erzähle nun, wie sich das alles mit euch zugetragen hat.

Evagoras hub erzählend an: Du weißt, während Julius dem Feind an die nördlichen Grenzen entgegen ging, sollten wir unter Eugen der Armee widerstehen, die uns mit einer Landung bedrohte. Ohne Flotte und nicht stark genug die lange Küste ganz zu decken, blieben wir in der Mitte zusammengedrängt stehen, die Landung erwartend. Der Feind

landete südlich. Wir eilten ihm entgegen, über Z. trafen die Heere zusammen. Noch konnten wir Verstärkungen erwarten, ich rieth daher zum Verzug und langsamer Bewegung rückwärts. Allein der Feind uns gegenüber war uns so sehr nicht überlegen. Eugen ersah den Vortheil, daß der Feind die Küste auf seiner linken verlassend sich so ins Gebirge zog, daß er gegen unsre Linke nichts unternehmen, wir die seinige umgehen konnten. Rasch griffen wir an. Der linke Flügel des Feindes wurde geworfen und zerstreut, aus dem Rücken griffen wir nun über Z. seine Mitte an, die schon unserm überlegenen Geschütz völlig bloß stand, da erschien ein zweyter Heerhaufen des Feindes, von dessen Landung wir keine Kunde hatten, auf unsrer Rechten uns also jetzt im Rücken. Wir standen zwischen zwey Feuern. Schnell stellte Eugen uns die im Rückhalt aufgestellte heilige Schaar gegen den neuen Feind, ihm so lang Widerstand zu leisten, bis unser Heer sich aus der schlimmsten Lage wieder herauswickeln konnte. Wir warfen des Feindes Spitzen links aus einem Dorf, rechts durch einen engen Weg zurück. Aber gleich erschien er mit voller Gewalt wieder. Eugen wollte unsern erneuerten Angriff am Engpaß ordnen, hier traf ihn die Kugel in die Brust an meiner Seite. Ich empfing den Sinkenden vom Pferd. Er fühlte die Todeswunde. „Sage deinem Julius,“ redete er mich an, „ich falle, aber

das Vaterland bleibt im Sieg, bald bin ich bey seiner Cäcilie! Gehe wieder zur Schlacht!" Doch schon sank er; er rief noch: „O heilige Liebe!" und seine Pulse standen.

Ich eilte wieder in den Kampf. Die Uebermacht drängte uns zurück. Wir konnten uns nicht schnell genug an die aus dem Dorfe zurückweichenden anschließen; starke Abtheilungen feindlicher Reiterey warfen sich zwischen unsre beyden kleinen Haufen. Ich führte einen Reiterangriff, den Alexander mir zur Seite, um die Vereinigung zu erzwingen. Wir kämpften verzweifelt, den Alexander entwaffnete der Hieb durch den rechten Arm und gleich traf mein Pferd eine Kugel, ich stürzte und war auch entwaffnet. Weiteres wissen wir nicht. Uns führte man schnell zurück, wo wir die Nacht auf einer Höhe über dem Meer bey den Wachtfeuern blieben.

Hier fiel Dora ein: Eugen todt, du gefangen, das Heer zerstreut ohne Führer! Wer rettet nun das Vaterland?

Aber Evagoras erwiederte: O Geliebte, des Vaterlands Sache stand oft noch schlimmer. Meinem Julius ist nun Eugens Ehre und meine und unser aller Ehre verpfändet, er wird schon kommen und wird sie lösen!

Als sie so zusammen sprachen, trat der Officier von der Wache ein und übergab dem Evagoras Pa-

piere, welche die Soldaten unter der Beute gefunden hatten. „Vielleicht ist es euch werth," sagte er, „uns geht es nichts an, da es keine Geschäftssachen betrift. Evagoras entließ ihn dankend. Es waren die Papiere Cäciliens, welche diese bey dem frühern Streit der Brüder um Evagoras gesammelt hatte, wie sie sagte, ihn einst zu rechtfertigen. „Mir zur Rechtfertigung, uns zur stillen Erinnerung froher Vergangenheit laßt uns die Papiere zusammen lesen, so lange wir eingeschlossen beysammen bleiben," sagte Evagoras. Das wurde die Unterhaltung der Gesellschaft.

So waren sie zwey Wochen eingeschlossen geblieben als man ihnen eines Tages ankündigte, sich zur schnellen Abreise bereit zu halten. Man nöthigte sie alle in einen Wagen und der Hauptmann, der den Evagoras von Anfang an bewacht hatte, führte sie mit einer Bedeckung von Reiterey weiter. Als Evagoras die Richtung des Wagens gewahr wurde, sagte er traurig: „Jetzt, lieber Alexander, gilt es, sich zu fassen. Noch lebte mir immer die Hoffnung, sie sollten uns wieder befreyen; jetzt aber sieh, man führt uns den Schiffen zu, bis Morgen sind wir am Bord der Flotte, wie will uns Julius dann finden!" Auf des Alexanders jugendlich hoffendes Gemüth wirkte aber die Eilfertigkeit der Reise anders, er schüttelte lächelnd den Kopf dazu. Und in der That man führte sie mit möglichster Eile

weiter. Von Mittag an hörten sie seitwärts entfernte Schlacht, sie wurden feyerlich still, in diesem Gefühl des über sie waltenden Schicksals, dem sie so leidend gehorchen mußten, wie es sich fügte. Die Nacht hindurch ging ihr Weg durchs Gebirge hinauf. Mit dem ersten Morgenroth erreichten sie die Höhe des Gebirges. Evagoras schlief; Alexander stand unruhig spähend aufrecht im offnen Wagen. Als sie nun völlig auf die Höhe kamen, wo man die Aussicht auf den Meerbusen und die Rhede von A. hat, erblickte er in der Ferne Feuer und des Jünglings Falkenauge erkannte gleich dessen Bedeutung. In freudiger Begeisterung rief er den Evagoras auf: „siehe dort, dort stehen des Julius Zeichen!“ Evagoras umarmte ihn in heftiger Bewegung. Der Officier der Wache ließ anhalten mit dem Fernrohr suchend, was es bedeute, aber noch war es zu dunkel im matten Lichte mehr zu unterscheiden. Alexander rief im Rausch der Freude ihm zu: „Sieh eure Flotten brennen, in A. ist Julius!“ Sie fuhren weiter, kamen an einen Vorsprung auf den Felsen, wo sie über die Wipfel der Eichenwälder hinab beym Aufgang der Sonne in das ebene Thal sahen. Leichte Nebel wälzten sich unter ihnen im Zerfließen, unten nahe Schlacht, die Nebel rissen und Alexander rief: „Die Fahnen der heiligen Schaar! Krates kommt! — Nun trifft auch uns die Reihe bald!“ — „Sachte un=

bändiger Jüngling!" entgegnete ihm Evagoras, „den Gefangenen soll nicht von Gegenwehr träumen; mir dein Schwerdt!" Er nahm des Alexanders Schwerdt und sein eigenes, es dem Officier der Wache überreichend. „Hier gilts," sagte er, „man will uns bald befreyen." „Ich habe keinen Befehl euch die Degen zu nehmen," antwortete jener. „Wir aber dürfen sie nicht brauchen," erwiederte Evagoras und warf sie ins Gebüsch.

Indem sie hier noch hielten, kamen schon Flüchtlinge von verschiedenen Waffengattungen an ihnen vorbey, das Gebirge rückwärts hinauf. Der Officier sah, daß die Seinigen umgangen und abgeschnitten seyen. Indessen ließ er noch einen Seitenweg einschlagen, um wo möglich die Gefangenen wieder rückwärts zu bringen. Aber diesem Weg waren sie noch nicht lang gefolgt, als schon seitwärts Artillerie der heiligen Schaar auf einer nahen Höhe erschien, und sie zu beschießen anfing. Kugeln gingen durch den Wagen, Evagoras bekam einen Streifschuß über die Brust und sank heftig blutend zurück. Er reichte Dora und Klarissen die Hände: „Das kann zum Tode seyn," sagte er, mich traf des Freundes Kugel, sterbe ich, so sterbe ich im Sieg. Sagt dann dem Julius: nichts ist erhabener im Menschenleben, als im Siege untergehen!"

Die Wache hatte gleich Zeichen gegeben, das Feuer einzustellen, auch waren sie augenblicklich von den durchs Gebüsch herauf dringenden Jägern der heiligen Schaar umringt. Die Wache wollte sich ergeben. Evagoras aber sagte mühsam: „laßt sie frey abziehen, sie schützten uns.“ Indem kam Philotas, der die Jäger der heiligen Schaar führte, an den Wagen. Freude über das Wiedersehen und die glückliche Befreyung wich der Sorge um des Evagoras Wunde. Er untersuchte sie, fand die äußere Verwundung unbedenklich, aber den innern Schaden in der Brust fürchtete er. Schnell legte er dem Evagoras einen vorläufigen Verband an, dann rief er: „Wir haben geschworen!“ und eilte zur Schlacht zurück.

Die Freunde fuhren mit Evagoras langsam das Gebirge hinab, da schwieg der Kanonendonner; die Jünglinge der heiligen Schaar traten auf der eroberten Stellung der Höhen an und es erschallte mit den Hörnern und Flöten der Jäger, mit der vollen Musik der Linie der Siegsgesang:

Erdengeborene höherer Abkunft
Mächtig durch Eros den Kämpfebeweger
Es brachte den Sieg
Heilige Schlacht!

Reicht uns im wildesten Sturme des Kampfes
Lorbeerkronen die furchtbare Schickung
Ertön' euer Ruf
Heilige Schlacht!

Zu ehrrächenden sühnenden Kämpfen
Treiben allein im Siegen und Sterben
Die tapferen Reih'n
Freyheit und Recht!

Opfernd auf Vaterlandes Altären
Freundes und Feindes blutige Leichen
Gehorchet das Heer
Freyheit und Recht!

Eingedenk seiner höheren Abkunft
Wird, wen die Schickung zum Opfer erwählte,
Noch rufen im Tod
Freyheit und Recht!

Tief erschüttert folgten die Freunde dem Gesang; Alexander ließ sich nicht mehr zurückhalten, er enteilte die halbgeheilte Wunde nicht achtend wieder zur Schlacht. Den Evagoras aber brachte man langsam in den ersten Ort hinab, seine Wunden zu pflegen. Noch war zwischen Leben und Tod für ihn nicht entschieden.

Nach wenigen Stunden kam Julius nach, der den Kampf im Rücken beendigt hatte und nun zur letzten Entscheidung eilte. Er vernahm die Befreyung

des Evagoras und die Gefahr seiner Wunde; sogleich ging er zu ihm.

Als Evagoras ihn erblickte, rief er ihm entgegen, den Schmerz der Wunde und die Gefahr nicht achtend: Wußte ichs doch, Julius, daß deiner Hand verpfändet des Volks und unsre Ehre sicher verwahrt sey. Wir bleiben im Sieg, gerettet ist das Vaterland! Du stehst allein und magst nun sehen, daß alles gut ende!

Ja wohl, erwiederte Julius, stehe ich allein! Herrscht doch der Schmerz im Menschenleben! Ehe noch der Kampf begann, schied Cäcilie von uns, dann auch Eugen und nun willst auch du uns verlassen? Was helfen alle meine Siege! Werden wir denn ohne dich des Volkes neue Ordnung besser, sichrer gründen? Nein, bleibe du uns noch. Eugen hat sein Werk vollendet und schied zu den Unsterblichen. Du nicht! Das deine beginnt ja erst, wenn wir den Frieden errungen haben.

Evagoras antwortete: Unser Lauf ist Heldenlauf; kurzer Sieg, früher Tod! Ich bleibe bey Cäciliens Worten: im Siege untergehen ist das Erhabenste im Menschenleben! Stehst du nun allein, so sey eingedenk der Rechte deines Volkes und seines höhern Geistes. — Julius schwieg erröthend.

Schmerzlich bewegt blieb Julius bey dem Freunde bis Evagoras ihn ungestümer wieder in die Schlacht hinaus drängte.

Bald war alles entschieden. Durch die Besetzung der Höhen im Rücken des Feindes war das feindliche Heer zwischen eine anfurthlose Küste und das von uns besetzte Gebirge so eingeengt, daß es sich nicht bewegen und mit keinem Erfolg angreiffen konnte. Das ganze Heer wurde gefangen und entwaffnet. Schon hatte Julius vor Eugens unglücklicher Schlacht das im Norden eindringende Heer zurückgeschlagen. Jetzt rückte der Feind dort wieder vor, aber Julius war ihm überlegen, noch eine Schlacht und der Boden des Vaterlandes war vom Feinde befreyt. Die äußern Verhältnisse erlaubten dem Feinde keine neue Rüstung gegen uns, wir erhielten den Frieden.

Der friedebringende Feldherr kehrte mit dem Heer zur Hauptstadt zurück. Dort fand er seinen Evagoras schon fast hergestellt, denn die innere Verletzung der Brust hatte sich nicht lebensgefährlich gezeigt. Volk und Heer jubelten ihrem Befreyer entgegen und feyerten seinen Namen. Durch den Tumult brachte ihm Amalie Cäciliens Sohn den kleinen Eugen entgegen; tiefer Schmerz befiel ihn, als er das Kind aufnehmend jener Worte Cäciliens dachte, die nun im großen Augenblick nicht mehr bey ihm seyn sollte.

Evagoras trat in aller Freude erschüttert, mißtrauend vor den Freund, mit jenem Mißtrauen,

welches ihm schon am ersten Tag des Kampfes Makbeths Hexen erscheinen ließ.

Julius, Evagoras und die andern Führer beriefen die Ersten des Volkes zum Rath nach der Hauptstadt, um jetzt Gesetz und Ordnung des Staats auf die neue, sichere Weise zu gründen.

Der Morgen des entscheidenden Tages, an dem die Rathsversammlung zusammen trat, war angebrochen. Klarissa, Amalie und Dora waren mit den Kindern bey Julius in Eugens Saal. Evagoras saß bey ihnen unruhig schweigend. Julius ging bewegt im Saale auf und ab. Man hörte trommeln; die Freunde traten auf den Balkon zusammen. Wie an jenem ersten Tage kam ein Theil der heiligen Schaar von Krates geführt unter Evagoras Marsch die Straße herauf. Die ganze Gewalt der Erinnerung an Cäcilien und Eugen überfiel beyde Freunde, sie hielten sich fest umarmt. Indem reihten sich die Soldaten unter dem Pallast. Die Freunde traten erschüttert schweigend auseinander. Nun trat Krates herein zu ihnen, mit Lorbeeren bekränzt. „Sieh' da," redete Julius ihn an, „dir gab die Schaar den letzten Kranz, sie wählte gut!"

„Das wollte ich dir zeigen!" erwiederte Krates, „der Rath versammelt sich; die Stimme im Heer und Volk ist: dir auch deinen Kranz, einen andern. Ich gehe!" Evagoras trat zurück; Julius erröthete „O Krates! rief er ihm zu, halt

noch einen Augenblick! Bist du denn ganz zum Soldaten geworden, und hast den Bürger darüber vergessen? Kennst du nicht den Athenischen Gesang: Ich umwinde mein Schwerdt mit Myrthen, wie Harmodios that und Aristogiton. Hast du ihn nicht oft mit Freuden angestimmt? Und wie nun? Würde er dir nicht bald wieder gefallen?" — Krates erröthete, schlug sich mit der Faust vor die Stirn und reichte dem Fürsten die Hand. „Wohl an! sagte er, ich will ihn heute von der heiligen Schaar singen lassen! Bisher lehrte uns Evagoras. Kannst auch du uns singen lehren?" — Dann wandte er sich gegen Evagoras: „Heil unserm großen Lehrer!" und entfernte sich.

Tief bewegt schloß Evagoras seinen Freund in die Arme und rief: „Wir stehen am Ziel!" Thränen traten ihm in die Augen. — Julius aber erwiederte gerührt: „Dank deiner Führung!"

Die Weiber hatten von Cäcilien gesprochen, jetzt wandten die Freunde sich zu ihnen. Da sprang der kleine Eugen auf Julius zu, er sagte: wie Amalie ihm immer erzähle, daß er eine so schöne, sehr schöne Mutter habe, die im Himmel lebe. Dann aber fragte er, nicht wahr Amalie ist auch meine Mutter?

Julius trat zu Amalien: „Heute, liebe Amalie, ist unserer größten Tage einer. Nicht wahr,

Amalie? Eugen soll recht haben, von diesem Tage an?"

Amalie sank in seine Arme heftig weinend.

Die beyden Freunde gingen zur Rathsversammlung. Da setzte man unsers Staates Grundgesetze an. Sie gelten uns noch!

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Fries, Jakob Friedrich,

Julius und Evagoras oder: die Schönheit der Seele ein philosophischer Roman

Bd.: 1

Heidelberg 1822

P.o.germ. 402 r-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10108318-7